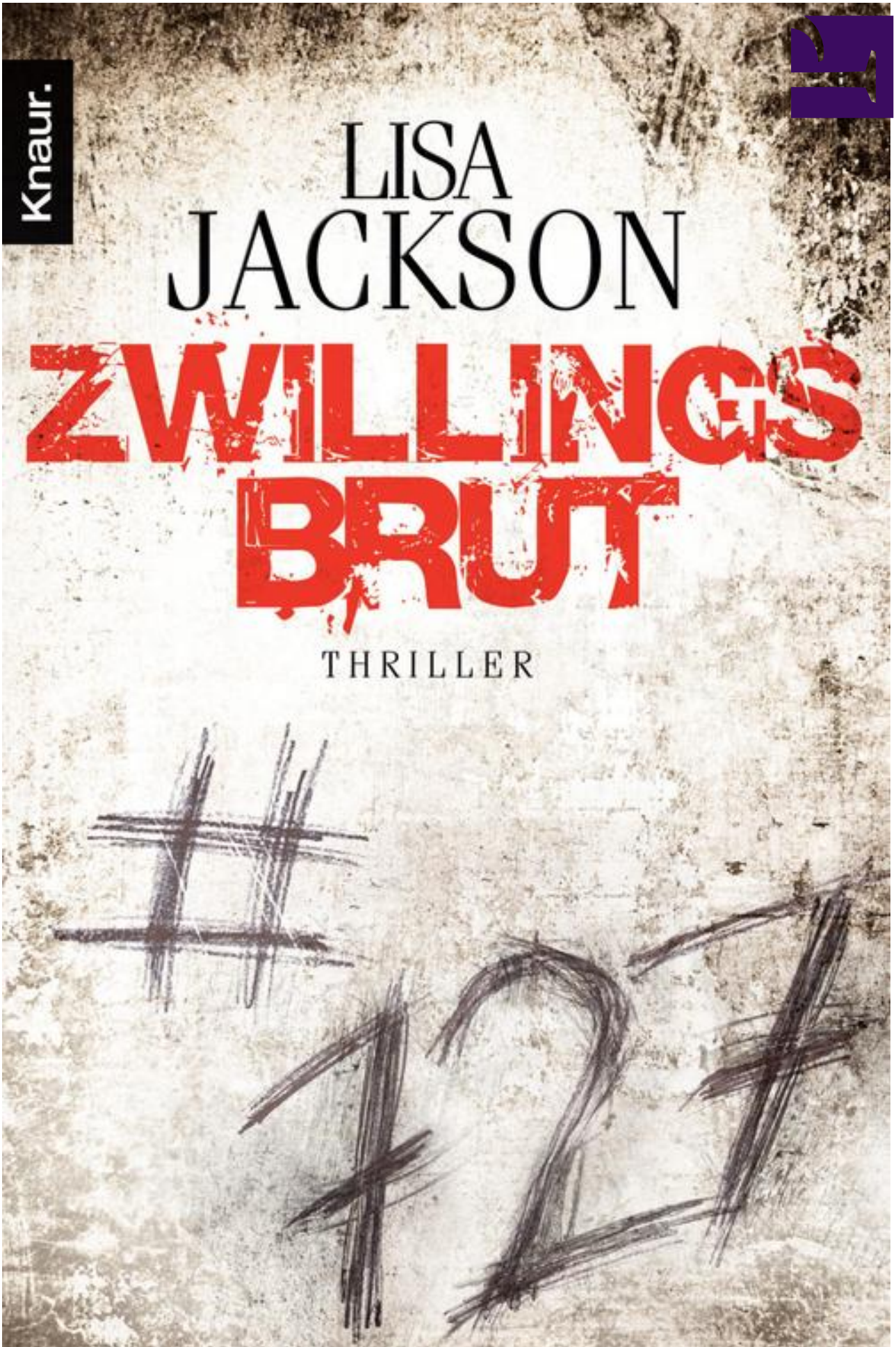
Knaur.

LISA
JACKSON

ZWILLINGS BRUT

THRILLER



Lisa Jackson

Zwillingsbrut

Thriller

Aus dem Amerikanischen
von Kristina Lake-Zapp

Inhaltsübersicht

- Prolog
- Kapitel 1
- Kapitel 2
- Kapitel 3
- Kapitel 4
- Kapitel 5
- Kapitel 6
- Kapitel 7
- Kapitel 8
- Kapitel 9
- Kapitel 10
- Kapitel 11
- Kapitel 12
- Kapitel 13
- Kapitel 14
- Kapitel 15

- Kapitel 16
- Kapitel 17
- Kapitel 18
- Kapitel 19
- Kapitel 20
- Kapitel 21
- Kapitel 22
- Kapitel 23
- Kapitel 24
- Kapitel 25
- Kapitel 26
- Kapitel 27
- Kapitel 28
- Kapitel 29
- Kapitel 30
- Kapitel 31
- Kapitel 32
- Kapitel 33
- Kapitel 34

- Kapitel 35
- Kapitel 36
- Kapitel 37
- Epilog
- Dank

Prolog

Mal gewinnt man, mal verliert man.

Heute Abend, so dachte Shelly Bonaventure, war sie die Verliererin gewesen, das lag mehr als klar auf der Hand.

Frustriert schloss sie die Tür zu ihrem Apartment auf, warf ihre Handtasche auf den Tisch in der Diele und verspürte auf einmal einen brennenden Schmerz in der Bauchgegend.

Sie schnappte nach Luft und krümmte sich zusammen; ihre Eingeweide schienen in Flammen zu stehen. Ganz plötzlich, wie aus heiterem Himmel.

»Auuu«, stöhnte sie. Der Schmerz ließ gerade ein wenig nach, so dass sie sich zur Couch schleppen konnte. »Was ist denn?« Mit einem flauen Gefühl im Magen atmete sie ein

paarmal tief ein und aus. War das Brennen so stark, dass sie den Notruf wählen sollte, oder sollte sie selbst in die Notaufnahme fahren?

»Jetzt sei nicht albern«, rief sie sich flüsternd zur Ordnung, doch das ungute Gefühl, dass irgendetwas ganz und gar nicht stimmte, wollte nicht weichen. »Reiß dich zusammen«, sagte sie zu sich selbst, lauter nun, und streifte ihre High-Heels ab. Entweder hatte sie zu viel getrunken, etwas Falsches gegessen, oder ihre Periode kam ein paar Tage zu früh.

Nein, das konnte nicht sein. Nicht mit solchen Schmerzen!

Für eine Sekunde schloss sie die Augen, Schweißperlen sammelten sich auf ihrer Oberlippe. Sie würde ein Magenmittel nehmen, wenn sie denn eins im Haus hätte, und wenn nicht, würde sie eben bis zum Morgen leiden. Noch während sie sich den Schweiß abwischte, schaute sie sich suchend nach ihrer Katze um. »Lana?«

Keine Antwort.

Merkwürdig. Für gewöhnlich kam die mehrfarbige Glückskatze aus jedwedem Schlupfwinkel hervorgeschossen, sobald sie hörte, dass das Schloss der Wohnungstür aufschnappte.

Hm.

»Lana? Komm her, Kätzchen …« Sie horchte, doch noch immer kein Maunzen, kein Tapsen, nichts. Oh, na schön, Lana trieb mal wieder ihre Spielchen mit ihr. Dennoch …

Mühsam schleppte sich Shelly zum Badezimmer, wobei sie fast über den Teppich gestolpert wäre, den sie vor … war das wirklich schon so lange her? … sieben Jahren gekauft hatte. »Nun zeig dich schon, komm heraus, wo immer du stecken magst!«, rief sie lockend. »Mommy ist zu Hause!«

Knack!

Das Geräusch kam von draußen. Erschrocken fuhr Shelly herum. War da ein Schatten auf der Veranda?

Ihr Herz schlug bis zum Hals, als sie vorsichtig an die Glasschiebetür trat und in die Dunkelheit hinausspähte. Der Schatten, so erkannte sie jetzt, war nur ein Palmwedel, der vor der Verandabeleuchtung im Wind tanzte.

»Alberne Gans! Nun hör schon auf mit deiner Paranoia!«

Aber was hatte dann den Lärm verursacht …?

Die Katze? Wo steckte sie bloß?

Es ist alles in Ordnung, redete Shelly sich ein, doch sie blieb angespannt. Vielleicht hatte sie den Alten im Apartment darunter gehört … Bob oder wie immer er hieß. Der ließ doch ständig etwas fallen.

Eine weitere Welle der Übelkeit durchflutete sie, ihr Unterleib verkrampfte sich. Sie biss die Zähne zusammen und wartete darauf, dass der

Schmerz nachließ. Was war denn nur los mit ihr?

An die Rückenlehne der Couch geklammert, atmete sie tief durch, dann schweiften ihre Augen durchs Wohnzimmer. Seit fast zehn Jahren lebte sie nun schon in diesem Zwei-Zimmer-Apartment, sah, wie die Jahre verstrichen, die Falten in ihrem Gesicht tiefer wurden und ihr die unzähligen Rollen bei Film und Fernsehen, die sie so gern an Land gezogen hätte, durch die Finger rannen.

Seit ihrer Scheidung von Donovan …

Nein, mit diesem uralten Stück Geschichte würde sie sich nicht näher befassen. Nicht heute Abend. Eine positive Einstellung – das war es, was sie brauchte. Und vielleicht etwas, um ihren Magen zu beruhigen. Sie hatte einfach ein bisschen zu viel getrunken im Lizards, der Bar, die keine zwei Blocks von ihrer Wohnung entfernt lag und die ihren Namen

wohl eher den leicht anrüchigen Gästen zu verdanken hatte als einer Eidechse.

Heute Abend war sie losgezogen in der Hoffnung, ihre Kontakte zu den großen und kleineren Filmstudios aufzufrischen, die es hier in L.A. zuhauf gab. Diese Sache brannte ihr ziemlich auf der Seele, weshalb sie es ganz schön übertrieben hatte.

Doch was konnte sie schon dafür, dass der Typ, den sie in der Bar kennengelernt hatte, von ihrem kurz bevorstehenden fünfunddreißigsten Geburtstag wusste und ihr mehrere Mai Tais spendierte? Er hatte interessiert gewirkt, *wirklich* interessiert, und er sah gut aus, sexy. Seine Stimme war so sonor, dass sie ihr einen Schauder das Rückgrat hinabjagte. Er war ihr vage bekannt vorgekommen, und als er ihren Handrücken berührte, hatte sie eine prickelnde Vorfreude verspürt. Seine stahlblauen Augen, die zu einem tiefen Mitternachtsblau wechseln konnten, blickten durchdringend; seine Lippen

waren dünn wie Rasiermesser, und der leichte Bartschatten auf seinem Kinn unterstrich noch seine Männlichkeit. Wie er das Gesicht zu einem aufreizend schiefen Lächeln verzog, wenn er mit ihr sprach! Ja, der Kerl hatte die Böser-Junge-Masche absolut drauf! Sie hatte ihn auf sein mörderisches Lächeln angesprochen, was ihn amüsierte. Das hätte noch nie jemand zu ihm gesagt, behauptete er und stieß ein leises, kehliges Lachen aus.

Sie hatte sich vorgestellt, wie er ohne Hemd aussehen würde, wie es sich anfühlen mochte, seine Lippen heiß und drängend auf ihren zu spüren, wie sie mit ihm ins Bett taumelte, während er sie in seinen starken Armen hielt.

Ja, aber du hast die Bar ohne ihn verlassen, nicht wahr? Und das nur, um hierher zurückzukehren. Allein.

Natürlich war sie gegangen, schließlich kannte sie ihn gar nicht. Vermutlich war es gut gewesen, rechtzeitig abzuhauen, vor allem in

Anbetracht dessen, dass sie sich sowieso schon krank fühlte und morgen früh um fünf vom telefonischen Weckdienst geweckt werden würde – ein Anruf, den sie auf keinen Fall verpassen durfte.

Ihre Agentin hatte um sieben Ecken einen Casting-Termin für sie organisiert – eine Rolle in einer Serie, die im Herbst auf Fox ausgestrahlt werden sollte. Sie würde gleich morgen früh vorsprechen müssen, und sie hatte vor, so gut dabei auszusehen wie eben möglich. Sie würde sich selbst übertreffen. Wenn ihr diese Rolle durch die Lappen ging, wäre es vorbei … nun, es sei denn, sie würde einen Platz bei *Dancing with the Stars* oder in einer anderen Realityshow ergattern können, die ihre vor sich hin dümpelnde Karriere wieder in Schwung bringen könnte.

Wenn sie sich nur nicht so elend fühlen würde! Meine Güte, schwitzte sie etwa? Das war gar nicht gut.

Diese Fernsehserie könnte ihre letzte Chance sein, wenn man Hollywoods Haltung zum Thema Älterwerden bedachte. Was überaus deprimierend war.

Shelly Bonaventure musste es schaffen, unbedingt. Sie könnte nicht einfach mit eingekniffenem Schwanz in das Hinterwäldlerstädtchen in Montana zurückkehren, dem sie einst den Rücken gekehrt hatte, um hier in L.A. Karriere zu machen. War sie nicht die Ballkönigin der Sycamore Highschool gewesen und in ihrem Abschlussjahr zur verheißungsvollsten Schülerin gewählt worden? Hatte sie nicht alles versucht, um so schnell wie möglich den Kleinstadtstaub abzuschütteln? Und tatsächlich – am Anfang hatte ihr Stern hell geleuchtet, als sie mit ein paar vielversprechenden Nebenrollen zum Firmament aufgestiegen war. Ein Part in einer Seifenoper, noch bevor sie zwanzig geworden war! Und hatte sie etwa nicht mit den beiden Toms

gearbeitet – Cruise und Hanks – und mit Gwyneth und Meryl und … sogar mit Brad Pitt? Gut, es waren kleine Rollen gewesen, aber immerhin! Außerdem hatte sie Julia Roberts gedoubelt, und dann war da noch diese Vampirserie auf Kabel gewesen, *Blutige Küsse*. Sie hatte einiges vorzuweisen, aber diese Momente des Ruhms lagen eine Weile zurück, und in letzter Zeit hatte man sie bloß noch als Leiche bei Serien wie *CSI* eingesetzt oder in diversen Werbespots. Ab und an bekam sie auch eine Rolle als Synchronsprecherin in billigen Zeichentrickproduktionen.

Wenn sie nicht die Estelle in dieser neuen Serie spielen durfte, wäre es endgültig mit ihrer Karriere in Hollywoods B-Liga vorbei, und sie würde geradewegs in einer Realityshow für abgehalfterte C-Ligisten landen. Dieser Gedanke ließ sie erschaudern.

Hollywood, dachte sie verzagt, *das Land der durchgesessenen Casting-Sofas und zerbrochenen Träume.*

Eine weitere Schmerzwelle zwang sie beinahe in die Knie. »Allmächtiger«, keuchte sie und taumelte zusammengekrümmt in ihre kleine kombüsenartige Küche, wo sie die Kühlschranktür öffnete, die kärglichen Vorräte betrachtete und eine weitere Welle der Depression aufkommen fühlte. Sie stieß auf eine halb volle Flasche Pepto, schraubte den Verschluss auf und nahm einen Schluck von der zähen, quietschrosa Medizin, die man frei verkäuflich in jedem Drugstore bekam und die so gut gegen Magenbeschwerden half. Mit zittrigen Fingern drehte sie sie wieder zu und stellte sie zurück ins Kühlschrankfach. Dann klappte sie die Tür zu, ließ sich auf den Fußboden gleiten, streckte die Beine von sich und atmete tief ein und aus.

Wie war ihr übel!

Vielleicht sollte sie ihren Arzt anrufen oder ihm zumindest eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter hinterlassen. Langsam rappelte sie sich hoch und fragte sich wieder, wo um alles in der Welt Lana, ihre Katze, stecken mochte.

Nun, auf alle Fälle nicht auf dem Küchentresen, auf dessen verkratzter Arbeitsfläche sich seit drei Tagen benutzte Kaffeetassen, schmutzige Gläser und die Packungen von kalorienreduzierten Fertigmahlzeiten stapelten.

Ihr Magen schmerzte immer mehr. Shelly schleppte sich zum Badezimmer und sprach sich Mut zu. Sie würde sich von dieser Stadt nicht unterkriegen lassen.

Hatte sie etwa nicht unter Bulimie gelitten? Hatte sie etwa nicht alles für ihre Karriere getan? Und obwohl sie keine klassische Schönheit war, so hatte man ihr doch gesagt, ihr Gesicht zeige »Charakter« und »Intelligenz«. Ihr kastanienbraunes Haar leuchtete nach wie vor, und die Haut um ihre grünen Augen und die

vollen Lippen wiesen noch nicht allzu viele verräterische Falten auf.

Sie quetschte sich in das winzige Badezimmer. Ein Blick in den Spiegel über dem Waschbecken ließ sie zusammenzucken. Aller Schönrederei zum Trotz fingen die Jahre an, ihre Spuren zu hinterlassen. Zwar benutzte sie tonnenweise Produkte, die ihren Teint makellos halten sollten, doch zu Botox hatte sie bislang nicht gegriffen. Noch nicht. Sie wollte da nichts ausschließen, wollte gar nichts ausschließen, was die Zeit ein wenig zurückdrehen konnte.

Doch die Zeit war ein unerbittliches Übel, dachte sie und hob ihre Kinnkonturen an, um zu sehen, ob sie wirklich gestrafft werden mussten.

Noch nicht, Gott sei Dank. Ihr fehlte das Geld für diese Art von »Schönheitstuning«, und sie hatte auch nicht vor, irgendein künstlich aufgebauschtes Enthüllungsbuch auf den Markt zu bringen, wie ihre Agentin vorgeschlagen

hatte. Sie war noch keine fünfunddreißig – bis zu ihrem Geburtstag blieben ihr noch ein paar Tage –, was sollte sie bei einem solchen Seelenstriptease schreiben? Verglichen mit anderen Frauen ihres Alters war ihr Leben bisher ziemlich langweilig verlaufen.

Das Weiße in ihren Augen wirkte ein wenig blutunterlaufen. Shelly nahm die Kontaktlinsen heraus und holte das Fläschchen mit Augentropfen aus dem Medizinschrank. Mit zurückgelegtem Kopf hielt sie die Pipette nacheinander über beide Augen und blinzelte, um die Tropfen besser zu verteilen. Dann stellte sie das Fläschchen in den Schrank zurück. Als sie die Spiegeltür schloss, bemerkte sie aus dem Augenwinkel einen Schatten hinter sich.

Was war das?

Mit hämmerndem Herzen fuhr sie herum. Das winzige Badezimmer war leer, die Tür stand offen.

Ihre Haut kribbelte.

»Lana? Bist du es?«, rief sie und kehrte ins Wohnzimmer zurück. Ohne ihre Kontaktlinsen und wegen der Augentropfen, die noch immer einen trüben Film bildeten, nahm sie die Zimmerecken nur verschwommen wahr. »Kätzchen?« Wo hatte sich diese Glückskatze versteckt, die sie nach ihrer Lieblingsfilmikone Lana Turner benannt hatte? »Komm raus, zeig dich, wo immer du dich versteckt hast«, säuselte sie, doch zweifelsohne lauerte die Katze wieder irgendwo an einem dunklen Fleckchen. Mehr als einmal war Lana hinter den gerahmten Fotos auf dem Bücherregal hervorgeschossen, hatte sämtliche Bilder umgeworfen, dabei die Gläser zerschmettert und sich zu doppelter Größe aufgeplustert, um Shelly zu Tode zu erschrecken. Das war ohnehin Lanas Lieblingszeitvertreib. »Hierher, Kätzchen, Kätzchen …«

Doch wie bei ihrem unabhängigen Naturell nicht anders zu erwarten, tauchte die Katze nicht auf.

Barfuß stand Shelly im Wohnzimmer. Irgendetwas sagte ihr, dass die Katze nicht da war. Obwohl das keinen Sinn machte.

Als sie die Wohnung verlassen hatte, hatte Lana dösend auf der Rückenlehne der Couch gelegen und halbherzig mit dem Schwanz gezuckt.

Warum also fühlten sich die Räume so leer an? Draußen trieb der Wind trockene Blätter über die Veranda, ein gespenstischer Tanz aus braunen und rostroten Farbtupfern.

Du lieber Himmel, was stimmte bloß nicht mit ihr? Daran war doch nichts Unheimliches! Trotzdem stellten sich ihr die Härchen auf den Armen auf.

»Hör endlich auf damit!«, befahl sie sich noch einmal, als sie von einem weiteren Krampf überwältigt wurde. »Auuu!« Der Schmerz war

diesmal noch heftiger. Sie wartete nicht länger, kroch zu ihrer Handtasche und tastete nach ihrem Handy.

Das dumme Ding steckte nicht in seinem üblichen Fach. »Komm schon, komm schon!« Das war wahrlich nicht der richtige Zeitpunkt, um nach dem Mobiltelefon zu suchen. Mit zitternden Fingern durchwühlte sie den Inhalt ihrer Handtasche, und als der Schmerz noch stärker wurde, kippte sie einfach alles auf den Fußboden. Schlüssel, Brillenetui, Brieftasche, Quittungen, Münzen, eine Schachtel Zigaretten, Tampontäschchen und eine kleine Dose Pfefferspray schlitterten über die Fliesen.

Kein Handy.

Wieso nicht?

In der Bar hatte sie es doch noch bei sich gehabt. Sie erinnerte sich, den Vibrationsmodus eingeschaltet zu haben, und … Hatte sie es etwa nicht in die Tasche zurückgesteckt, sondern im Lizards liegen gelassen, auf dem Tresen,

dessen Oberfläche aussah wie eine Schlangenhaut?

»O Gott«, flüsterte sie und spürte, wie ihr der Schweiß auf der Stirn ausbrach. Ihr Puls raste. Sie hatte keinen Festnetzanschluss, was bedeutete, dass sie keine Hilfe holen konnte, es sei denn …

Plötzlich hörte sie ein lautes Scharren.

Was zum Teufel war das? Die Katze?

»Lana?«, fragte sie nervös, dann bemerkte sie, dass die Glasschiebetür offen stand, wenn auch nur einen winzigen Spalt.

Hatte sie sie etwa nicht geschlossen? – Doch, mit Sicherheit. Sie erinnerte sich genau daran. Vermutlich war das Schloss nicht eingeschnappt, weil Merlin, dieser dämliche Hauswart, immer noch nicht vorbeigekommen war, um es zu reparieren.

Ihre Kopfhaut kribbelte, und ihr Herz begann heftig zu pochen, auch wenn sie sich gut zuredete, dass sie gerade völlig übertrieben

reagierte. Niemand hatte sich in ihrem Apartment versteckt, um ihr aufzulauern. *Sei nicht paranoid. Du hast einfach zu oft für die Opferrolle in diesen billigen Horrorstreifen vorgesprochen.*

Trotzdem …

Angestrengt lauschend und mit rasendem Herzen blickte sie zur Schlafzimmertür, die ebenfalls einen Spaltbreit offen stand. Sie hatte noch keine zwei Schritte in diese Richtung gemacht, als sie aus dem Augenwinkel eine Bewegung auf der Veranda wahrnahm, eine dunkle Gestalt am Schiebegriff der Glastür.

Ein Einbrecher!

Sie öffnete den Mund, um zu schreien, doch dann klappte sie ihn erstaunt wieder zu. Es war der Typ aus der Bar. In der Hand hielt er ihr Mobiltelefon. Erleichtert schlug sie die Hand vor die Brust und rief: »Du hast mich fast zu Tode erschreckt!«, dann eilte sie zur Tür und schob sie auf. »Woher hast du mein –«

Doch sie kannte die Antwort, noch bevor sie zu Ende gesprochen hatte.

»Du hast es in der Bar liegen gelassen.«

»Und wie hast du mich gefunden?«

Wieder dieses schiefe, sexy Grinsen. »Deine Adresse ist unter ›Kontakte‹ gespeichert.«

»Oh. Richtig.«

Er war ein echter Hingucker mit seinem markanten Kinn, dem dunklen Haar und den Augen, in deren dunkelblauen Tiefen etwas Abgründiges schimmerte.

»Die meisten Leute kommen zur Wohnungstür und klopfen«, bemerkte sie ein wenig verwirrt.

Seine Lippen zuckten. »Vielleicht bin ich nicht wie die meisten Leute.«

Das konnte sie kaum abstreiten. Plötzlich durchfuhr sie ein weiterer schmerzhafter Krampf, so heftig, dass sie sich mit einer Hand auf den Glastisch stützen musste. »Oh … oh …«, stammelte sie und zog scharf die Luft

ein. Wieder brach ihr der Schweiß aus, diesmal fühlte sie sich einer Ohnmacht nahe.

»Geht es dir gut?«

»Nein.« Sie schüttelte den Kopf. »Es ist besser, du gehst. Es tut mir leid – au!« Sie keuchte. Ihre Knie gaben nach. Er fing sie auf, als sie zu Boden sinken wollte, griff mit seinen kräftigen Armen nach ihr.

»Du brauchst Hilfe.«

Bevor sie widersprechen konnte, hob er sie hoch und trug sie zielsicher ins Schlafzimmer. »He, warte …«

»Leg dich einfach hin«, befahl er ihr mit ruhiger Stimme.

Ihr blieb keine Wahl. Das Schlafzimmer drehte sich, die Nachttischlampe wirbelte vor ihren Augen. Sie fühlte sich schrecklich elend …

Augenblick mal … Erneut stieg Panik in ihr auf, als er sie auf die zerwühlten Laken legte. Die Matratze gab unter ihrem Gewicht nach.

Kurz dachte sie an Flucht. Irgendetwas stimmte hier ganz und gar nicht, das wusste sie trotz ihrer schier unerträglichen Schmerzen. Ihre Begegnung in der Bar, ihre Übelkeit, sein überraschendes Aufkreuzen auf ihrer Veranda …

Jetzt verließ er das Zimmer. Mein Gott, stellte er etwa die Dusche an? Sie hörte Wasser rauschen, die alten Rohre quietschten, als der Hahn wieder zugedreht wurde. Was sollte das alles?

Doch noch bevor sie sich rühren konnte, war er wieder zurück und reichte ihr das Handy. »Ich hab schon den Notruf gewählt«, sagte er. Sie wollte die Hand ausstrecken, doch es gelang ihr nicht. Ihre Finger waren völlig taub und ließen sich ebenso wenig bewegen wie ihr Arm.

Sie musste um Himmels willen hier wegkommen … Die ganze Sache war absolut faul.

Er legte das Handy dicht neben ihr Gesicht auf die Patchworkdecke, die ihre Großmutter

für sie genäht hatte, als sie zehn gewesen war …

Shelly blickte zu ihm auf und sah wieder sein Grinsen, doch diesmal war sie sich sicher, dass keine Fröhlichkeit darin lag, nur kalte, tödliche Zufriedenheit. Sein zuvor so attraktives Gesicht hatte dämonische Züge angenommen.

»Was hast du getan?«, wollte sie fragen, doch die Worte kamen nur undeutlich aus ihrem Mund.

»Träum was Schönes.« Er wandte sich zum Gehen. In der Schlafzimmertür blieb er stehen, und sie spürte ein Frösteln, eisig wie der Tod.

»Hier ist die Neun-eins-eins«, meldete sich eine Beamtin. »Bitte nennen Sie uns Ihren Namen und was für einen Notfall –«

»Hilfe!«, stieß Shelly verzweifelt hervor. Ihre Stimme war kaum mehr als ein Flüstern; ihre Lippen wollten sich nicht bewegen, ihre Zunge war dick geschwollen und gehorchte nicht.

»Entschuldigung?«

»Ich brauche Hilfe«, versuchte sie es erneut, lauter jetzt, doch ihre Worte klangen unverständlich, sogar in ihren eigenen Ohren.

»Es tut mir leid. Ich kann Sie nicht hören. Bitte sprechen Sie lauter. Was für einen Notfall möchten Sie melden?«

»Helfen Sie mir, bitte! Schicken Sie jemanden her!«, versuchte Shelly voller Panik zu rufen, doch der Raum verschwamm vor ihren Augen, kein Laut drang über ihre Lippen. Es gelang ihr noch, den Arm in Richtung Handy zu schieben, doch es rutschte vom Bett auf den Fußboden.

Ihr Kopf fiel zur Seite, ihr Blick auf die Tür. Dort stand er und starrte sie an. Das »mörderische« Lächeln war aus seinem Gesicht verschwunden und hatte einem mordlüsternen Ausdruck Platz gemacht; in seinen Augen lag purer, unverstellter Hass.

Warum? Warum ich?

Seine Augen, die sie noch vor wenigen Stunden für so anziehend gehalten hatte, glitzerten böse.

In diesem Moment wusste sie, dass ihre Begegnung in der Bar geplant gewesen war. Ihr Tod war kein Zufall; aus irgendeinem unerklärlichen Grund hatte er es auf sie abgesehen.

Lieber Gott, bitte hilf mir, flehte sie. Sie würde sterben müssen, das wurde ihr jetzt schlagartig klar. Eine Träne rollte aus ihrem Augenwinkel. Im Türrahmen lehnte der mysteriöse Fremde und verfolgte mit seinem verstörenden Grinsen, wie sie einen mühsamen, flachen Atemzug tat.

Aus dem Handy auf dem Fußboden quäkte die Stimme der Vermittlungsbeamtin, doch sie schien Millionen von Meilen entfernt zu sein. Shelly beobachtete, wie er zu ihr trat und ein Tablettenröhrchen auf ihren Nachttisch stellte. Dann blickte er ihr fest in die Augen, teilte ihr

ruhig mit, dass er sie umbringen würde, und fing an, sie bedächtig und voller Methode zu entkleiden …

Kapitel 1

Eine Tasse Kaffee und einen Schoko-Macadamianuss-Cookie von Joltz, dem nahe gelegenen Coffeeshop, in einer Hand, in der anderen ihre Laptop-Tasche, eilte Dr. Acacia »Kacey« Lambert den Gehsteig entlang. Obwohl schon der Morgen heraufzog, waren die Straßenlaternen noch an; die Weihnachtsbeleuchtung strahlte hell, die Lichter tanzten im eisigen Novemberwind, der durch die Kleinstadt Grizzly Falls pfiff.

Der Winter war früh und mit gewaltigen Stürmen hereingebrochen, die Schnee und Eis und damit jede Menge Stromausfälle und Verkehrsprobleme mit sich brachten.

Genau wie letztes Jahr, dachte sie. So viel zum Thema globale Erwärmung.

Ein beständiger Strom von Pendlern schob sich um diese Tageszeit über die Landstraßen zum Highway – Rushhour. Fußgänger in dicken Jacken, Schals, Wollmützen und festen Stiefeln marschierten entschlossen voran, weiße Atemwölkchen vor dem Mund, die Wangen vor Kälte gerötet.

Die Winter hier waren hart, viel kälter als in Seattle, aber Kacey liebte diesen Teil des Landes und bedauerte nicht eine Sekunde, dass sie wieder in die kleine Stadt gezogen war, in der sie ihre Kindheit verbracht hatte.

An der Poliklinik angekommen, die im unteren Teil des Städtchens ganz in der Nähe des Gerichtsgebäudes lag, nicht weit von dem Fluss entfernt, dessen spektakuläre Wasserfälle Grizzly Falls zu seinem Namen verholfen hatten, jonglierte sie mit ihren Schlüsseln und schloss den Haupteingang auf. Die Poliklinik, in der Patienten tagsüber ambulant behandelt wurden, war Bestandteil eines größeren, aus

mehreren Gebäuden bestehenden, frisch renovierten und vor kurzem neu eröffneten Krankenhauskomplexes, dem St. Bartholomew Hospital. Eine eisige Bö fuhr Kacey unter die Daunenjacke und rüttelte an den umliegenden Ladenfronten.

Kälter als eine Hexentitte, hätte ihr Großvater jetzt gesagt. Alfred Collins, dessen schelmische blaue Augen hinter einer Drahtgestellbrille funkelten, hatte nie seine deftige Ausdrucksweise abgelegt, obwohl ihm seine Frau, Kaceys Großmutter Ada, ständig deswegen über den Mund gefahren war.

Mitunter vermisste sie die beiden nahezu schmerzhaft. Kacey wohnte in dem Farmhaus, in dem ihre Großeltern über fünfzig Jahre miteinander gelebt hatten, und natürlich dachte sie oft an die zwei.

Ein Lastwagen rollte vorbei. Trotz der Kälte war das Beifahrerfenster ein Stück

heruntergekurbelt, eine Hundenase ragte heraus, Fetzen von »Jingle Bell Rock« ertönten.

»Das ist wirklich noch zu früh«, murmelte sie, drückte die Tür auf und schlüpfte in den leeren Empfangsbereich der Klinik. Zwei Reihen leicht abgenutzter Stühle säumten die Wände, Magazine lagen auf den zerschrammten Tischen aus, in einer Ecke stand eine fast vertrocknete Betelnusspalme, neben dem Fenster, bei dem man sich anmelden konnte, waren ein paar Spielzeuge für die kleinen Patienten ordentlich aufgestapelt.

Durch eine Glaswand schien Licht; Heather Ramsey, die Rezeptionistin, saß bereits an der langen Empfangstheke auf der anderen Seite des Anmeldefensters. Heather war ganz auf den Bildschirm ihres Computers konzentriert; ihre Augen flogen über die aufgerufenen Seiten vor ihr.

Ganz bestimmt handelte es sich weder um Patientenakten noch um Aufnahmelisten noch

um etwas, das auch nur annähernd mit der Klinik zu tun hatte.

Wie gewöhnlich las Heather die neuesten Internet-Klatschkolumnen und Blogs, bevor sie sich ihrer täglichen Arbeitsroutine zuwandte. »Mach dich auf was gefasst«, sagte sie, ohne aufzublicken.

»Worauf?«

»Deine Zwillingsschwester ist tot«, verkündete Heather mit betrübter Stimme. »Selbstmord.«

»Meine Zwillingsschwester?«, wiederholte Kacey und zog eine Augenbraue in die Höhe. »Und wer genau soll das sein? Schließlich bin ich ein Einzelkind!«

»Shelly Bonaventure!«

»Shelly wer? Ach, die Schauspielerin, die in … ach, ich weiß nicht mehr, wie der Film heißt … mitgewirkt hat.« Sie erinnerte sich an Shelly Bonaventure – eine attraktive Frau mit einem hübschen, ebenmäßigen Gesicht mit

großen grünen Augen, einer Stupsnase, einem ausgeprägten Kinn und hohen Wangenknochen. Heathers Vergleich war definitiv ein Kompliment.

»Sie hat in vielen Filmen mitgespielt, wenn auch nicht in Hauptrollen. So aus dem Stegreif fallen mir *Viel Rauch um nichts* und *Sorority Night* ein, aber die liegen ja schon ein paar Jahre zurück, und, ach ja, war sie nicht auch in *Dreißig über Nacht* zu sehen?« Heather rief einen Artikel in einem Webzine auf. »Hauptsächlich ist sie durch ihre Rolle in *Blutige Küsse* bekannt geworden. Du weißt schon, die Vampirserie, mit der dieser süße Typ, dessen Name mir gerade nicht einfallen will, seinen Durchbruch hatte.«

»Hab ich nie gesehen«, gab Kacey zu, doch das war keine große Überraschung. Sie schaute kaum fern, da sie nicht unbedingt viel Freizeit hatte. Während sie sich durchs College, das Medizinstudium, ihre Zeit als

Assistenzärztin im Krankenhaus und ihr Berufspraktikum gekämpft hatte, hatte sie offenbar die Popkultur einer ganzen Generation verpasst.

»Wow, da hast du echt was versäumt! Aber das gibt’s ja alles auf DVD und Blu-ray. Die komplette Serie, inklusive Pilotfilm. *Blutige Küsse* war einfach toll. *Sie* war toll.« Die Rezeptionistin kam jetzt richtig in Fahrt. »Sie kommt hier aus der Gegend und heißt mit richtigem Namen Michelle Bentley.« Heather blickte auf und blinzelte ins grelle Licht. »Sie war erst fünfunddreißig oder vielmehr: Sie wäre nächste Woche fünfunddreißig geworden.«

Noch eine Gemeinsamkeit. »Und sie hat Selbstmord begangen?«, fragte Kacey. »Wie schade!«

»Ja, sie hat aber keinen Abschiedsbrief hinterlassen, zumindest hat die Polizei bislang nichts gefunden …«

»Wirklich zu schade«, wiederholte Kacey, drehte sich um und ging in Richtung der Behandlungsräume, wobei sie die Lichter in dem kurzen Gang anknipste.

»Tja … merkwürdig. Aber sie sieht – sah – wirklich aus wie du.«

»Ja, ja, ich weiß«, sagte Kacey und betrat ihr Büro, ein kleines Zimmer voller Bücherregale mit Blick auf den Parkplatz. Graupel fiel aus dem immer noch finsteren Himmel, prasselte gegen das Fenster und hinterließ nasse Spuren auf der Scheibe. Kacey zog ihren Laptop aus der Tasche, stellte ihn auf ihren Schreibtisch, dann klappte sie ihn auf und schaltete ihn an. Während er hochfuhr, richtete sie die Lamellenjalousie so ein, dass sie hinaus-, aber niemand in ihr Büro hineinblicken konnte, anschließend setzte sie sich auf ihren Schreibtischstuhl, knabberte an ihrem Frühstückscookie und trank mit kleinen Schlückchen den

mitgebrachten Kaffee. Dabei ging sie ihre E-Mails durch.

Frühestens in einer Stunde würden die ersten Patienten eintreffen, so dass sie in aller Ruhe Papierkram aufarbeiten, E-Mails beantworten und sich auf einen weiteren Tag inmitten der Grippesaison einstellen konnte. Sie erledigte ein paar Telefonate, hörte, wie der Rest des Personals eintraf, und sah stahlgraue Wolken über den Bitterroot Mountains aufziehen, an deren Fuß Grizzly Falls lag.

Sie hatte gerade ein Gespräch mit einem Kollegen in Spokane über eine Brustkrebspatientin beendet, als Heather den Kopf zur Tür hereinsteckte, die Kacey die meiste Zeit ein Stück weit offen stehen ließ. »Mrs. Ingles hat angerufen und ihren Termin abgesagt, ihr Neffe braucht einen Babysitter.«

»Okay.« Helen Ingles litt an Diabetes, Typ 2, und hätte zur Blutabnahme für den Labortest kommen sollen.

»Oh, hier ist noch etwas. Ich hab den Artikel über Shelly Bonaventure für dich ausgedruckt.«

Kacey blickte sie über den Rand ihrer Lesebrille an.

Heather trat ein und ließ mehrere Blätter auf Kaceys Schreibtisch fallen. »Ja, ja, ich weiß, es ist Zeit, sich an die Arbeit zu machen, aber« – sie zuckte ihre schmalen Schultern – »sie war eine lokale Berühmtheit, und sieh doch nur, wie sehr sie dir ähnelt!«

»Bitte, Heather, jetzt ist aber Schluss!«, sagte Kacey kopfschüttelnd und schob den Artikel zur Seite. Seit Jahren hörte sie nun schon, wie sehr sie verschiedenen Hollywood-Schauspielerinnen ähnlich sehe. Ihr breites Lächeln war mit dem von Julia Roberts verglichen worden, und sogar ihr Ex-Mann, Jeffrey Charles Lambert – oh, pardon, für seine Freunde nur JC –, hatte behauptet, sie habe dieselbe Gesichtsform wie Jennifer Garner, was

ganz und gar nicht stimmte. Und was Shelly Bonaventure anging: Die einzigen Ähnlichkeiten, die Kacey auf den ausgedruckten Bildern erkennen konnte, waren vielleicht die Haarfarbe und die Form und die Farbe ihrer Augen, vorausgesetzt, Shelly hatte keine farbigen Kontaktlinsen getragen.

»Schon gut, schon gut, ich hab’s kapiert.« Heather streckte beschwichtigend die Handflächen nach vorn und verließ das kleine Büro. »Mrs. Whitaker ist da.«

»Na großartig.« Constance Whitaker war eine typische Hypochonderin mit zu viel Zeit – Zeit, die sie damit verbrachte, im Internet über Krankheiten zu recherchieren. Anschließend geriet sie in Panik, da sie jedes Mal sicher war, selbst von diesem Leiden befallen zu sein. »Was ist mit Dr. Cortez?«, fragte Kacey und zog ihren Arztkittel über.

»Er hat vor fünfzehn Minuten angerufen. Ist noch unterwegs«, sagte Heather. In diesem

Augenblick fiel Scheinwerferlicht durchs Fenster, und Dr. Martin Cortez' Range Rover bog auf den Parkplatz. »Rekordzeit.«

Kacey schüttelte den Kopf. »Er war schon schneller. Als er noch den Porsche hatte.«

Heather seufzte. »Ja, ich erinnere mich.«

Der Sportwagen hatte einen Winter überstanden, dann hatte Cortez ihn gegen einen exklusiven Allradwagen eingetauscht, der besser mit dem bergigen Terrain und den strengen Wintern zurechtkam.

Als das Telefon am Empfang klingelte, eilte Heather zurück zur Rezeption. Im selben Augenblick öffnete sich die Hintertür und fiel mit einem lauten Knall wieder zu. Dr. Martin Cortez war eingetroffen.

Kacey schaute sich noch einmal das Foto von Shelly Bonaventure an. Ja, sie musste zugeben, dass eine *leichte* Ähnlichkeit bestand, doch diese war wirklich minimal.

Sie warf den Artikel gerade in den Müll, als Martin hereinschaute. Er hatte bereits seinen Arztkittel angezogen und ein warmherziges Lächeln aufgesetzt. »Und, hast du mir heute Morgen einen dreifachen Karamellmokka mit extra Schlagsahne mitgebracht?«, fragte er jetzt.

»Träum weiter.« Diesen Scherz machten sie jeden Morgen. Ab und zu überraschte Kacey ihn mit einem ausgefallenen Kaffeegetränk mit übertrieben vielen Extras, aber heute nicht.

»Oh, wie soll ich das nur überstehen?« Er spreizte eine Hand vor der Brust und blickte zur Decke, als warte er auf eine göttliche Eingebung.

»Es wird schwer werden, aber du wirst es schon schaffen«, neckte sie ihn. »Sei tapfer, okay?«

»Ich werde es versuchen.« Sein Lächeln, das weiße Zahnreihen vor seiner gebräunten Haut aufblitzen ließ, war ansteckend. Kein Wunder,

dass die Hälfte aller Singlefrauen im County auf ihn abfuhr. Jetzt legte er seine oscarreife Pose ab und wurde wieder ernst. Ganz Allgemeinmediziner. »Hast du einen Blick in Amelia Hornsbys Patientenakte geworfen?« Martin kannte so gut wie jeden, der in die Klinik kam. Amelia war ein achtjähriges Mädchen, dessen Halsinfektion trotz mehrerer Antibiotika-Kuren nicht abheilen wollte.

Randy Yates, ein medizinisch-technischer Assistent, der gerade erst seine Ausbildung beendet hatte, schaute zur Tür herein. »He, Docs, auf geht’s!«, rief er grinsend. Sein braunes Haar war so kurz geschoren, dass der Schädel durchschimmerte, doch dafür trug er einen sorgfältig getrimmten Ziegenbart. »In Behandlungszimmer eins, zwei und vier ist alles vorbereitet. Vitalwerte sind auch schon gemessen.«

»Ich übernehme Mrs. Whitaker«, sagte Martin.

Kacey warf einen Blick auf die Karteikarte für Behandlungszimmer zwei. Elmer Grimes. »Ich bin in Nummer zwei«, rief sie dem MTA zu und machte sich auf den Weg zu ihrem ersten Patienten.

Detective Jonas Hayes vom LAPD traute dem Ganzen nicht, genauso wenig wie letzte Nacht, als er dem eingegangenen Notruf gefolgt und zu Shelly Bonaventures Apartment gefahren war. Er saß an seinem Schreibtisch vor dem Computer und klickte sich durch die Tatortfotos. Im Department war einiges los, Telefone schrillten, Gesprächsfetzen wehten zu ihm herüber, Kollegen eilten hin und her, Computertastaturen klapperten, und irgendwo spuckte ein Drucker Kopien aus.

Hayes nahm einen Schluck von dem Kaffee, den er sich bei einem Starbucks ein paar Straßen weiter gekauft hatte, und arbeitete sich durch die Aussagen von gestern Nacht.

Wieder einmal. Er war sie gegen vier Uhr in der Früh schon einmal durchgegangen, und jetzt, fünf Stunden später, wollte er sie gründlicher unter die Lupe nehmen.

Seit er gestern Nacht Shelly Bonaventures Apartment betreten hatte, hatte er das Gefühl, dass nichts so war, wie es sein sollte. Der Tatort wirkte inszeniert und erinnerte an Marilyn Monroes mysteriösen Selbstmord von vor über fünfzig Jahren. Noch ein halbes Jahrhundert später kursierten Verschwörungstheorien, und der Verdacht, Marilyn sei ermordet worden, hielt sich hartnäckig. Eine solche Kontroverse wollte er bei Shelly Bonaventure vermeiden. Während seiner Dienstzeit würde so etwas nicht passieren.

Aber am Tatort war etwas faul gewesen, das hatte er deutlich gespürt. Und dieses Gefühl wollte nicht weichen.

Hayes, ein Rationalist, ließ nichts anderes als die harten Fakten gelten. Auf Bauchgefühle

oder Ahnungen gab er nicht viel. Seiner Überzeugung nach konnte man allein anhand von Beweisen zum Kern eines Verbrechens vordringen.

Doch bei diesem Fall war das anders: Zum einen glaubte er nicht, dass Shelly, egal, in welcher geistigen Verfassung, völlig nackt den Notruf wählen würde. Wenn sie ihre Sinne noch so weit beisammenhatte, dass sie einen Anruf tätigen konnte, hätte sie sich zumindest einen Bademantel oder Ähnliches übergezogen. Oder war das ein Publicity-Trick? Heizte ihre Nacktheit die Neugier der Öffentlichkeit an? Hatte sie medienwirksam sterben wollen?

Aber wo zum Teufel war dann der Abschiedsbrief?

Hayes rieb sich den Nacken. Er sehnte sich nach einer Zigarette, aber er hatte auf Drängen seiner Ex-Frau Delilah schon vor Jahren mit dem Rauchen aufgehört. Mein Gott, wie er die Kippen vermisste! Fast so sehr wie Delilah.

Stirnrunzelnd wandte er sich wieder dem Fall zu. Vermutlich würde der toxikologische Befund ergeben, dass sie einen Mix aus Tabletten und Alkohol im Blut hatte. Xanax, ein Mittel gegen Angst- und Panikstörungen, sollte sie ihre eigenen Medikamente genommen haben. Ein Röhrchen davon hatte direkt neben ihr auf dem Nachttisch gestanden. Nur drei Tabletten waren noch darin gewesen, und laut Etikettaufkleber war es erst letzten Samstag verschrieben worden.

Ganz offensichtlich hatte sie eine Überdosis genommen. Doch warum glaubte er nicht daran? Es war durchaus möglich, dass sie die Tabletten auf ihrem Nachttisch aufbewahrt hatte anstatt im Medizinschrank, und nackt könnte sie gewesen sein, weil sie gerade geduscht hatte. Die Duschkabine und der Duschvorhang waren nass gewesen.

Dagegen sprach, dass ihr Haar und ihre Haut knochentrocken waren; auch ihr Make-up war

nur leicht verwischt, nicht so, als wäre es abgewaschen worden. Die Duschhaube an einem Haken neben der Kabine war dagegen feucht gewesen, vielleicht hatte sie ihr Haar so sorgfältig daruntergesteckt, dass nicht einmal die feinen Härchen am Stirnansatz Wasser abbekommen hatten … vielleicht.

Ihre Katze war nicht in der Wohnung gewesen, sondern draußen. Hätte sie das verhätschelte Tier wirklich auf die Veranda gelassen, wenn sie vorhatte, sich umzubringen? Das konnte er sich kaum vorstellen, aber natürlich war alles möglich. Vielleicht wollte sie nicht, dass die Katze mit einem verwesenden Leichnam eingesperrt wäre.

Nachdenklich tippte er mit einem Radiergummi auf seinen Schreibtisch, in die Tatortfotos vertieft. Shelly lag ausgestreckt auf dem Bett, das Handy, mit dem sie vor ihrem Drogendelirium die Neun-eins-eins angerufen hatte, rechts daneben auf dem Fußboden.

Während er sich seinen verspannten Nacken rieb, ging Jonas in Gedanken die vergangenen zwölf Stunden durch. Der Anruf war gegen Mitternacht eingegangen. Unmittelbar danach hatte er sich auf den Weg zu Shelly Bonaventures Apartment gemacht, wo ein Beamter bereits damit beschäftigt war, den Tatort zu sichern. Hayes und Gail Harding, seine Juniorpartnerin, hatten noch auf die Jungs von der Spurensicherung und den Leichenbeschauer gewartet.

Später brachte man Shellys Leichnam in die Pathologie, und die nächsten Angehörigen wurden benachrichtigt. Der Beamte für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Polizei gab eine Pressemitteilung, fertig für die Morgennachrichten, heraus. Die Boulevardzeitungen hatten bereits angerufen, denn tot war Ms. Bonaventure weit faszinierender als lebendig. Shellys Agentin verfasste einen kurzen Nachruf, worin sie Shellys Talent und ihre

Karriere lobte und betonte, was für ein gutes Herz sie gehabt habe. Darin bat sie auch die Öffentlichkeit, die Privatsphäre der Angehörigen zu respektieren.

Jeder, der sie kannte und den Hayes befragt hatte, hatte ausgesagt, sie sei voller Leben gewesen, eine Kämpferin, von echten Depressionen keine Spur. In einer Stadt, deren Bewohner Aufputsch- und Beruhigungsmittel schluckten wie Schokodrops und in der der Besuch einer Entzugsklinik beinahe schon zum guten Ton gehörte, schien Shelly relativ medikamenten- und drogenfrei gelebt zu haben; Skandale hatte es auch keine gegeben.

Hayes blickte auf die Mitschriften der Zeugenaussagen, die sie aufgenommen hatten. Der Nachbar von oben hatte gegen dreiundzwanzig Uhr die Wohnungstür ins Schloss fallen und Shelly nach ihrer Katze rufen gehört, eine knappe halbe Stunde vor dem Notruf.

Vierzig Minuten später hatte sie schon nicht mehr gelebt.

Diese Selbstmordtheorie erschien Hayes einfach zu glatt. Zu oberflächlich.

Außerdem war sie ein wenig zu schnell gestorben, wenn sie die Tabletten erst nach ihrer Rückkehr geschluckt hatte. Doch vielleicht irrte er sich auch; schließlich musste er noch einige Telefonlisten überprüfen und Freunde, Nachbarn und ehemalige Liebhaber anrufen. Der Detective des LAPD lehnte sich in seinem Schreibtischstuhl zurück und betrachtete das 13-mal-18-Foto seiner Tochter Maren, die mittlerweile die Highschool besuchte. Gesegnet mit dem blendenden Aussehen ihrer Mutter und deren breitem Lächeln, hatte sie ihm anvertraut, dass sie Schauspielerin werden wolle. Sie sah sich schon als neue Angela Bassett, Halle Berry oder Jada Pinkett Smith.

Und sie war gut, wirklich. Aber Hollywood? Sein kleines Mädchen wollte nach Hollywood?

Er riss den Blick von Marens Bild los und wandte sich dem Bildschirm mit Shelly Bonaventures Foto zu: graue Haut, blaue Lippen, tot. Was, so fragte er sich, hatte Hollywood damit zu tun?

Vielleicht nichts. Vielleicht alles.

Hayes stand auf. Er hörte das leise Gluckern der kaum benutzten Heizungen, denn selbst mitten im Winter war es hier nur selten nötig, die Temperatur in dem Gebäude, in dem die Kommission für Mord und bewaffnete Raubüberfälle untergebracht war, zu erhöhen.

Er hörte Hardings Absätze klappern, noch bevor er sie um die Ecke biegen sah. Sie hatte die Stirn gerunzelt, die gezupften Augenbrauen waren nachdenklich gefurcht.

»Hast du was rausgefunden?«

»Nicht viel«, sagte sie. »Immerhin hab ich den Barkeeper ausfindig gemacht, der im Lizards die Spätschicht hatte – diese Bar, in der Shelly zuletzt gesehen wurde.«

»Und?«

»Sie muss ziemlich betrunken gewesen sein«, erklärte Harding. »Der Typ, mit dem sie dort war, hat ihr einige Drinks ausgegeben, um auf ihren bevorstehenden Geburtstag anzustoßen.«

»Ein Freund?«

»Irgendein Kerl. Möglicherweise eine Zufallsbekanntschaft. Der Barkeeper war sich nicht sicher, obwohl er sich an den Typen erinnerte. Mitte bis Ende dreißig, gutaussehend, dunkles Haar, durchschnittlich groß. Ein Weißer, wenn auch mit dunklerer Haut, vermutlich sonnengebräunt. Die Augenfarbe oder irgendwelche besonderen Kennzeichen konnte er nicht nennen, aber er zeigte sich ziemlich interessiert an Shelly. Der Barmann hat sich gewundert, dass sie nicht gemeinsam gegangen sind. Müssen ganz schön geflirtet haben!«

»Ich nehme nicht an, dass der Typ mit Kreditkarte bezahlt hat?«

Harding lächelte und zeigte dabei ihre leicht nach vorn stehenden Schneidezähne. »So viel Glück werden wir wohl nicht haben.«

»Vermutlich nicht.«

»Außerdem gehen wir doch davon aus, dass es sich um Selbstmord handelt, oder etwa nicht?«, hakte die jüngere Kollegin nach.

»Doch, doch«, erwiderte Jonas ohne rechte Überzeugung. Auf jeden Fall würde er die letzten Tage in Shelly Bonaventures Leben durchgehen und all ihre Beziehungen unter die Lupe nehmen. Auch interessierte ihn, wer von ihrem Tod profitieren würde. Es hieß, sie sei für eine Rolle in einer Fernsehserie vorgesehen gewesen, außerdem ging das Gerücht, sie habe vor, ein Enthüllungsbuch zu schreiben. Doch zunächst einmal wollte er sich die Person vornehmen, die sie zuletzt lebendig gesehen hatte.

»Dann glaubst du also an eine versehentliche Überdosis?«, bohrte Harding mit

zusammengekniffenen Augen weiter. Als Hayes nicht antwortete, nickte sie, wie um sich selbst und ihren zuvor gezogenen Schlüssen zuzustimmen. »Du denkst nach wie vor an Mord, hab ich recht?«, fragte sie dann.

»Ich weiß nicht, was ich denken soll. Noch nicht«, gab er zu. »Ich möchte nur nichts ausschließen. Lass uns mit dem Barmann reden, persönlich. Vielleicht können wir seiner Erinnerung an den geheimnisvollen Unbekannten noch ein wenig mehr auf die Sprünge helfen.«

»Du bist der Boss«, sagte sie, wobei ein Hauch von Sarkasmus in ihrer Stimme mitschwang.

»Da hast du recht«, neckte er sie, nahm seine Jacke vom Haken neben dem Schreibtisch und steckte seine Glock ins Schulterholster. »Dass du das bloß nicht vergisst.«

»Wie könnte ich, wo du mich doch jeden Tag daran erinnerst?«

»Das ist jetzt kein Grund, die Mimose zu spielen.«

»Hm«, sagte sie. »Dann lass uns gehen.«

Die alte Treppe knarrte unter seinen Füßen, als er langsam in den Keller stieg, der unterhalb der nachträglich angebauten Garage lag. Das Haus selbst war noch vor der Jahrhundertwende erbaut worden. Der vorletzten Jahrhundertwende.

Kühl und luftdicht, war der Keller einst zur Einlagerung von Ofenholz verwendet worden, jetzt wurden dort vorwiegend nicht länger benötigte Gegenstände abgestellt. Kisten, alte Möbel, kaputte Lampen, Weckgläser und Bilder längst vergangener Zeiten verstaubten dort.

Niemand verirrte sich je hier runter.

Außer ihm.

Und das auch nur, wenn außer ihm niemand im Haus war.

Spinnweben hingen von den offenen Balken der darüberliegenden Garage herab, wo er seinen silbernen Lexus abzustellen pflegte. Er ignorierte das Kratzen winziger Krallen auf dem Steinfußboden – Mäuse, Ratten, Eichhörnchen oder welche Nagetiere sich auch immer hier unten häuslich niedergelassen haben mochten. Ein, zwei Klapperschlangen könnten nicht schaden.

Er ging an Kisten voll altem Werkzeug vorbei zu seinem ganz privaten Reich, der alten Kammer, wo einst den Winter über Wurzelgemüse und Äpfel gelagert worden waren. Der alte Milchentrahmer seiner Urgroßmutter, ein Gerät, das seit über fünfzig Jahren nicht mehr benutzt worden war, hielt noch immer an der schweren, mit einem Vorhängeschloss gesicherten Tür Wache. Die uralte Waschmaschine, die früher in der Ecke gestanden hatte, gab es schon längst nicht mehr, nur der Rost an den Wänden verriet, wo die zugehörigen

Wasserrohre geendet hatten. Er musste sich ducken, um sich nicht in den Leinen zu verheddern, auf denen vor langer, langer Zeit im Winter die Laken zum Trocknen aufgehängt worden waren.

Er öffnete das Vorhängeschloss und drückte die Tür zu der alten Kühlkammer auf, die sein Urgroßvater gebaut hatte. Die Tür war fast dreißig Zentimeter dick und voller Sägemehl. Wenn sie geschlossen war, drang aus der Kammer kein Geräusch mehr nach draußen.

Drinnen schaltete er das Neonlicht ein und zog die Tür hinter sich zu. Sofort war der Raum in ein flackerndes bläuliches Licht getaucht, und es hatte den Anschein, als hätte er von einer Sekunde auf die andere eineinhalb Jahrhunderte übersprungen und wäre in einem völlig anderen Zeitalter gelandet. Oberflächen aus rostfreiem Edelstahl glänzten vor drei Wänden; eine Computerzentrale, komplett mit drahtlosem Modem und Fünfundzwanzig-Zoll-

Bildschirm, sowie eine umfassende elektronische Ausrüstung, um seine ganz persönlichen Angelegenheiten unter Verschluss zu halten, nahmen die eine Ecke des Zimmers ein.

Eine übergroße Karte von Nordamerika war an einer Pinnwand befestigt, die über eine ganze Wand reichte. Es handelte sich um eine politische Landkarte, auf der Bundesgrenzen, Städte und Straßen eingezeichnet waren. Über die ganze Oberfläche waren rote Reißzwecken verteilt. Siebenunddreißig insgesamt. Jede markierte einen Ort, an dem eine der Frauen lebte, die er die »Unwissenden« nannte, und jede heftete das Foto einer solchen Frau auf die Karte. Wie Blutflecken ruinierten sie die glatte Oberfläche und erinnerten ihn daran, wie viel Arbeit noch vor ihm lag. Arbeit, die bald erledigt werden musste.

Sie bereiteten ihm Sorgen, diese Reißzwecken, ernsthafte Sorgen.

Es waren einfach zu viele, fand er. Es gab noch weitere Reißzwecken, mit schwarzen Köpfen. Sie standen für den Tod. Mit den schwarzen Reißzwecken befestigte er ebenfalls Fotos auf der Landkarte, andere Aufnahmen, mit der Bildseite nach unten, so dass nur noch weiße Rechtecke mit ordentlich geschriebenen Geburts- und Todesdaten zu sehen waren. Es gab zwölf davon, verteilt über die gesamten Vereinigten Staaten.

Doch er machte Fortschritte – stetige Fortschritte. Zwar kam er nur langsam voran, da er sich auf niemand anderen als auf sich selbst verlassen konnte, doch diese Lektion hatte er auf die harte Tour lernen müssen.

Lächelnd zog er eine rote Reißzwecke aus dem Gebiet von Südkalifornien, dann ging er zum Drucker und entnahm ihm ein bereits ausgedrucktes Digitalfoto. Shelly Bonaventure starrte ihm zu Tode verängstigt entgegen. Zufrieden über den Ausdruck nackten Entsetzens

auf ihrem Gesicht, verzerrte sich sein Lächeln zu einem breiten Grinsen. In jenem Augenblick hatte sie gewusst, dass sie sterben würde. Er hatte die Aufnahme mit seiner Handykamera gemacht, bevor er durch die Verandatür verschwunden war, und sie hierher auf seinen PC geschickt.

Er hatte sich zu viel Zeit gelassen; als er über die Straße geeilt war, hatte er bereits Sirenengeheul vernommen, das rasch näher gekommen war.

Doch er war ihnen entwischt. Wieder einmal.

Er nahm die Schere zur Hand, die er in einer Schublade aufbewahrte, und schnitt das kleine Foto aus, dann notierte er sorgfältig Shelly Bonaventures Geburts- und Sterbedatum auf der Rückseite. Jetzt konnte er endlich das Porträtfoto, das er mit Photoshop aus ihrer Sedcard ausgeschnitten hatte, abnehmen und seine eigene Aufnahme anbringen, mit einer schwarzen Reißzwecke und der Bildseite nach

unten. Das Foto, das sie lebendig zeigte, legte er auf einen Stapel in der Schublade. Perfekt.

Sein Blick glitt über sein Werk, blieb an den anderen schwarzen Reißzwecken hängen – Frauen, die vor Shelly gestorben waren – und an den roten – »Unwissenden«, denen die Strafe noch bevorstand. Jede Frau war auf ihre eigene Art und Weise bemerkenswert, und sie alle waren zwischen achtundzwanzig und sechsunddreißig. Die meisten hatten brünettes Haar, doch es gab auch ein paar gefärbte Blondinen und mehrere Rotschöpfe.

Die Fotos ballten sich hauptsächlich im Nordwesten. Zwei hingen in der kanadischen Provinz Britisch-Kolumbien, beide nahe Vancouver Island, eine in Alberta, mehrere in Washington State, eine ganze Menge in Oregon, und ein paar waren über Kalifornien verteilt. Drei in Nevada, zwei in Arizona, eine Handvoll in Montana, eine weit weg in

Delaware. Sechs der Frauen lebten im Mittleren Westen. Drei in Chicago.

Diejenigen, die sich in einer bestimmten Gegend oder einem Bundesstaat häuften, bereiteten ihm die meisten Sorgen, denn wenn er nicht absolut vorsichtig war, könnte ihr Tod mit den anderen in Zusammenhang gebracht werden und dadurch verdächtig wirken. Shellys »Selbstmord« war ein Risiko gewesen. Die anderen waren bei »Unfällen« ums Leben gekommen; niemand hatte Fragen gestellt.

Alles war bisher perfekt, wie geplant, abgelaufen. Doch es gab noch so viele andere!

Er betrachtete die Anhäufung von Reißzwecken um Missoula und Grizzly Falls. Zugang zu diesen »Unwissenden« würde er leicht finden, waren sie doch ganz in der Nähe.

Doch wenn mehrere Frauen Ende zwanzig, Anfang dreißig plötzlich tödlich verunglückten, würden die Behörden aufmerksam werden.

Es sei denn, es gäbe eine große Katastrophe und sie kämen alle miteinander ums Leben. Eine solche Katastrophe müsste weitere Opfer fordern, natürlich, schon um jedem Verdacht vorzubeugen. Er selbst würde nicht betroffen sein oder – besser noch – dem Ganzen um Haaresbreite und nur leicht verletzt entrinnen.

Eine solche Inszenierung wäre kompliziert, doch allein bei der Vorstellung verspürte er ein freudiges Prickeln. Was für eine clevere Idee! Er würde die Polizei austricksen, sich als Held feiern lassen und … nein! Er musste im Hintergrund bleiben, durfte es sich nicht leisten, plötzlich im Rampenlicht zu stehen, nur damit irgendein dämlicher Reporter anfing, Nachforschungen anzustellen …

Er ging zu einem Aktenschrank hinüber und öffnete ihn. Drinnen standen akkurat geführte Ordner – voller Informationen, die er im Laufe der Zeit über jede einzelne »Unwissende« zusammengetragen hatte.

Er nahm den ersten heraus und klappte ihn auf. Sein Magen machte einen Satz, als er das Foto betrachtete, das zwischen seinen Notizen steckte.

Dr. Acacia Collins Lambert.

Sie war etwas Besonderes. Ein Mädchen aus einer Kleinstadt in Montana, intelligent genug, um es bis aufs College und auf die medizinische Fakultät zu schaffen. Kurze Zeit mit Jeffrey Charles Lambert verheiratet, einem Herzchirurgen, der nach wie vor in Seattle, Washington, lebte und arbeitete.

Auch sie hatte dort gelebt, war an einer Klinik in Seattle tätig gewesen.

Bis zu seinem Fehler. Bis er zu blutrünstig, zu begierig darauf geworden war, die eine Person zu vernichten, die alles zerstören konnte.

Er hatte versagt. Und Kacey hatte überlebt. Ihre Ehe war in die Brüche gegangen, und nach der Trennung hatte sie beschlossen, sich als Ärztin für Allgemeinmedizin in der Kleinstadt

am Fuße der Bitterroot Mountains niederzulassen, wo ihre Großeltern ihr ganzes Leben verbracht hatten.

Herzergreifend. Und perfekt.

Sie hatte zwar seinen ursprünglichen Plan überlebt, war ihm so aber direkt in die wartenden Arme gelaufen.

Und diesmal würde er keinen Fehler machen, er würde das Problem endgültig aus der Welt schaffen.

Dunkel glimmender Zorn loderte durch seine Adern, als er ihr dichtes, rotbraunes Haar betrachtete, die hohen Wangenknochen, ihre vollen Lippen und die grünen Augen, die vor Intelligenz sprühten, selbst auf diesem kleinen Schnappschuss.

Er hatte sie beobachtet. War ihr gefolgt. Hatte ihren Alltag ausspioniert.

Sie wohnte in dem alten Farmhaus ihrer Großeltern, ein kleines Stück außerhalb der Stadt. Das Gebäude lag abseits der Straße am

Ende einer langen, baumbestandenen Auffahrt, was die Sache sehr viel einfacher machte …

Doch sie würde warten müssen. Denn es gab andere, die vorrangig waren. Wenn er sich Kacey vorknöpfte, wollte er sich Zeit nehmen, um sicherzugehen, dass sie ihre Sünden erkannte.

Er blätterte durch weitere Ordner und sortierte sie. Die betreffenden Frauen lebten allesamt in Kaceys Nähe; keine von ihnen hatte bemerkt, dass er sie beobachtete.

Er fragte sich, ob die Frauen sich schon mal über den Weg gelaufen waren. Wenn ja, so hatten sie wahrscheinlich nicht im Traum daran gedacht, dass sie eine Gemeinsamkeit hatten: Jede von ihnen war geboren, um lange vor ihrer Zeit zu sterben.

Und es war seine Aufgabe, genau dafür zu sorgen.

Kapitel 2

Ihr Sohn oder Ihre Tochter ist heute einer oder mehreren Unterrichtsstunden ferngeblieben …«

Detective Regan Pescoli spürte, wie ihr Blut anfing zu kochen, als sie auf dem Anrufbeantworter die aufgezeichnete Nachricht von Biancas Highschool abhörte. »Und warum, zum Teufel?«, murmelte sie und drückte die Aus-Taste. Sie hatte ihre Tochter höchstpersönlich vor der Schule abgesetzt. Bianca war noch zu jung, um Auto zu fahren.

Regan wählte die Nummer von Biancas Handy und wurde mit der Mailbox verbunden. Wie sollte es auch anders sein? Keines ihrer Kinder nahm einen ihrer Anrufe direkt entgegen. Sie schrieb eine SMS: *Wo bist du? Die*

Schule hat angerufen, du würdest blaumachen. Melde dich!

»Großartig«, brummte sie und rollte mit ihrem Schreibtischstuhl nach hinten. Nachdem sie einen Blick auf die Uhr geworfen hatte, stand sie auf und ging zu Selena Alvarez' Arbeitsplatz im Großraumbüro des Sheriffs von Pinewood County. Ihre Partnerin hockte zusammengekauert vor ihrem Schreibtisch. Den Telefonhörer zwischen Ohr und Schulter geklemmt, sah sie die ordentlichen Papierstapel durch, die sich vor ihr auftürmten. Alvarez' dichtes schwarzes Haar war zu einem dicken Knoten am Hinterkopf zusammengebunden und glänzte bläulich unter der Deckenbeleuchtung.

Als Pescoli näher kam, blickte sie auf und hob einen Finger.

»Ja, ich weiß, aber ich warte jetzt schon seit einigen Wochen auf diese Testergebnisse«, sprach sie mit fester Stimme in den Hörer, einen ungehaltenen Ausdruck im Gesicht. Wenn

Alvarez eines nicht ertragen konnte, so war es Inkompetenz. »Hm-hm … ja, nun, wir sind alle unterbesetzt. Ich bekomme die Ergebnisse in … Wie bitte? Wenn das das Beste ist, was Sie tun können … einverstanden … morgen ist in Ordnung.« Sie legte auf, schäumend vor Zorn. »Wollen wir wetten, dass ich auch morgen noch nicht weiß, was in Donna McKinleys Blutkreislauf war?« Regans Partnerin lehnte sich zurück und blickte finster auf ihren Computermonitor, auf dem das Foto einer Frau zu sehen war. »Ich würde das einfach gern vom Schreibtisch haben, verstehst du?«

Pescoli verstand. Sie beide hätten gern bestätigt bekommen, dass es sich bei Donna McKinleys Tod um einen Unfall handelte, dass sie am Steuer eingeschlafen und von der Straße abgekommen war. Dass sie nicht irgendeiner schändlichen Tat ihres Ex-Knackis von Lebensgefährten, Barclay Simms, zum Opfer gefallen war, der vor gerade mal drei

Wochen eine Hunderttausend-Dollar-Lebensversicherung auf Donna abgeschlossen hatte. Dabei bezog er Arbeitslosengeld.

Alvarez seufzte laut. »Entschuldige.«

»Kein Problem. Ich wollte dir ohnehin nur sagen, dass ich unterwegs bin. Muss meine Tochter aufspüren.«

»Schwänzt sie die Schule?«

»Sieht ganz danach aus«, erwiderte Pescoli kopfschüttelnd. Bis vor einem Jahr war Bianca eine hervorragende Schülerin gewesen, hatte immer die besten Leistungen erbracht und war stolz darauf gewesen. Doch dann, in ihrem letzten Jahr auf der Junior High, war es mit ihren Noten plötzlich bergab gegangen. Sie hatte versprochen, dass sich das ändern würde, wäre sie erst auf der Highschool, »wo es wirklich drauf ankam«. Doch bislang hielt sie ihr Wort nicht.

»Ich halte die Stellung«, sagte Alvarez, was in der Tat stimmte. Sie war ein echter Workaholic, der sich selten an die normalen

Arbeitszeiten hielt. Pescolis Partnerin war alleinstehend und ging völlig in ihrem Job auf. Mitunter hatte Regan den Eindruck, ihre jüngere Kollegin habe keinerlei Sozialleben, was schade war. Doch heute blieb ihr keine Zeit, um darüber nachzudenken.

»Ich schulde dir was.«

Alvarez schnaubte. »Ich werde dich daran erinnern.«

Genau wie an die anderen hundert Male, dachte Pescoli, während sie sich Jacke, Schal und Mütze schnappte und aus dem Büro hinauseilte. Auf dem Weg nach draußen kam sie am Aufenthaltsraum vorbei, wo Joelle Fisher, die Empfangssekretärin des Dezernats, Schachteln voller Weihnachtsschmuck öffnete. Silberne Sterne, glitzerndes Lametta, künstliche Zuckerstangen, Lichterketten, ein sich drehender Miniaturtannenbaum und sogar ein etwas lüstern dreinblickender Santa Claus, der Pescoli noch nie ganz geheuer gewesen war,

sammelten sich auf den leeren Tischen, während Joelle überlegte, wie sie das Department »ein bisschen weihnachtlich« gestalten sollte. Warum Sheriff Dan Grayson diesem Unsinn keinen Riegel vorschob, entzog sich Pescolis Verständnis. Der stets überschäumenden Joelle mit ihren kurzen blonden Locken, den riesigen Ohrringen und den Zehn-Zentimeter-Absätzen schien nicht aufzufallen, dass ihre Kollegen dem Geist der Weihnacht nicht mit derselben Überzeugung und Begeisterung anhingen wie sie.

»He, Regan!«, rief Joelle ihr hinterher. Pescoli blieb stehen, warf einen Blick in den Aufenthaltsraum und stellte fest, dass Joelle bereits eine Rudolph-Brosche mit blinkender roter Nase trug. »Du weißt doch sicher, dass wir Montag früh auslosen, wer wen beim Wichteln beschenkt, oder?«

»Und du weißt sicher, dass es bis Weihnachten noch über sechs Wochen sind.«

»Das geht schneller, als du denkst«, entgegnete Joelle gelassen. »Nächsten Dienstag ist schon Thanksgiving, und warum sollten wir die festliche Zeit nicht so lange genießen wie möglich?«

»Weihnachten im Juli? Ohne mich!«

»Jetzt sei doch nicht so eine Spielverderberin!«, schmollte Joelle, doch ihre Mundwinkel zuckten. »Am Montag um acht. Du kommst, oder?«

»Mit Glöckchenklang, klingelingeling«, brummte Pescoli. Sie konnte wahrhaftig keinerlei wie auch immer geartete weihnachtliche Gefühle aufbringen, solange sie nicht wusste, wo ihre Tochter steckte.

»Schlittenglöckchenklang, wenn ich bitten darf!« Joelle kicherte über ihren eigenen Scherz und wandte sich glücklicherweise wieder dem Aufenthaltsraum und ihrer Weihnachtsdekoration zu.

Verrückt, dachte Pescoli, während sie die Außentüren am Ende des Gangs aufdrückte und einen schmalen Weg entlanghastete, der die spröde Grasfläche durchschnitt. Hätten die vereinzelten kleinen Schneeflächen sie nicht daran erinnert, dass es in West Montana bereits Winter war, dann hätte es mit Sicherheit der eisige Wind getan, der an der Kette der Fahnenstange riss.

Am Jeep angekommen, stieg sie ein und ermahnte sich, nicht nach der Schachtel Marlboro Lights zu suchen, die sie »für den äußersten Notfall« im Handschuhfach versteckte. Offiziell hatte sie im vergangenen Januar mit dem Rauchen aufgehört, nachdem ein gemeingefährlicher Irrer sie beinahe umgebracht hatte, doch ab und zu, wenn es einfach zu hart kam, steckte sie sich heimlich eine an. Und sie hatte sich geschworen, dass sie deswegen kein schlechtes Gewissen haben würde.

Dass ihre Tochter blaumachte, war kein Notfall, der sie zur Zigarette greifen ließ, aber der Tag war noch nicht vorbei. Womöglich steckte Bianca in Schwierigkeiten. Bei ihrer Arbeit bekam Regan genug Schreckliches zu Gesicht – Opfer grauenhafter Unfälle, ausrastende Ehemänner, durchgeknallte Psychopathen –, aber sie verdrängte, was alles passiert sein könnte, stellte die Automatik auf R und wartete, bis Cort Brewster, der stellvertretende Sheriff, hinter ihrem Jeep vorbeigerollt war. Brewster und sie waren sich noch nie ganz grün gewesen, und schon gar nicht, seit Regans Sohn Jeremy mit Brewsters kleiner Prinzessin Heidi zusammen war und Jeremy für jedes noch so kleine Problem verantwortlich machte, das Heidi betraf.

»Dass ich nicht lache«, murmelte Pescoli und setzte, ohne Brewster zu grüßen, aus der Parklücke. Ihrer Meinung nach war der Kerl ein arroganter Heuchler, und sie betete

inbrünstig, dass sie nicht seinen Namen zog, wenn Joelle am Montag ihre alberne Wichtelauslosung veranstaltete. Loszugehen und nette kleine Geschenke für ihn zu kaufen, die sie dann in seinem Schreibtisch oder Wagen versteckte, war mehr, als sie ertragen konnte.

Oder war sie einfach nur kleinlich? Regan konzentrierte sich auf den Verkehr und versuchte erneut, ihre Tochter anzurufen. Der Anrufbeantworter meldete sich. Natürlich. »Komm schon, Bianca, geh dran«, drängte sie.

Obwohl es nicht mal Abend war, wurde es bereits dunkel.

Sie rief zu Hause an, wo sie immer noch einen Festnetzanschluss hatten. Es klingelte viermal, dann wurde der Hörer abgenommen. »Hallo?«, meldete sich ihr Sohn gleichgültig, und Pescoli, die vor einer roten Ampel abbremste, verspürte für einen kurzen Augenblick Erleichterung. Wenngleich sie sich wunderte, was

Jeremy, der im Sommer ausgezogen war, zu Hause machte, doch dafür war jetzt keine Zeit. Noch nicht.

»Hier spricht Mom. Ist Bianca da?«

»Ja.«

Gott sei Dank. »Ist alles in Ordnung mit ihr?«

»Ähm … ja, ich denke schon.«

»Hol sie ans Telefon.«

»Sie schläft.«

»Das ist mir egal!«

»Verdammt, du musst doch nicht gleich schreien!«

»Und du musst nicht fluchen.«

»Na schön, ich geh ja schon.«

Die Ampel sprang auf Grün. Als sie Richtung Boxer Bluff fuhr, einem ziemlich steilen Berg, auf dem der obere Teil der Stadt lag und an dessen Hängen sich die Besserbetuchten von Grizzly Falls niedergelassen hatten, hörte sie gedämpfte Stimmen, bis sich ihre Tochter endlich mit einem verschlafenen »Ja?« meldete.

»Was ist los?«, fragte Pescoli scharf.

»Was soll schon los sein?«, fragte Bianca zurück.

»Die Schule hat angerufen, um mir mitzuteilen, dass du nicht zum Unterricht erschienen bist.«

»Es ging mir beschissen.«

»Schlecht«, korrigierte Pescoli automatisch, während sie auf die Straße einbog, die aus der Stadt hinausführte. »Es ging dir *schlecht*.«

»Wie auch immer.«

»Wie bist du nach Hause gekommen?«

»Mit Chris.«

Er war Biancas Immer-mal-wieder-Freund. »Er hat keinen Führerschein.«

»Sein Bruder Gene hat uns gefahren.«

Der Siebzehnjährige war bereits in einen Totalschaden verwickelt gewesen. Pescoli wusste alles darüber, hatte gesehen, was von dem Honda Accord, Baujahr 1990, übrig geblieben war, nachdem dieser zunächst gegen

einen Briefkasten, dann gegen einen Baum geprallt war. Es war ein Wunder, dass der Junge überlebt hatte und mit einem gebrochenen Schlüsselbein sowie ein paar Kratzern davongekommen war. »Ich bin auf dem Weg nach Hause. Wir unterhalten uns später.« Sie sah in den Rückspiegel, dann wechselte sie die Spur, um Bauarbeitern auszuweichen, die dabei waren, die Straße aufzureißen.

»Ich habe mich schon mit Dad ›unterhalten‹.«

Noch mehr gute Nachrichten. »Und was hat dein Vater gesagt?«, fragte sie mit zusammengebissenen Zähnen. Luke »Lucky« Pescoli war kaum der Inbegriff eines elterlichen Vorbilds.

»Ich solle mich ausruhen.«

Wunderbar. »Ich bin in fünfzehn Minuten da. Jetzt hol mir deinen Bruder ans Telefon.«

»Sie will dich sprechen.« Biancas Stimme klang, als sei sie glücklich, den Hörer an Jeremy zurückgeben zu können.

Wieder überlegte Pescoli, ob sie sich doch eine anstecken sollte, aber entschied sich dagegen. Mittlerweile wichen die Geschäfte an der Straße Wohnhäusern.

»Hm?«, meldete sich ihr Sohn.

»Ich frage mich, was du daheim machst?« Als er diesen Sommer ihr kleines Haus in den Hügeln gut fünf Meilen außerhalb von Grizzly Falls verlassen hatte, war sein Auszug sowohl ein Segen als auch ein Fluch gewesen.

»Ähm … ich bin hier doch zu Hause?«

»Du bist ausgezogen. Ich hatte dich nicht darum gebeten, du selbst hast darauf bestanden«, erinnerte sie ihn. »Ich dachte, du wärst bei der Arbeit.«

»Sie haben das Gas in meiner Wohnung abgestellt. Die Heizung funktioniert nicht. Ich schätze, der Scheck ist nicht rechtzeitig

angekommen, dabei hab ich ihn gestern abgeschickt. Es ist schließlich nicht meine Schuld, dass einer meiner Mitbewohner das Geld nicht rausgerückt hat.«

»Und dein Job?«, fragte sie geduldig.

Zögern. »Lou braucht mich heute nicht an der Tankstelle.«

»Tatsächlich?« Seit neun Monaten arbeitete Jeremy als Tankwart bei Corky's Gas and Go, während er überlegte, ob er doch noch weiter zur Schule gehen sollte. »Jeremy?«, hakte Regan nach, als er nicht gleich antwortete. »Sag mir einfach, dass du deinen Job nicht los bist.«

»Okay.« Er klang abwehrend. Kurz angebunden.

Verdammt noch mal. Wenn nur Joe noch am Leben wäre! Jeremys Vater, ebenfalls ein Cop, hatte in Krisensituationen stets großartig reagiert. Bis er während des Dienstes ums Leben gekommen war. Sein Sohn war noch zu jung

gewesen, um sich wirklich an seinen Vater zu erinnern. Also war Pescoli dem Jungen Mutter und Vater zugleich gewesen, doch dann hatte sie den Fehler gemacht, Luke zu heiraten, der zwar versucht hatte, Joe zu vertreten, was aber komplett schiefgegangen war.

»Warte auf mich. Ich bin gleich zu Hause. Und würdest du vorher bitte dafür sorgen, dass Cisco sein Abendessen bekommt?«

»Wir haben kein Hundefutter mehr.«

»Dann kauf welches.«

»Ich, ähm, ich habe kein Geld.«

»Na fabelhaft.«

»Ich muss auflegen. Heidi hat mir gerade eine SMS geschickt.«

»Jeremy! Warte –« Doch die Verbindung war schon abgebrochen. Sie hatte nicht einmal die Chance gehabt, ihn vor Heidi Brewster zu warnen – mal wieder. Wie sehr hatte sie doch gehofft, diese Teenagerliebe wäre letztes Jahr zu Ende gegangen!

Offenbar wurden ihre Gebete niemals erhört. Aber das war ja nichts Neues. Vielleicht hatte sie einen Fehler gemacht, als sie nicht bei ihrem Freund eingezogen war, aber sie hatte diesen Schritt für unklug gehalten. Nur weil ein Mann sie im Schlafzimmer in Ekstase versetzen konnte, musste das nicht auch heißen, dass sie ihm das Etikett STIEFVATER aufkleben konnte. Sosehr sie auch meinte, in ihn verliebt zu sein – auf diese nächste Stufe wollte sie sich nicht wagen. Noch nicht.

Vielleicht war sie bindungsunfähig oder wie immer man es nennen wollte, doch sie war immerhin zweimal verheiratet gewesen, und das dürfte reichen.

Zumindest eine Zeitlang. Bis ihre Kinder erwachsen waren. Oder bis sie sich mit der Situation wohler fühlte.

Du könntest ihn verlieren, warnte sie ihre innere Stimme, die immer alles schlechtmachte. Nun, dann sollte es eben nicht sein.

Nach der nächsten Kreuzung hielt sie an einem Mini-Markt an und kaufte einen kleinen Sack Hundefutter, eine große Flasche Milch und zwei Snickers, die zu ihrer Schachtel Marlboro Lights ins Handschuhfach wandern würden.

Nur für alle Fälle. Dann fuhr sie weiter. Zwanzig Minuten später betrat sie ihr Häuschen durch die Garagentür. Cisco, ihr Terrier unbestimmbarer Abstammung, schoss von der Couch, sauste über den Wohnzimmerfußboden und bellte aufgeregt, dann fing er an, Pirouetten um ihre Füße zu drehen.

»He, ich freue mich auch, dich zu sehen.« Sie legte die Lebensmittel auf dem Küchentresen ab, beugte sich hinunter, tätschelte Ciscos struppiges Köpfchen und kraulte ihn hinter den Ohren. Dann richtete sie sich wieder auf und ging durch den Essbereich ins Wohnzimmer, wo ihr Sohn in seiner ganzen Länge von knapp eins neunzig auf dem Sofa lag, die Füße

über dem Boden baumelnd. »Ich bin mir nicht sicher, ob das Gleiche auch für dich gilt.«

»Nette Begrüßung, Mom«, sagte er, wobei er sich nicht die Mühe machte aufzusehen, sondern weiter auf den Fernseher starrte, wo irgendeine Realityshow lief.

»Erzähl mir, was bei deiner Arbeit passiert ist.«

»Da gibt’s nicht viel zu erzählen.«

Mein Gott, er sah aus wie sein Vater. Dunkles Haar, durchdringende Augen, markante Wangenknochen und ein Zwei-Tage-Bartschatten auf dem männlichen Kinn, dazu ein dunklerer Fleck, wo es ihm gelungen war, sich ein Unterlippenbärtchen zu züchten. »Hat man dich gefeuert?«

Endlich sah er auf und starrte sie an, als wäre sie begriffsstutzig. »Sie haben mir nur meine Stunden gekürzt, das ist alles.«

»Das wird es schwierig machen, die Miete oder die Gasrechnung zu bezahlen.«

Er zuckte die Achseln. Wie gerne hätte sie ihm erklärt, welche Konsequenzen sein nachlässiger Lebensstil nach sich ziehen würde, doch Jerry hatte schon immer zu der Sorte Kinder gezählt, die am ehesten aus Erfahrung lernte. Dass man ihm das Gas abgestellt hatte, würde ihm eine Lektion sein.

Sie klopfte ihm auf die Schulter. »Ich *bin* froh, dass du da bist; ich wünschte mir nur, du wärst hergekommen, um mich zu sehen und nicht, weil du dir in deinem Apartment den Hintern abfrierst.«

»Ja«, sagte er schließlich. »Ich weiß.«

»Ich werde mal nach deiner Schwester schauen.« Noch ein Schulterklopfen. »Könntest du bitte Cisco etwas zu fressen geben? Das Hundefutter ist in der Einkaufstüte.«

»Ja.« Er rührte sich nicht.

»Wenn es geht, noch in diesem Jahrhundert.«

»Sehr komisch«, erwiderte er, doch immerhin brachte er ein schiefes Grinsen zustande, das einen umwerfen konnte. Genau wie sein Vater. Kein Wunder, dass Heidi Brewster außer Rand und Band war.

Endlich rappelte sich Jeremy hoch. »Dann komm schon, du Winzling«, sagte er, an den Hund gewandt, während Pescoli den kurzen Flur hinunterging und an Biancas Zimmertür klopfte, bevor sie das Chaos betrat. Während in Jeremys ehemaligem Schlafzimmer im Untergeschoss Poster von Basketballspielern und Rockbands hingen, war Biancas Reich der Inbegriff eines Mädchentraums, angefangen bei einem Himmelbett, das sie mit Weihnachtslichtern dekoriert hatte, bis hin zu einem Schminktisch mit beleuchtetem Spiegel, auf dem mindestens zehn Bürsten und Pinsel in einem Behälter neben Körben voller Lippenstift, Lidschatten und Gott weiß was standen. Die

Wände waren knallpink gestrichen – ihre Lieblingsfarbe.

Bianca hatte sich im Bett zusammengerollt, eine silberglänzende Bettdecke über sich, eine Flasche kalorienarme Pepsi auf dem Nachttisch, daneben ein Stapel Teeny- und Modemagazine, einige davon aufgeschlagen auf dem Bett verstreut. Sie tippte Textnachrichten in ihr Handy, während auf ihrem Laptop irgendein Film lief.

»Also, was war los?«, fragte Pescoli, als ihre Tochter kurz aufblickte und ihr ein süßes, unschuldiges Lächeln schenkte. Rotblonde Locken umrahmten ihr Gesicht mit den kaum sichtbaren Sommersprossen auf dem Nasenrücken und den großen, haselnussbraunen Augen. Während ihr Bruder das Ebenbild von Joe Strand war, ähnelte Bianca ihrem eigenen Vater, Luke Pescoli. Zum Glück schien Bianca sehr viel intelligenter als dieser zu sein – nun,

zumindest hatte sie das bis zum letzten Jahr angenommen.

»Wie meinst du das?«, fragte Bianca unschuldig.

»Jetzt stell dich nicht dumm. Du weißt genau, wovon ich rede. Warum hast du den Unterricht geschwänzt? Wenn du krank gewesen wärst, hättest du zum Sekretariat gehen und darum bitten können, dass man mich anruft.«

Bianca verdrehte die Augen. »Du kannst doch nicht immer gleich kommen, schließlich hast du einen Job. Und Chris hat angeboten, mich nach Hause zu bringen.«

»Du meinst, sein Bruder Gene.«

»Macht das einen Unterschied?«

»Ja, einen ganz gewaltigen. Chris hat keinen Führerschein, und es ist ein Wunder, dass sein Bruder seinen nicht abgeben musste.« Sie kniff die Augen zusammen. »Vielleicht hat er gar keinen mehr.«

Bianca wich ihrem Blick aus und schwieg. Was alles sagte.

»Komm schon, Bianca, nun sei doch nicht so dumm. Wenn Gene Schultz in einen weiteren Unfall verwickelt wurde oder –«

»Wurde er nicht, klar?«, blaffte Bianca.

Pescoli schob ein paar Zeitschriften zur Seite und setzte sich seitlich ans Fußende. »Du darfst nicht einfach die Schule schwänzen.«

»Jeremy hat ständig blaugemacht.«

»Tolles Beispiel.« Sie schüttelte den Kopf. »Wie du siehst, sind die Möglichkeiten deines Bruders deswegen sehr eingeschränkt. Mach bitte nicht denselben Fehler.« Als sie sah, dass ihre Worte zu nichts führten, fragte sie: »Also, warum bist du nach Hause gekommen?«

Bianca seufzte. »Ich war einfach müde.«

»Das ist keine Entschuldigung –«

»Und ich habe mich irgendwie seltsam gefühlt. Ich weiß auch nicht. Als würde ich die Grippe kriegen. Kara White und Shannon

Anderssen sind beide krank, Monty Elvstead auch, glaube ich, und sie sind alle in meinem Spanischkurs. Deshalb bin ich nach Hause gekommen. Das ist doch keine große Sache!« Sie funkelte ihre Mutter an. »Ich konnte dich nicht anrufen. Du arbeitest doch immer, und ich wollte nicht in diesem Vorzimmer sitzen, wo mich Mrs. Compton, diese verschrobene Konrektorin, die ganze Zeit anstarrt.«

»Gibt es denn kein Krankenzimmer?«

»Doch, aber da ist es echt übel! Ich wollte einfach nur nach Hause kommen, mein Gott noch mal. Du tust ja gerade so, als hätte ich gegen irgendein Gesetz verstoßen!«

»Hast du Fieber gemessen?«

»Nein, und das werde ich auch nicht tun.«

»Was hast du dann? Bauchweh? Krämpfe? Halsschmerzen?«

»Alles, okay?« Sie kroch tiefer unter die Decke. Die Zeitschriften rutschten zu Boden. »Kannst du mich nicht einfach in Ruhe lassen?«

»In den nächsten Jahren nicht. Das gehört zu meinen Pflichten.«

»Im Ernst? Zu deinen *Pflichten?* Meine Güte, Mom, du bist so …« Der Rest der Tirade wurde glücklicherweise von der Bettdecke verschluckt, die sie sich über den Kopf zog. Ein dünner Arm schlängelte sich darunter hervor. Biancas Finger glitten suchend übers Laken, doch bevor sie das Handy ertasten konnten, griff Pescoli danach.

»Das wirst du nicht brauchen«, sagte sie, steckte das Mobiltelefon ihrer Tochter in die Tasche und sammelte die heruntergefallenen Magazine von dem abgewetzten Flauschteppich.

Eins davon weckte ihre Aufmerksamkeit. SHELLY BONAVENTURES TOD – SELBSTMORD stand auf der Titelseite. Unter der fett gedruckten Schlagzeile war das Foto einer hübschen Frau mit einem breiten Lächeln und schalkhaft blitzenden Augen abgebildet.

Sie hatte einen ebenmäßigen Teint und unbändige kastanienbraune Locken. Sie sah so aus, als hätte sie alles im Griff.

Dennoch war Shelly Bonaventure – eine Schauspielerin, so fiel Pescoli jetzt ein, die bei einer von diesen Vampirserien mitgewirkte hatte, nach denen Bianca vor ein paar Jahren süchtig gewesen war – zu einer weiteren Nummer in der Statistik geworden, war einen weiteren, sinnlosen Tod in der Traumfabrik gestorben.

Offenbar lief es nirgendwo gut.

Regan Pescoli klemmte sich die Zeitschriften unter den Arm, marschierte aus dem Zimmer und ließ ihre Tochter schmollend zurück.

Kapitel 3

Jocelyn Wallis fühlte sich elend, als sie durch die Jalousien spähte und den finsteren Himmel erblickte. Es schneite nicht – noch nicht, aber ein Sturm war angekündigt, und auf den Straßen und unten auf dem Parkplatz zeigten sich vereinzelt hartgefrorene Schneereste. Die Temperatur lag unter dem Gefrierpunkt, und sie sollte noch weiter fallen.

Wenn sie joggen wollte, dachte sie, dann müsste sie das jetzt gleich tun, in den nächsten Tagen bekäme sie bestimmt keine Gelegenheit mehr dazu. Außerdem war nächste Woche Thanksgiving; sie würde bei ihrer Tante mit Sicherheit wieder mehr essen, als sie eigentlich wollte, so dass es besser wäre, vorab ein wenig Sport zu treiben. Zudem würde es heute nicht

lange hell sein, die Straßenlaternen vor dem Apartmentgebäude, das sie ihr Zuhause nannte, brannten schon.

Jocelyn arbeitete als Lehrerin, da sah sie den Winter über nicht viel Tageslicht, also ergab sie sich wochentags der Tretmühle und ging an den Wochenenden joggen, soweit das Wetter es erlaubte.

Aber vielleicht sollte sie es heute besser sein lassen. Seit ein paar Tagen fühlte sie sich einfach lausig. Nicht dass eine Grippe im Anzug war, nein, sie war einfach ausgepowert und hätte am liebsten nur geschlafen.

Sie trank einen Rest Kaffee, der vom Vormittag übrig geblieben war, schüttete den letzten Schluck ins Spülbecken, schaute auf die Uhr und runzelte die Stirn. Schließlich gab sie sich innerlich einen Ruck und ging aus der Küche in den Flur, wobei sie beinahe über die Wasserschüssel ihrer Katze gestolpert wäre. Die Katze, ihr Liebling, war eine Streunerin, die vor

gut vier Wochen bei ihr aufgekreuzt, aber seit zwei Tagen wieder verschwunden war. Besorgt hatte Jocelyn nach ihr Ausschau gehalten, hatte sogar die örtlichen Tierheime abtelefoniert, doch vergeblich. Sobald sie vom Joggen zurückkäme, würde sie Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um Kitty wiederzufinden.

Jocelyn schob den Gedanken an die verschwundene Katze beiseite und öffnete die Tür zu ihrem zweiten Schlafzimmer, in dem sich alles Überflüssige aus dem Wohnzimmer ansammelte. Bücher und ausrangierte Kleidung stapelten sich auf einem Bügelbrett, ein alter Fernseher, den sie besaß, seit sie zehn war, stand auf der Kommode, Säcke voller Klamotten, die längst nicht mehr passten, türmten sich in einer Ecke und warteten darauf, dass sie sie endlich zum kirchlichen Wohltätigkeitsladen brachte. Sogar ein paar Weihnachtsgeschenke, die sie auf einem Schulbasar gekauft hatte, lagen da, mit kleinen Kärtchen versehen und auf

das Doppelbett geschleudert, worin sonst ihre Gäste schliefen.

Welche Gäste?

Die Wahrheit war, dass niemand bei ihr übernachtet hatte, seit sie vor zwei Jahren nach ihrer zweiten Scheidung wieder zurück nach Grizzly Falls gezogen war.

»Erbärmlich«, sagte sie zu sich selbst.

In einer anderen Ecke des Zimmers hatte sie sich ihr »Büro« eingerichtet. Auf einem alten Schreibtisch standen Computer und Drucker; in seinen Schubfächern bewahrte sie ihre persönlichen Unterlagen auf. Der Wandschrank hing voller Kleidungsstücke, die sie irgendwann gern wieder getragen hätte, hätte sie erst einmal abgenommen, außerdem lagerten darin ihre Arbeitsmaterialien für das kommende Schuljahr: Kunst, Naturwissenschaften, Mathematik.

Schnell und noch bevor sie ihre Meinung ändern konnte, streifte Jocelyn Jeans und

Pullover ab und schlüpfte in Jogginghose, Shirt und Fleecejacke. Sie band ihr Haar zu einem Pferdeschwanz zusammen, setzte eine Baseballkappe auf und schnürte ihre Laufschuhe. Dann sah sie sich suchend nach ihrem Handy um, doch sie konnte es auch im Flur nicht finden; das verflixte Ding war seit gestern Abend verschwunden.

Sie hasste es, ohne Handy aus dem Haus zu gehen, aber ihr blieb wohl keine andere Wahl. Nicht, wenn sie wieder in Form kommen wollte.

»Pech!«, murmelte sie und zog die Wohnungstür hinter sich zu.

Auf ihrer kleinen Eingangsveranda steckte sie sich die Stöpsel ihres iPods in die Ohren und stellte die Musik zusammen, zu der sie laufen wollte, dann machte sie ein paar Dehnübungen.

Jetzt oder nie!

Sie joggte los und beschleunigte auf ein angenehmes Tempo; ihre Schuhsohlen trafen im

Rhythmus zu Lady Gagas »Bad Romance« auf den Asphalt, ihre Arme schwangen energisch vor und zurück. Die ersten Schneeflocken fielen schon vom Himmel.

Sie wandte sich nach Süden, schlug die Route ein, die sie für gewöhnlich nahm. So konnte sie entweder eine Zwei- oder eine Drei-Meilen-Runde drehen, je nachdem, wo sie kehrtmachte. Heute, so schwor sie sich, würde sie die große Strecke laufen. Wenn sie ihren Kreislauf nur genügend in Schwung brachte, verschwände vielleicht auch das unangenehm grippige Gefühl. Das Virus ging um an der Evergreen Elementary, der Grundschule, wo sie arbeitete.

Langsam kam sie in Schwung, der Takt der Musik hämmerte in ihren Ohren. Gleichmäßig atmend lief sie durch Pfützen aus Schneematsch und wich den wenigen Autos und Lastwagen aus, die die Straße entlangfuhren. Ein dunkler Pick-up verfolgte sie ein paar

Blocks weit, doch als sie aufblickte und zum Fahrer hinübersah, zog er endlich an ihr vorbei. Sie hatte ihn nicht direkt anschauen können, so beschäftigt war er damit gewesen, an seinem CD-Player oder Handy oder sonst was herumzuspielen, was seine Aufmerksamkeit von der Straße ablenkte.

Idiot, dachte sie und sah den Rücklichtern nach, die nach drei Blocks um eine Ecke verschwanden.

Sie regulierte die Lautstärke ihres iPods und konzentrierte sich wieder aufs Laufen. Das Gefühl, sie brüte etwas aus, wollte nicht verschwinden. Dann war es wohl tatsächlich ein grippaler Infekt.

Vielleicht war ihre Mattigkeit aber auch nur ihrer Vorliebe für Junkfood zuzuschreiben: Dieses Wochenende hatte sie wirklich über die Stränge geschlagen und Nachos, Pizza und gleich zwei Familienpackungen Eiscreme wahllos in sich hineingestopft, einmal

Minzgeschmack mit Schoko-Crisps, einmal Vanille mit roten Beeren.

Zu dumm.

Sie war fünfunddreißig und hatte in den letzten Jahren fünf Kilo zugelegt – seit sie an die Evergreen Elementary gewechselt war. Die Viertklässler dort waren schwierig, und erst die Eltern … Nun, sie wollte lieber nicht daran denken. So was von überheblich! Die Hälfte davon tat so, als hätte sie keine Ahnung von ihrem Job, den anderen fünfzig Prozent schien es egal zu sein, was ihre Kinder in der Schule trieben. Sie wollten damit schlichtweg nicht behelligt werden.

Manchmal fragte sie sich, warum sie immer noch dort unterrichtete.

Weil du Kinder magst. Weil du das Gefühl hast, etwas zu erreichen. Weil du das regelmäßige Gehalt und die Sozialleistungen schätzt. Und weil es dir gefällt, den Großteil

des Sommers und zwei Wochen an Weihnachten freizuhaben!

Und weshalb musste sie sich das immer wieder vor Augen führen?, fragte sie sich, während sie an einer Lorbeerhecke vorbeilief, die dringend geschnitten gehörte. Bevor sie die Straße überquerte, warf sie einen Blick über die Schulter.

Sie meinte, den dunklen Pick-up von vorhin wiederzuerkennen, der hinter ihr herkroch, und war mit einem Schlag auf der Hut. Hier draußen am Stadtrand gab es kaum noch Wohngebäude oder Häuser, so dass sie völlig allein war.

Doch der Pick-up bog in eine Seitenstraße ein, und sie stieß einen Seufzer der Erleichterung aus.

Gib acht, dass deine Phantasie nicht mit dir durchgeht!

Trotzdem waren ihre Nerven angespannter als sonst. Die Dunkelheit brach schneller herein

als erwartet, die Winterluft war rein und kalt, die Bäume zitterten, das Knarren ihrer Äste übertönte das Schlagzeug des Black-Eyed-Peas-Songs, der gerade auf ihrem iPod lief.

Konzentrier dich auf deine Atmung.

Erneut warf sie einen Blick über die Schulter. Es schneite jetzt heftiger. Dieser Pick-up war nirgendwo zu sehen.

Gut!

Sie war bereits außer Atem, wofür sie ihren Zigarettenkonsum verantwortlich machte. Zweimal hatte sie mit dem Rauchen aufgehört, doch nach ihrer Trennung von Trace O'Halleran vor etwas über sechs Monaten hatte sie wieder damit angefangen. Ihr Blut geriet immer noch in Wallung, wenn sie an den sexy Cowboy dachte und daran, welche Hoffnungen sie gehegt hatte, auch wenn sie nur kurze Zeit miteinander ausgegangen waren. Groß war er gewesen, mit breiten Schultern und einem bedächtigen Lächeln, bei dem sich kleine

Grübchen zeigten, wenn er sich wirklich amüsierte. Trace war alleinerziehender Vater eines ihrer ehemaligen Schüler; sie hatten sich beim Elternabend kennengelernt, und sie hatte sich in ihn verliebt.

Was ein Fehler gewesen war. Natürlich. Sie hätte sich nie mit ihm einlassen dürfen. Wenn es um Männer ging, sprang sie immer ins kalte Wasser, ohne nachzudenken. Die Scheidungsunterlagen waren Beweis genug dafür.

Die romantische Beziehung mit Trace hatte kein gutes Ende genommen, und sie wurde immer noch rot, wenn sie an ihre Versuche dachte, ihn wieder zu verführen, und wie er diese abgeblockt hatte. Anstatt sie zu küssen, hatte er ihr unverblümt erklärt, dass es vorbei sei. »Das war eine ganz schlechte Idee«, hatte er gesagt und war zur Tür hinausgestürmt.

Man lernt nie aus, dachte sie zornig, bevor sie nach links und rechts sah und dann hügelan lief, zum anstrengendsten Teil ihrer Route.

Aber das war es wert, redete sie sich ein, denn sobald sie erst einmal oben angekommen war, konnte sie über den Kamm am Abhang entlanglaufen und auf den Fluss und die Wasserfälle hinabblicken, den malerischsten Punkt auf der Strecke. In Gedanken war sie immer noch bei Trace. Sie fragte sich, ob es eine Chance gab, ihre Beziehung wieder aufleben zu lassen, jetzt, da sie nicht mehr Elis Lehrerin war.

Vielleicht könnte sie ihm etwas vorbeibringen, das sie für Weihnachten gebacken hatte. Plätzchen? Nein, das war zu abgedroschen. Eine Flasche Wein mit Weihnachtsanhänger? Das würde er sofort durchschauen.

Musste diese »Lass-uns-Freunde-sein«-Masche nicht zwangsläufig schiefgehen? Wie oft hatte sie ihn seit ihrer Trennung angerufen? Dreimal? Viermal? Achtmal? *Albern, albern, albern!* Außerdem hatten sie sich genau genommen gar nicht getrennt, da sie nie eine

Beziehung geführt hatten, ganz egal, was sie lächerlicherweise nach zwei Verabredungen bei Facebook gepostet hatte. Da konnte man mal sehen, wohin das führte: zu viel Wein und Gespräche mit Leuten, die noch betrunkener waren als man selbst.

Was für ein Chaos.

Trace hatte durch Freunde davon erfahren und war alles andere als erfreut darüber gewesen. Kurze Zeit später hatte er Schluss gemacht.

Sie hätte ihn nicht anrufen sollen. Jetzt krümmte sie sich bei dem Gedanken daran, dass sie gestern Nacht zweimal seine Nummer gewählt und aufgelegt hatte, als die Mailbox drangegangen war.

Sei ein kluges Mädchen und komm über ihn hinweg. Es gibt noch andere Männer, selbst in Grizzly Falls.

Mittlerweile lief sie die Straße hinauf, die an der dem Fluss zugewandten Steilwand

entlangführte. Von hier aus mündete der Weg in einen Park, wo sie kehrtmachen und den Rückweg antreten konnte.

Drei Autos fuhren an ihr vorbei, die Kegel ihrer Scheinwerfer schimmerten auf der nassen Straße, die Reifen wirbelten Schmutzwasser auf. Jocelyn biss die Zähne zusammen und behielt ihr Tempo bei, bis sie schwer atmend den Park mit seiner Vielzahl von Wanderwegen erreichte. Da drüben lag schon der Parkplatz für die Spaziergänger und Wanderer, beleuchtet von einer einzelnen Straßenlaterne. *Nur noch ein kleines Stück,* feuerte sie sich selbst an. Sie war jetzt völlig aus der Puste, und ihre Waden begannen sich zu verkrampfen.

Endlich wurde das Gelände flacher, und sie joggte den Asphaltweg auf dem Gipfel des Hügels entlang, der dicht am Abgrund entlangführte. Über eine kleine, nur etwas über einen halben Meter hohe Steinbrüstung, errichtet vor mehr als einem Jahrhundert, blickte man in

eine Klamm, wo sich der Fluss fast sechzig Meter in die Tiefe ergoss – die Wasserfälle, denen Grizzly Falls seinen Namen zu verdanken hatte. Der ältere Teil der kleinen Stadt erstreckte sich entlang des Flussufers direkt unterhalb der Wasserfälle, von hier oben schillerten die Straßenlaternen wie Juwelen in der zunehmenden Dunkelheit.

Sie richtete die Augen wieder auf den Asphalt und folgte dem Gipfelweg durch den Park. Trotz der Winterluft schwitzte sie, als sie in Richtung der großen, einzeln stehenden Hemlocktanne lief, die sie stets umrundete, bevor sie dieselbe Strecke zurücklief.

Ihr Atem bildete kleine Wölkchen in der Luft, ihr Puls raste.

Fast geschafft!

Sie war ganz allein, niemand sonst war verrückt genug, um bei diesem Wetter rauszugehen. Mein Gott, war das eisig! Ihre Finger waren selbst in Handschuhen taub vor Kälte.

Hinter einer letzten Kurve erblickte sie den gewaltigen Baum, der sich dunkel vor der mittlerweile fast stygischen Finsternis abhob. Zum Glück warf der Mond ein wenig Licht durch die Wolken.

Sie verlangsamte ihren Schritt, schnappte nach Luft vor Anstrengung und zog für einen Moment die Stöpsel ihres iPods aus den Ohren. Dann beugte sie sich nach vorne, die Hände auf die Knie gestemmt. Für gewöhnlich hielt sie nicht nach der Hälfte an, doch heute Abend brauchte sie eine kurze Verschnaufpause.

Über ihr Keuchen und Herzklopfen hinweg hörte sie das Rauschen des Flusses und das Heulen des Windes. Sie wählte gerade ein paar neue Songs aus, als sie ein Geräusch vernahm … Schritte? War doch noch jemand außer ihr unterwegs?

Sie riss den Kopf hoch.

Das war zwar nichts Ungewöhnliches, trotzdem war sie auf der Hut.

Bestimmt nur ein weiterer passionierter Jogger.

Womöglich bist du doch nicht die einzige Irre, die sich an einem Abend wie diesem rauswagt.

Sie schob einen Ohrstöpsel wieder an seinen Platz und lief weiter. Mit einem Ohr hörte sie eine Nummer von Beyoncé, mit dem anderen lauschte sie auf die Laute der herein-brechenden Nacht.

Nur, um sicherzugehen.

Der Wind fegte eisig durch die Klamm, und sie meinte, den Ruf einer Eule zu vernehmen, die die Dunkelheit begrüßte, dann hörte sie wieder das gleichmäßige Aufsetzen von Schritten auf dem Asphalt hinter ihr.

Ja, ein weiterer Jogger.

Und zwar ein schneller, den Geräuschen nach zu urteilen.

Doch als sie über die Schulter blickte, sah sie niemanden. Sie erhöhte ihr Tempo. Es war Zeit,

nach Hause zu kommen, nach einer warmen Dusche würde es ihr wieder bessergehen. Nur noch drei Tage Schule, dann fingen die Ferien an –

Doch die Schritte kamen näher. Wurden schneller. Wieder drehte sie den Kopf und schaute sich um. Der Weg hinter ihr war leer. Die feinen Härchen in ihrem Nacken sträubten sich.

Das bildest du dir nur ein, Jocelyn. Da ist nichts Unheimliches.

Sie ignorierte ihre brennenden Lungen und krampfenden Waden und fiel in einen Sprint, eilig rannte sie durch die Bäume. Vereinzelte Parklaternen durchschnitten die Dunkelheit mit schummerigen Lichtkegeln, hinter denen verschwommen die schwarzen Silhouetten der kahlen Bäume auf der winterbleichen Rasenfläche aufragten.

Jetzt dreh nicht durch. Es gibt keinen Grund zur Panik. Auch wenn du dein Handy nicht dabei hast, musst du dir keine Sorgen machen.

Der Schweiß brach ihr aus allen Poren.

Die Straße am Parkausgang war schon ganz in der Nähe, dahinten kam schon der Wanderparkplatz in Sicht. Nur noch ein kleines Stück …

»Oh!«

Jetzt sah sie flüchtig den anderen Jogger, einen großen, durchtrainierten Mann, von Kopf bis Fuß in einen schwarzen Sportanzug gehüllt. Er trug eine Skimaske.

Ihr Herz machte einen Satz.

Hab keine Angst. Lass ihn einfach vorbei.

Adrenalin schoss durch ihre Adern. Sie steigerte ihre Geschwindigkeit noch mehr, rannte jetzt in vollem Tempo, immer schneller und schneller setzte sie ihre Füße auf den Asphalt, bis sie kaum noch Luft bekam.

Es ist alles in Ordnung. Es ist alles in Ordnung …

Doch war es das wirklich?

Er schloss rasch zu ihr auf. Panik durchflutete sie.

Jetzt war er so nah, dass sie ihn atmen hören konnte. Kräftig. Gleichmäßig –

Die Spitze ihres Joggingschuhs verfing sich, sie strauchelte und ruderte heftig mit den Armen. Es gelang ihr, sich zu fangen, bevor sie zu Boden stürzte, und irgendwie die Balance wiederzufinden, doch sie war aus dem Tritt gekommen.

»Vorsicht«, sagte eine tiefe Stimme hinter ihr.

O mein Gott, er war nur noch zwei Schritte entfernt!

Sie biss die Zähne zusammen. Zwang sich, ruhig zu bleiben.

Ihr Herz raste.

Sie bewegte sich auf den Parkausgang zu, den Gipfelweg entlang, der so dicht am Abgrund entlangführte. Sie hoffte, er würde die andere Richtung einschlagen, doch er blieb direkt hinter ihr, lief ebenfalls den steilen Hügel, der Boxer Bluff genannt wurde, hinunter. Vielleicht sollte sie einfach stehen bleiben und ihn überholen lassen.

Wenn sie nur ihr Handy hätte!

Oder das Pfefferspray, das sie in ihrer Handtasche aufbewahrte.

»Rechts von dir«, sagte er, schloss zu ihr auf und passte seine Geschwindigkeit der ihren an. Das war die Gelegenheit, sich zurückfallen zu lassen. »Macht’s Spaß, Josie?«, erkundigte er sich.

Josie? Beinahe wäre sie wieder gestolpert. Er kannte sie?

»Du solltest vorsichtig sein.« Seine Schulter stieß gegen ihre.

Sie verlor das Gleichgewicht und ging zu Boden, doch er fing sie im letzten Augenblick auf; seine starken Finger umschlossen ihren Oberarm.

»Ich hab dir doch gesagt, du sollst *vorsichtig* sein!«, wiederholte er und verstärkte schmerzhaft seinen Griff.

»Lassen Sie mich los! Wer sind Sie?«, fragte sie außer Atem, als sie beide stehen blieben. Er atmete geräuschvoll hinter seiner Skimaske.

»Das weißt du nicht?« Seine Finger drückten zu, als wollte er sie dafür bestrafen.

»Nein, ich weiß nicht, wer Sie sind. Lassen Sie mich los … He!« Er riss grob an ihrem Arm. »Was tun Sie da?« Doch sie wusste es. In diesem Moment wurde ihr klar, dass er vorhatte, sie umzubringen. »Lassen Sie mich los!«, schrie sie ihn an. Ihre Füße gerieten ins Rutschen, als er sie vor sich herschubste, und noch bevor sie wusste, wie ihr geschah, stand sie vor der niedrigen Steinbrüstung am

Abgrund zur Klamm. »Nein! Tun Sie das nicht! Hilfe! *Hilfe!*« Jetzt, da sie wusste, was er vorhatte, setzte sie sich erbittert zur Wehr.

Nein, das durfte nicht passieren! Er durfte sie nicht umbringen!

Voller Panik schlug sie um sich und versuchte, das Gleichgewicht zu halten. Er stieß sie grob gegen die Brüstung, brach ihr die Schienbeine. Heftiger Schmerz schoss von unten durch ihren ganzen Körper.

»Nein!« Sie kämpfte mit aller Kraft gegen ihn an, doch vergeblich. Er drängte sie über das niedrige Geländer, bis sie von ihrem eigenen Gewicht in die Tiefe gezogen wurde. Mit rudernden Armen stürzte sie hinab in die Dunkelheit. Schreiend segelte sie durch die Luft, bis sie mit voller Wucht auf den gefrorenen Abhang prallte, wobei ihr Kopf hart gegen einen Stein schlug. Die Welt drehte sich, als sie dann weiter hinabrollte, in die Tiefe. Sie versuchte, sich an irgendetwas festzuklammern,

doch ihre Finger schrammten haltlos über Erde, Wurzeln und Felsgestein.

Hilfe!

Schmerz peitschte ihre Wirbelsäule hinauf; irgendwo in der Ferne hörte sie das Tosen herabstürzenden Wassers. Immer schneller rutschte und rollte sie abwärts, hatte jegliche Kontrolle über ihren Körper verloren; ihre Haut war aufgeschürft und blutete.

Hoch oben hinter der Brüstung sah sie eine dunkle Gestalt aufragen; dort stand er und blickte zu ihr hinunter.

Er wartete. Wartete darauf, dass sie starb.

Kapitel 4

Trace O’Halleran war genervt. Vielmehr *total* genervt, als er, ohne die Geschwindigkeitsbegrenzung zu beachten, die zehn Meilen von der Evergreen Elementary School zum Krankenhaus zurücklegte. Er hatte seinen Sohn abgeholt. Eli hatte sich beim Spielen auf dem Schulhof verletzt und musste nun geröntgt werden.

Irgendwer hatte nicht richtig auf seinen Jungen aufgepasst, und sobald Trace sicher sein konnte, dass Eli gut versorgt war, würde ihm dieser Jemand eine überzeugende Erklärung dafür liefern müssen.

»Halt durch, Kumpel«, sagte er zu seinem Sohn, der neben ihm in dem zerbeulten alten Pick-up saß.

Eli nickte und schniefte; entweder kämpfte er gegen die Tränen an oder gegen die unangenehme Erkältung, die er seit über einer Woche mit sich herumschleppte.

Mit zusammengekniffenen Augen spähte Trace durch die Windschutzscheibe. Die ersten Schneeflocken wirbelten zu Boden. Er folgte dem fließenden Verkehr den Boxer Bluff hinunter zum unteren Teil von Grizzly Falls am Ufer des Flusses.

Eli, sieben Jahre alt, hielt seinen linken Arm, der bereits von einer überlasteten Schulkrankenschwester geschient und in eine Schlinge gesteckt worden war. Sie hatte Trace dringend geraten, unverzüglich einen Arzt aufzusuchen. »Ich habe bereits mit der Poliklinik in der A-Street telefoniert, damit Sie nicht warten müssen, was im Pinewood Community oder im St. Bartholomew Hospital durchaus der Fall sein könnte. Lassen Sie seinen Arm auf jeden Fall röntgen. Ich glaube zwar nicht, dass

er gebrochen ist, aber womöglich findet sich eine Knochenfissur. Und wenn Sie schon mal da sind, lassen Sie die Ärzte doch bitte einen Blick in seine Ohren und in seinen Hals werfen. Ich habe seine Temperatur gemessen; er hat ein bisschen Fieber – achtunddreißig Komma drei.«

Trace hatte nicht widersprochen, sondern sich sogleich auf den Weg gemacht. Einmal hatte er geschlagene fünf Stunden in der Notaufnahme von St. Bart gesessen und darauf gewartet, dass sich jemand um seine zerfleischte Hand kümmerte. Sein Ehering hatte sich im Getriebe des Mähdreschers verfangen, als er die Weizenernte eingebracht hatte. Seinen Arm hatte er gerade noch befreien können, doch der Unfall hätte ihn um ein Haar seinen Ringfinger gekostet. Schlussendlich hatte man auch diesen retten können, doch die Nerven waren so stark geschädigt, dass der Finger taub blieb. Damals hatte er beschlossen, nie

wieder seinen Ehering zu tragen. Es machte ohnehin keinen großen Unterschied, denn Leanna, Elis Mutter, war mit einem Fuß bereits zur Tür hinaus gewesen.

Nein, Trace wollte auf keinen Fall, dass sein Junge stundenlang auf irgendwelchen unbequemen Plastikstühlen hocken musste, wenn er es irgendwie vermeiden konnte. Also würden sie in die A-Street fahren, zu diesem niedrigen Gebäude, in dem seit fast siebzig Jahren Patienten behandelt wurden und das an das frisch renovierte und gerade wiedereröffnete St. Bartholomew Hospital angrenzte. Natürlich hatte man auch die Poliklinik während dieses Zeitraums mehrfach überholt.

Ungefähr vor dreißig Jahren hatte ihn sein eigener Vater hierhergebracht, nachdem Rocky ihn abgeworfen hatte, der temperamentvolle braune Wallach, den O'Halleran senior gegen drei Rinder eingetauscht hatte. Rocky war einst Rodeo-Pferd gewesen, und als der neunjährige

Trace versucht hatte, auf ihm zu reiten, war etwas von seinem alten Feuer wieder aufgeflammt, so dass Trace in hohem Bogen durch die Luft geschleudert worden war. Er hatte sich eine Gehirnerschütterung zugezogen, wie der alte Doc Mallory nach einer kurzen Untersuchung feststellte. »Um Himmels willen, Junge, nutz den Verstand, den Gott dir gegeben hat, und lass die Finger von Wildpferden!«, hatte der Arzt ihm damals geraten.

Jetzt blickte Trace auf seinen Sohn, der noch immer vorsichtig seinen verletzten Arm wiegte und dabei aus dem Beifahrerfenster starrte.

Eli hatte die Kiefer fest aufeinandergepresst; seine Augen waren gerötet, doch bislang kämpfte er tapfer gegen die Tränen. Sein Atem beschlug die Scheibe, die verschmiert war von der Nase ihres Hundes Sarge – ein buntgefleckter Streuner, der ihnen vergangenes Jahr halb verhungert zugelaufen war. Halb Australischer Schäferhund, halb weiß Gott was, war der

Hund Teil ihrer kleinen Familie geworden. Als Trace nach dem Anruf von der Grundschule hinaus zu seinem Pick-up gelaufen war, war Sarge ihm nachgaloppiert und enttäuscht am Tor zurückgeblieben, als Trace »Nächstes Mal, alter Junge!« gesagt hatte. Trotz der Kälte und der Tatsache, dass er sich in die warme Scheune zurückziehen könnte, würde der Schäferhundmischling vermutlich die ganze Zeit über am Tor warten, bis sie endlich nach Hause kamen.

Als hätte er gespürt, dass sein Vater ihn ansah, murmelte Eli: »Ich hasse Cory Deter! Er ist so ein Blödmann.«

»Ist Cory schuld an deinem Unfall?«

Eli zuckte leicht die Schultern.

»Komm schon, Kumpel. Mir kannst du’s doch erzählen.«

Eli kritzelte mit dem Zeigefinger seiner unverletzten Hand Männchen auf die beschlagene Scheibe, hustete, zuckte zusammen und sagte:

»Er hat mich geschubst. Wir waren auf dem Klettergerüst, wollten nach ganz oben, und er hat sich einfach hochgezogen und mich weggestoßen.«

»Und du bist runtergefallen.«

»Ja.«

»Wo waren die Lehrer?«

»Unter dem Vordach.« Er sah Trace von der Seite an. »Miss Wallis war nicht da.«

»Nach ihr habe ich nicht gefragt«, erwiderte Trace schärfer als beabsichtigt. Er schaltete den Scheibenwischer an.

»Ich weiß.« Wieder ein Schulterzucken.

Trace kam sich vor wie ein Idiot. Was hatte er sich bloß dabei gedacht, als er letztes Jahr mit der Lehrerin seines Sohnes ausgegangen war? Es war ein Fehler gewesen, das hatte er von der Sekunde an gewusst, als sie ihn zum Abendessen eingeladen hatte. Er hatte sich eingeredet, es wäre wegen Eli, sie wolle mit ihm über den Jungen und dessen schulische

Probleme sprechen, doch im Grunde hatte er gespürt, dass es nicht darum ging.

Dennoch war er viermal mit ihr ausgegangen. Nun, fünfmal, wenn man den Abend mitrechnete, an dem sie versucht hatten, das wieder zu entfachen, was nie wirklich gebrannt hatte. Sie waren gescheitert – und sie waren beide enttäuscht gewesen.

Er seufzte. Jocelyn Wallis hatte geglaubt, die Wunde heilen zu können, die Leanna geschlagen hatte, als sie aus Elis und seinem Leben verschwunden war. Sie hatte nicht glauben wollen, dass Trace nicht an einer Beziehung interessiert war und es vorzog, sein Kind ohne weibliche Unterstützung großzuziehen.

Da war sie nicht die Einzige. Auch Eli konnte nicht vergessen, dass sich sein Vater ein paar Male mit seiner Lehrerin getroffen hatte. Er hing sehr an Jocelyn Wallis und hätte es anscheinend gern gesehen, wenn sie öfter bei ihnen gewesen wäre.

Ja, er hatte wirklich Mist gebaut.

Jetzt sagte sein Sohn: »Sie war heute nicht in der Schule.«

»Miss Wallis? Nun, egal. Aber irgendwer muss die Aufsicht über den Pausenhof gehabt haben.«

»Mr. Beene hatte Aufsicht, weil Miss Wallis nicht da war. Er ist Vertretungslehrer.«

»Ich werde mit ihm reden müssen.«

»Es war nicht seine Schuld«, versicherte ihm Eli. »Schuld hatte der blöde Cory Deter!«

»Ich weiß, dass du stinksauer bist, trotzdem: keine Beschimpfungen, okay?«

»Aber es stimmt doch.« Eli wischte sich mit dem Jackenärmel die Nase und presste wieder die Kiefer aufeinander. »Er ist ein gemeiner Arsch.«

»Komm schon, Eli. Es ist nicht nett, so über jemanden zu sprechen –«

»Er hat mich geschubst!«

»Und das war falsch«, stimmte ihm Trace mit ruhiger Stimme zu.

»Ja, das war es!« Eli funkelte ihn an, wütend darüber, dass sein Vater nicht zu begreifen schien, wie unmöglich Cory Deter war.

»Na schön, vielleicht ist er tatsächlich ein gemeiner Arsch.«

Eli entspannte sich ein wenig.

»Aber das bleibt unter uns, klar?« Trace deutete mit dem Finger mehrmals zunächst auf Eli und dann auf sich. »Unser Geheimnis.«

»Jeder weiß doch, dass er ein Arsch ist.«

»Wie auch immer. Du musst es ja nicht noch mal sagen.«

»Aber Becky Tremont und ihre Freundin Tonia haben mich ausgelacht!« Elis Gesicht war plötzlich knallrot. Verlegen. Schon mit sieben Jahren zählte, was die Mädchen von einem dachten.

»Mach dir deswegen keine Sorgen«, beruhigte ihn Trace. »Und lass den Kopf nicht

hängen, wir sind schon fast da.« Sie kamen gerade am Fuß des Hügels an, als die Lichter der Eisenbahnschranken zu blinken begannen und diese sich mit einem lauten Warnton schlossen. Trace biss die Zähne zusammen. Ein Zug mit graffitibesprühten Güterwaggons und leeren Flachwagen raste vorbei. Hinter den Schranken staute sich der Verkehr.

Komm schon, dachte Trace, ungehalten über diese Verzögerung. Er machte sich Sorgen um seinen Sohn, da er nicht wusste, wie ernsthaft er verletzt war. »Wir sind gleich da«, tröstete er ihn wieder und tätschelte Elis schmale Schulter.

Endlich war der Zug vorüber, die Schranken hoben sich, die Autoschlangen lösten sich auf. Noch eine Ampel, dann wären sie an der Polik-linik angekommen.

»Ich hab hier einen Notfall«, sagte Heather und steckte den Kopf durch die Tür zu Kaceys

kleinem Büro. »Eli O’Halleran. Sieben Jahre alt. Hat sich auf dem Pausenhof verletzt. Die Schule hat seinen Vater angerufen und zu uns geschickt.«

»Ist er schon Patient bei uns?« Der Name sagte Kacey nichts. Sie saß an ihrem Schreibtisch und hatte sich zum Mittagessen gerade einen Becher Blaubeerjoghurt aufgemacht. Seit sie durch die Tür von Behandlungszimmer zwei getreten war, war sie nicht mehr zur Ruhe gekommen. Elmer Grimes, ihr erster Patient an diesem Tag, hatte das ihr zur Verfügung stehende Zeitlimit deutlich überschritten und sie ganz schön in Verzug gebracht.

»Eli O’Halleran ist noch nicht hier gewesen. Sein Kinderarzt ist Dr. Levoy drüben in Middleton.«

»Und der hat sich letztes Jahr zur Ruhe gesetzt.« Kacey nickte und schob schon den Joghurtbecher zur Seite. Sie hatte einige Patienten übernommen, deren Eltern mit

Dr. Levoys Nachfolger nicht zufrieden gewesen waren, und auch wenn sie Allgemeinmedizinerin war, so hatte sie während ihrer Ausbildung viel Zeit in der Pädiatrie verbracht. Sie mochte Kinder und hatte mehrfach überlegt, sich auf Kinderheilkunde zu spezialisieren, doch dann war in ihrem Privatleben die Hölle ausgebrochen und sie hatte beschlossen, diesen Plan vorerst zurückzustellen und nach Grizzly Falls zurückzukehren.

»Die Schule hat ihn zu uns geschickt, damit sie nicht so lange warten müssen wie nebenan im Krankenhaus. Sie sind vor ungefähr fünf Minuten angekommen; ich habe schon die persönlichen Daten aufgenommen und den Versicherungskram geklärt, außerdem habe ich bei Dr. Levoy angerufen und die Patientenakte angefordert.« Sie grinste. »Ich dachte, wir könnten ihn vor den Nachmittagspatienten einschieben, du willst ihn doch bestimmt nicht abweisen.«

»Na schön, dann werde ich ihn mir gleich mal ansehen.« Kacey schob ihren Schreibtischstuhl zurück.

»Er sitzt mit seinem Vater in Behandlungszimmer drei. Die wichtigen Vorabinformationen sind schon auf dem Computerbildschirm.«

»Gut.« Kacey schlüpfte wieder in ihren Arztkittel. Sie war daran gewöhnt, dass ihre tägliche Routine jederzeit zu den ungünstigsten Augenblicken unterbrochen werden konnte. Das gehörte zu ihrem Job als Allgemeinmedizinerin in einer Kleinstadt dazu. »Du sagst, du hast bereits mit jemandem von der Schule gesprochen?«

»Ja, mit der Schulkrankenschwester, Eloise Phelps.« Heather verschwand wieder in Richtung Rezeption, während Kacey zu Behandlungszimmer drei eilte und nach einem leisen Klopfen eintrat.

Ein magerer Junge mit einem dunkelblonden Wuschelkopf saß auf dem Untersuchungstisch.

Sein Gesicht war schneeweiß, er schniefte und kämpfte ganz offensichtlich gegen die Tränen. Vorsichtig hielt er seinen linken Arm, der in einer Schlinge lag. Neben ihm stand sein Vater, einen grimmigen Ausdruck auf dem Gesicht.

Er war groß, über eins fünfundachtzig, kräftig gebaut und hatte breite Schultern. Ein dunkler Zweitagebart bedeckte sein markantes Kinn. Bekleidet war er mit abgewetzten Jeans, einem karierten Hemd und abgetragenen Stiefeln, die typisch waren für diese Gegend von Montana. Er hatte die Arme vor der Brust verschränkt und sah sie aus tiefliegenden, zornig dreinblickenden Augen an, als wolle er Nägel spucken.

»Ich bin Dr. Lambert«, stellte sie sich dem Jungen vor und blickte auf die Patientenakte, die Heather ihr auf den Computerbildschirm gestellt hatte. »Du musst Eli sein.«

Der Junge nickte und presste die Lippen aufeinander. Er versuchte, tapfer zu sein. Seine

Angst, so schätzte sie, war vermutlich schlimmer als die Verletzungen.

»Trace O'Halleran.« Der Cowboy stellte sich selbst vor und streckte eine Hand aus, den Blick auf das Namensschild an ihrem Kittel geheftet: DR. ACACIA LAMBERT. Er hatte eine große Hand. Schwielig und kräftig. Sein Gesicht war gebräunt und gegerbt von Wind und Sonne, sein braunes Haar durchzogen von hellen Strähnchen, die, so vermutete sie, ebenfalls von der Arbeit draußen stammten. Seine Augen waren außergewöhnlich blau, seine Nase machte den Eindruck, als wäre sie mindestens einmal gebrochen gewesen, das Lächeln schien ihm schwerzufallen. »Ich bin Elis Vater.«

Sie schüttelte seine Hand. »Also, was ist passiert?«

»Ein Unfall auf dem Pausenhof«, erklärte Trace. »Erzähl's ihr«, forderte er den Jungen auf und versetzte ihm einen sanften Stups.

»Man hat mich vom Klettergerüst geschubst.« Zorn flackerte in den braunen Augen des Jungen auf.

»Warum erzählst du mir das nicht, während ich deinen Arm untersuche?«, schlug Kacey ihm vor.

Eli schaute seinen Vater an, der nickte.

Rasch wusch sie sich die Hände in dem kleinen Waschbecken, trocknete sie mit einem Papiertuch ab und streifte sich ein Paar Latexhandschuhe über. Dann entfernte sie vorsichtig Schlinge und Schiene, ein kleines Wattepolster und ein Kühlpad. Elis Gesicht wurde noch weißer. »Tut weh, nicht?«

Der Junge brachte kein Wort heraus, aber er nickte mit Tränen in den Augen, was ihn verlegen zu machen schien.

»Wie ist es zu dem Unfall gekommen?«

»Cory Deter hat mich vom Klettergerüst geschubst.« Eli blinzelte jetzt heftig. Seine Lippen wurden schmal. »Er ist ein blöder Arsch.«

»Nun, da muss ich dir recht geben, wenn er dafür verantwortlich ist«, stimmte sie ihm zu. »Was genau ist denn passiert?«

»Ich bin runtergefallen! Und … und ich habe meine Hände so nach vorne gehalten …« Er streckte die Arme aus, zuckte zusammen und atmete scharf ein. Sein linker Arm fiel zurück an seine Seite, und er wurde wieder aschfahl.

»Okay, dann hast du den Sturz also mit den Armen abgefangen.« Kacey nickte. »Wann genau war das?«, fragte sie, an den Vater gerichtet.

»Das kann ich nicht sagen«, antwortete dieser. Er blickte sie durchdringend an, als versuche er, aus ihr schlau zu werden. »Ich habe den Anruf von der Schule vor ungefähr vierzig Minuten bekommen; vermutlich gleich, nachdem es passiert ist.«

»Gut.« Sie wandte sich wieder Eli zu. »Jetzt muss ich mir deinen Arm ein wenig genauer ansehen. Einverstanden?«

Der Junge blickte sie unter seinen dichten Augenbrauen hinweg misstrauisch an.

»Das ist schon in Ordnung«, beruhigte ihn sein Vater und legte seine große Hand auf die des Kindes, doch er wirkte genauso beunruhigt wie sein Sohn.

»Na schön«, stimmte Eli schließlich zu.

Vorsichtig untersuchte sie den Arm. Prüfte sein Bewegungsvermögen, fuhr mit den Fingern über die Muskeln und Gelenke, beobachtete Elis Reaktionen. Die ganze Zeit über wich Trace nicht von seiner Seite.

»Ich glaube nicht, dass etwas gebrochen ist«, sagte sie schließlich, »aber das können wir erst nach dem Röntgen ausschließen. Es besteht immer die Möglichkeit einer Stressfraktur.«

Ein Muskel an Trace' Kinn zuckte. »Das hat die Schulkrankenschwester auch gesagt, und sie meinte, er habe Fieber. Er hat eine Erkältung, die er einfach nicht loswird.«

»Wenn du schon mal da bist«, sagte Kacey zu Eli, »sollten wir auch deine Temperatur messen und anschließend in deinen Hals und vielleicht auch in deine Ohren sehen.«

Zögernd willigte Eli ein. Seine Temperatur lag nach wie vor bei achtunddreißig drei, seine Lymphknoten waren leicht geschwollen, die Trommelfelle gerötet und sein Hals so entzündet, dass sie einen Streptokokkenabstrich machte. »Sieht aus, als würdest du ein Antibiotikum brauchen«, sagte sie schließlich. »Ich wette, dein Hals tut ganz schön weh.«

»Höllisch«, bestätigte Eli und nickte zustimmend mit dem Kopf.

Trace runzelte die Stirn. »Du hast gar nichts gesagt.«

»Hat ja vorher auch nicht weh getan«, gab sein Sohn zurück.

»Das kann plötzlich auftreten. Sieht nach einer beidseitigen Ohrenentzündung aus; vermutlich hat er auch Streptokokken«, erklärte

Kacey, an Trace gewandt, dann blickte sie wieder seinen Sohn an. »In ein paar Tagen wird es dir bessergehen, Eli«, versprach sie. »So, und jetzt werden wir erst mal ein Röntgenbild von deinem Arm machen, ja? Das Labor ist im Gebäude nebenan.« Sie setzte sich an den Computer und machte sich eine Notiz, die sie an ihren Laptop weiterleitete, dann wandte sie sich an Trace: »Sie können ihn jetzt sofort hinbringen. Ich rufe Sie wieder auf, sobald ich einen Blick auf das Röntgenbild geworfen habe. Es wird nicht lange dauern. Dann kann ich Ihnen auch sagen, ob ich es für nötig halte, dass Sie einen Orthopäden aufsuchen; ich kann einen Termin bei Dr. Belding in Missoula für Sie vereinbaren. Oder bei wem immer Sie möchten.«

Sie lächelte ihn ermutigend an, doch ihr Lächeln blieb unerwidert. »Ich habe schon öfter mit Dr. Belding zusammengearbeitet. Sie ist gut.«

Trace nickte knapp. »Danke.« Er half seinem Sohn vom Untersuchungstisch und sagte: »Lass uns gehen, Kumpel.«

Im selben Augenblick erschien Heather mit den Laborformularen. »Brauchst du noch etwas?«, fragte sie Kacey.

»Ich denke, wir haben alles. Vielen Dank.«

Heather kehrte zu ihrem Schreibtisch am Empfang zurück, während Kacey Trace die Formulare aushändigte. Um den Jungen aufzumuntern, sagte sie immer noch lächelnd: »Ich kenne eine Abkürzung, Eli. Wenn ihr einverstanden seid, begleite ich euch schnell rüber. Nur für den Fall, dass sich dein Dad verläuft.«

»Das wird er nicht! Er war bei den Army Rangers.«

Trace schnaubte und hielt ihnen die Tür auf. »Das ist schon ein paar Jahre her.«

»Aber du warst da!«, beharrte Eli.

»Damals, im finsteren Mittelalter«, scherzte er, als sie durch eine Reihe von Fluren und zu

einer Hintertür hinauseilten. Der Wind pfiff durch Kaceys Arztkittel, Schnee sammelte sich in den Pflanztöpfen.

»Hier entlang«, sagte sie und hielt mit einer Hand ihren Kittel zusammen, während sie den kurzen Verbindungsweg entlangliefen. Noch bevor sie die Tür zum benachbarten Gebäude erreicht hatte, zog Trace sie schon auf und wartete, bis sie mit seinem Sohn hineingegangen war.

Drinnen war es sehr warm, Weihnachtsmusik spielte in den Gängen.

»So, von hier an müsst ihr allein zurechtkommen«, sagte sie, als sie die beiden bei einer der Laborantinnen ablieferte. »Ich sehe euch in ungefähr einer Stunde, dann habe ich mir die fertigen Bilder angesehen.«

»Okay«, sagte er. Ihre Blicke trafen sich, und sie bemerkte etwas Dunkles, Undefinierbares in seinen Augen.

Das bildest du dir nur ein.

Vielleicht war Trace einfach nur besorgt um seinen Jungen, doch sein offensichtliches Misstrauen ihr gegenüber empfand sie als der Situation völlig unangemessen. Nun, vielleicht misstraute er Ärzten oder der Medizin im Allgemeinen. Doch sie hatte ohnehin keine Zeit, sich über seine Marotten Gedanken zu machen.

Zusammen mit Randy, ihrem jungen MTA, kümmerte sie sich ungefähr eine Stunde lang um weitere Patienten: Cathy Singer kämpfte gegen eine Erwachsenenakne; zwei Jugendliche kamen mit Grippesymptomen vorbei; Kevin Thomas' Mutter war überzeugt, ihr Sohn habe Läuse, da ein Fall in der Schule aufgetreten war; und Helen Ingles, die offensichtlich doch noch einen Babysitterersatz für ihren Neffen gefunden hatte, schaute herein, um ihren Diabetes überwachen zu lassen.

Pünktlich nach einer Stunde waren die O'Hallerans vom Labor zurück in Behandlungszimmer drei. Kurz zuvor waren die

Röntgenbilder bei Kacey eingetroffen: Eine kleine Fraktur an Elis linker Elle war darauf zu erkennen. »Sieht aus, als würdest du einen Gips brauchen«, teilte sie Vater und Sohn mit und zeigte den beiden die Knochenfissur. »Du hast die Wahl«, fügte sie, an Eli gewandt, hinzu. »Rosa oder Blau.«

»Rosa?«, fragte Eli entsetzt. Seine Nase kräuselte sich vor Abscheu. »Auf keinen Fall!«

»Also blau«, sagte sie mit einem Grinsen, während Randy das entsprechende Set aus einem Schrank nahm und ihr beim Anrühren der Gipsmasse half. Eli war absolut tapfer, fast so, als wäre er selbst bei den Army Rangers gewesen, und versuchte, genauso stoisch zu wirken wie sein Vater.

Als der Gips saß und der MTA die Reste und Verpackungen wegräumte, erteilte Kacey den beiden Anweisungen. »Die Hauptsache ist, dass du die Elle nicht wieder verletzt. Du musst es daher in nächster Zeit ruhig angehen lassen.«

Sie warf dem Jungen einen eindringlichen Blick zu. »Kein Klettergerüst, und lass dich nicht wieder von Cory Wie-auch-immer schubsen.« Sie beugte sich vor, so dass sie auf Augenhöhe mit Eli war. »Glaubst du, du schaffst das?«

Der Junge nickte, dann blickte er auf seinen Gips. »Vielleicht könnten Sie ihm das sagen? Er ist ein echter Vollidiot.«

Trace stieß einen langen Seufzer aus. »Ich dachte, das wäre unser Geheimnis. Erinnerst du dich?«

»Aber das weiß doch jeder!«, rief Eli.

»Nun, ich schätze, das Geheimnis ist gelüftet«, sagte Kacey grinsend, dann wandte sie sich wieder an Eli: »Aber ich würde mir keine Sorgen machen wegen Cory … ähm …«

»Cory Deter«, ergänzte Trace.

»Richtig … wegen Cory Deter. Ich denke, dein Dad als ehemaliger Army Ranger wird das für dich regeln. Soweit ich weiß, sind diese Jungs ziemlich tough.«

»Ja, das sind sie!«, pflichtete Eli ihr eifrig bei, und Trace machte ein Gesicht, als wollte er im Erdboden versinken.

»Wir gehen jetzt besser«, sagte er und griff nach der Jacke seines Sohnes, als dieser herausplatzte: »Sie sehen aus wie Miss Wallis!«

Kacey blickte den Vater an, der sichtlich zusammenzuckte. »Ist das gut oder schlecht?«

»Gut, nehme ich an.« Trace nickte ohne große Überzeugung.

»Na prima.« Zuerst Shelly Bonaventure, jetzt die unbekannte Miss Wallis. Es schien ihre Doppelgängerinnen-Woche zu sein.

»Sie ist die Freundin meines Vaters«, fügte Eli erklärend hinzu.

Trace erstarrte. »Eli, ich habe dir doch gesagt, dass Miss Wallis und ich – *nicht* zusammen sind. Sie ist *nicht* meine Freundin.« Peinlich berührt wandte er sich an Kacey: »Entschuldigung. Miss Wallis war letztes Jahr in der ersten Klasse Elis Lehrerin.«

»Und ihr seid miteinander ausgegangen!«, rief Eli und funkelte seinen Vater an.

Dieser blickte entschuldigend zu Kacey: »Wir sind in der Tat ein paarmal miteinander essen gegangen, und ja, Sie sehen ihr in der Tat ähnlich.«

»Offenbar habe ich ein recht geläufiges Gesicht.«

Trace schloss kurz die Augen und schüttelte den Kopf, das Licht der Neonlampen fing sich in seinen hellen Strähnen. »Wenn ich nun schon komplett in Verlegenheit bin, können Sie mir bestimmt verraten, wie ich einen quirligen Siebenjährigen bremsen soll?«

»Das ist vermutlich unmöglich, aber du, Eli, solltest daran denken, dich zu schonen. Keine Raufereien. Verstanden?«

Er nickte feierlich.

»Versprochen? Pfadfinder-Ehrenwort?«

»Ich bin kein Wölfling.«

»Okay, dann glaube ich dir eben so«, sagte sie und zog skeptisch die Augenbrauen hoch.

»Versprochen!«, bestätigte Eli ernst.

»Gut. Dein Dad wird mir Bericht erstatten.« Sie lächelte Trace an, der ihr Lächeln diesmal immerhin zögerlich erwiderte, obwohl es sogleich erstarb, als sie ihn bat, sich bei ihr zu melden, sollten die verordneten Schmerzmittel seinem Sohn nicht helfen. Er nickte grimmig.

Während sie das Rezept ausstellte, fügte sie hinzu: »Ich werde Sie ohnehin wegen der Streptokokken anrufen. Und dich« – sie deutete mit ihrem Stift auf Eli – »möchte ich in zehn Tagen wiedersehen. Meinst du, das geht?« Der Junge nickte eifrig. »Wunderbar.« Sie riss das Rezept vom Block und reichte es Trace. »Es wird ihm bald wieder gutgehen, doch ich denke, er sollte ein paar Tage zu Hause bleiben.«

»Jaaa!«, rief Eli und stieß seinen gesunden Arm in die Luft, was Kacey zeigte, dass es ihm bereits besserging.

»Rufen Sie mich auf alle Fälle an, wenn er starke Schmerzen bekommt oder wenn Ihnen sonst etwas merkwürdig vorkommen sollte. Das Team kann mich rund um die Uhr erreichen, und Dr. Cortez oder ich werden Sie dann umgehend zurückrufen.«

Trace steckte das Rezept in die Tasche und wirkte etwas entspannter. Behutsam legte er seinem Sohn die Jacke über die Schultern.

»So, Eli, du wirst brav sein, ja? Tu, was dein Vater dir sagt, und mach ihm keinen Ärger. Ach, und halt dich von Raufbolden fern«, riet ihm Kacey zum Abschied.

»Danke.« Trace' tiefblaue Augen blickten ernst drein, und als er diesmal ihre Hand schüttelte, hatte sie den Eindruck, er hielte sie etwas länger fest als normal. Aber vielleicht bildete sie sich das auch nur ein.

Sie brachte die beiden zur Tür, während Randy am Computer einen kurzen Bericht schrieb, danach ging es gleich in

Behandlungszimmer zwei weiter. Kacey konzentrierte sich nun auf Delores Sweeney, eine Mutter von vier Kindern, die stets gegen eine Erkältung, einen grippalen Infekt oder eine Pilzinfektion ankämpfte, und versuchte, alle Gedanken an den attraktiven Cowboy aus ihrem Kopf zu verbannen …

Kapitel 5

Die Auslosung für das Weihnachtswichteln war heute Morgen!«, schimpfte Joelle Fisher, als Pescoli am frühen Nachmittag in den Aufenthaltsraum kam, um ihre Tasse Kaffee wieder aufzufüllen. Die ganze Cafeteria war das, was Pescoli »joellig« nannte: Überall blinkten Weihnachtslichter, in der Mitte eines jeden Tisches standen kleine Schneemänner, Tannenzweiggirlanden mit Schmuckbändern umrahmten die Tür, und die normalen weißen Servietten neben der Kaffeemaschine waren durch rote und grüne ersetzt worden.

Doch dabei würde Joelle es nicht belassen, ahnte Pescoli; schon bald würde die festliche Dekoration die Flure, Büros und den Empfangsbereich überschwemmen, wo bereits ein drei

Meter hoher Tannenbaum nur darauf wartete, geschmückt zu werden, direkt hinter der schusssicheren Glasscheibe, die man vergangenes Frühjahr dort eingebaut hatte.

»Ich war um sieben kurz hier, danach hatte ich außerhalb zu tun«, redete sich Pescoli heraus und ärgerte sich sofort über sich selbst. Was sollte das denn, sie musste sich doch nicht vor der Rezeptionistin rechtfertigen!

»Nun, du bist nicht die Einzige, die nicht erschienen ist.« Joelles Augen funkelten, und Pescoli, der schlagartig klarwurde, dass sie noch lange nicht aus der Sache raus war, stöhnte innerlich auf. »Also …« Joelle nahm einen Korb, dekoriert mit Zuckerstangen, und hielt ihn hoch über ihren Kopf. Erwartete sie wirklich, dass Pescoli mogeln und versuchen würde, heimlich einen der zusammengefalteten Papierschnipsel zu mopsen, um herauszufinden, welcher Name daraufstand, um ihn

gegebenenfalls wieder zurückzulegen? Eigentlich keine schlechte Idee.

»Und alle machen mit? Im Ernst?«, fragte Pescoli misstrauisch.

»Selbstverständlich!«

»Sogar der Sheriff?«

»Sogar der Sheriff.«

»Was ist mit Rule?«, hakte Pescoli nach. Kayan Rule, ein großer und kräftiger Afroamerikaner, würde wohl kaum einen Sinn für derartigen Unfug haben.

»Er hat sein Los bereits heute Morgen gezogen, genau wie Selena.«

Na großartig, dachte Pescoli, dann hob sie folgsam den Arm und griff in den Korb, wo sie einen der wenigen verbliebenen Schnipsel mit den Fingerspitzen herausfischte. Zu oft schon hatte man ihr vorgeworfen, nicht teamfähig zu sein.

»Wunderbar!« Joelle war sehr zufrieden mit sich. »Und jetzt vergiss nicht, ihm oder ihr bis

Weihnachten kleine Geschenke zuzustecken, mindestens eins pro Woche!«

Pescoli faltete den kleinen Streifen auseinander und las den Namen: *Cort Brewster.*

Ihr drehte sich der Magen um.

»Ich muss noch einmal ziehen!«, platzte sie heraus.

Joelle drückte den Korb an sich und zog herablassend eine ihrer perfekt gezupften Augenbrauen in die Höhe. »Umtauschen gilt nicht, Detective. Das passiert nun mal, wenn man zu spät kommt.«

Pescoli wollte widersprechen, doch dann beschloss sie, wegen einer so unbedeutenden Sache nicht vor Joelle zu Kreuze zu kriechen. Als sie den Aufenthaltsraum mit seinen festlichen Schneemännern und blinkenden Lichtern verließ, um zu Alvarez' Schreibtisch zu gehen, hätte sie beinahe ihre Tasse Kaffee vergessen.

Wie gewöhnlich war ihre Partnerin in Papierkram vertieft. »Tausch mit mir«, bat Pescoli.

»Wie bitte?« Alvarez blickte auf.

»Beim Weihnachtswichteln. Bitte, tausch mit mir.«

Ausnahmsweise einmal brach Selena in lautes Gelächter aus. »Auf gar keinen Fall.«

»Ich meine es ernst.«

»Ich auch.«

»Das Ganze ist doch lächerlich«, brummte Pescoli.

»Dann muss es dich doch auch nicht kümmern. Kauf einfach ein paar Süßigkeiten oder eine DVD oder irgendetwas, leg es auf Brewsters Schreibtisch und lass es gut sein.«

»Du weißt es?«

»Ich bin Detective. Kein anderer Name hätte dich so auf die Palme gebracht.« Sie grinste. »Das könnte doch lustig werden.«

»So einfach ist das nicht«, widersprach Pescoli und dachte an das Debakel im letzten

Jahr, als Jeremy eingebuchtet worden war. Damals war er mit Heidi Brewster zusammen gewesen, und ihr Vater war eingeschritten. Pescoli nicht, was ihr Sohn ihr nie verziehen hatte. Cort Brewster auch nicht. Er schien Pescoli nicht nur für das schlechte Benehmen ihres Sohnes, sondern auch für das seiner eigenen Tochter verantwortlich zu machen.

»Natürlich ist es das. Sonst klink dich halt aus.«

»Joelle hat gesagt –«

»– dass das Pflicht ist? Ernsthaft? Weihnachtswichteln? Das kann ich mir nicht vorstellen, aber ich werde sicherheitshalber noch einmal im Polizeihandbuch nachsehen.«

»Tu das«, erwiderte Pescoli gereizt.

Alvarez' Grinsen wurde breiter, und sie schüttelte bedächtig den Kopf. »Überhaupt … seit wann hörst du eigentlich auf Joelle?«

»Seit ich nicht immer die Spielverderberin sein möchte.«

»Dann hör auf zu meckern, okay?« Selena wandte sich wieder dem Papierstapel vor ihr zu. »Ich hasse es, wenn du anfängst zu quengeln.«

»Ich kann nicht glauben, dass *du* da mitmachst«, erklärte Pescoli, dann stellte sie fest, dass sich das Gesicht ihrer Partnerin verfinsterte. Dennoch setzte sie nach: »Ist das hier das Büro des Sheriffs oder ein Bridge-Club?«

»Vielleicht könnten wir alle ein wenig Weihnachtsstimmung gebrauchen«, bemerkte Alvarez und fügte hinzu: »Gibt es nichts Wichtigeres, worüber du dich aufregen könntest?«

»Nur ungefähr eine Million andere Dinge.« Dinge, die nicht nur ihre Arbeit betrafen, sondern auch den Termin später bei der Schule, bei dem es um Biancas schwindendes Interesse an allem gehen sollte, was mit der Highschool von Grizzly Falls zusammenhing. Und dann war

da noch Jeremy … immer wieder bereitete ihr Sohn ihr Sorgen.

»Dann vergiss das Wichteln. Wen kümmert’s schon?«

Vermutlich hatte Selena recht. Pescoli nippte an ihrem kalt werdenden Kaffee und wandte sich zum Gehen. Es war wirklich nur eine Kleinigkeit, und trotzdem hatte sie absolut keine Lust darauf. Mit Cort Brewster zusammenzuarbeiten und ihn zudem als Vorgesetzten zu haben, war schlimm genug; doch bei dem Gedanken, sich bei ihm einzuschleimen, indem sie ihm nette kleine Weihnachtsgeschenke zusteckte, drehte sich ihr der Magen um.

»Es könnte schlimmer sein!«, rief Alvarez ihr hinterher.

»Das kann ich mir kaum vorstellen.«

»Joelle könnte deinen Namen gezogen haben!«

Pescoli schloss die Augen und schauderte, als sie sich die Myriaden von Plastikwichteln

vorstellte, dazu Karten, die Weihnachtslieder dudelten, griesgrämig dreinblickende Nussknacker zum Aufziehen und Schokoladenrentiere, die Joelle zweifelsohne schon gehamstert hatte. Schon bald könnte sich all das auf ihrem Schreibtisch ansammeln, wenn sie bis Weihnachten Tag für Tag ein neues, noch absurderes Kitschgeschenk zwischen den blutigen Bildern in ihren Mordakten fände.

»Da kann ich nur beten«, murmelte sie und machte sich auf den Weg zu ihrem Arbeitsplatz, auf dem sie bislang – glücklicherweise – noch keine kleinen Überraschungen von ihrem ganz persönlichen Weihnachtswichtel erwartete.

»Lass besser die Finger davon.« Gail Harding hatte sich vorsichtig an Hayes' Schreibtisch herangeschlichen. Im Department ging es geschäftig zu, Stimmengewirr drang über die halbhohen Trennwände der Großraumarbeitsplätze, Telefone klingelten, doch Jonas Hayes

hatte kaum etwas davon bemerkt, so sehr war er in Gedanken versunken.

Shelly Bonaventures Akte, die Sterbeurkunde obenauf, lag aufgeschlagen auf seinem Schreibtisch; ihr Foto, eine Porträtaufnahme vom Vorjahr, starrte ihm entgegen.

»Ich werde von gar nichts die Finger lassen. Noch nicht.«

»Ihr Tod ist als Selbstmord eingestuft worden.« Harding tippte auf die entsprechende Zeile der Sterbeurkunde. »Siehst du? Todesursache: vermutlich Selbstmord.«

»*Vermutlich* ist das entscheidende Wort.«

»Der Fall ist abgeschlossen. Vorbei.«

Hayes schüttelte den Kopf und schob seinen Stuhl zurück. »Es schadet nicht, wenn ich ein wenig daran arbeite, in meiner Freizeit.« Er stand auf und überragte sie nun um fast eine Kopflänge. Sie gaben ein seltsames Paar ab, das wusste er. Er war ein ehemaliger Sportler, ein Afroamerikaner, der seinen Körper immer

noch mit Ratball und Gewichten in Form hielt, sie dagegen war eine zierliche Angelsächsin, ein Mädchen mit roter Strubbelfrisur und riesigen Augen.

»Ich bin auf dem Weg zu einem ›Unfall‹ auf dem Sepulveda Boulevard, ein paar Blocks vom Flughafen entfernt. Ein Motorrad ist in den entgegenkommenden Verkehr gerast. Sieht aus, als wär’s Absicht gewesen. Der Fahrer der Honda-Maschine wurde von einem Geländewagen gerammt, der in die entgegengesetzte Richtung fuhr, obwohl es keinerlei Grund dafür gab. Kommst du mit?«

Hayes schnitt eine Grimasse. »Das würde ich mir doch niemals entgehen lassen.«

Er überflog noch einmal die aufgeschlagene Akte auf seinem Schreibtisch, dann klappte er sie zu und folgte Harding zu den Aufzügen. Wahrscheinlich hatte sie recht. Es war Zeit, Shelly Bonaventures Selbstmord zu den Akten zu legen, aber er konnte es einfach nicht.

Sie hatten die meisten ihrer Freunde und Familienmitglieder befragt, von denen keiner einen Selbstmord vorhergesehen hatte. Ja, es hatte geheißen, sie leide an Depressionen, und ja, mit ihrer Karriere war es nicht gerade bergauf gegangen, auch hatte sie im vergangenen Jahr nicht unbedingt vor Lebensfreude gesprüht, aber ein Selbstmord war dennoch unwahrscheinlich.

Der Barkeeper vom Lizards hatte erwähnt, sie habe mit einem Mann geflirtet, der in bar bezahlt hatte. Auf den Gebäudeüberwachungskameras war sein Gesicht nicht klar zu erkennen gewesen, aber er hatte die Bar zwanzig Minuten nach Shelly verlassen und war, so zeigte es die Kamera in der Nähe der Eingangstür, in die entgegengesetzte Richtung gegangen.

Nur eine Zufallsbekanntschaft in der Bar?

Oder mehr?

»He!«, sagte Harding, als sie die Türen aufstießen und in den warmen Wintersonnenschein hinaustraten. Sie hatten vierundzwanzig Grad, und doch waren die örtlichen Geschäfte bereits über und über weihnachtlich dekoriert, winterlich-festlich geschmückt mit künstlichen Tannenbäumen und noch künstlicherem Schnee. Weihnachtsmänner, Rentiere, Wichtel und Lebkuchenhäuser standen in der Auslage, dabei war es nicht mal Thanksgiving.

Bunte Lichterketten wanden sich um die Stämme der Königspalmen, ihre Wedel wogten in der milden Brise, die vom Pazifik herüberwehte.

Weihnachten in L.A.

Er glitt in Hardings Wagen. In dem Kombi war es drückend heiß. Hayes ließ das Seitenfenster herunter. »Okay, dann erzähl mir mal, warum du annimmst, dass Shelly Bonaventure ermordet wurde«, forderte sie ihn auf.

»Ich weiß es nicht.«

»Sie hatte keine Feinde, keine wütenden Lover oder Ex-Lover, keine Lebensversicherung, kein Testament und weniger als dreihundert Dollar auf der Bank. Ihre größten Schätze waren ein Toyota, Baujahr fünfundneunzig, und ihre Katze. Wer sollte sie umbringen wollen?«

»Ich weiß es nicht«, wiederholte er, während sie aus der Parklücke setzte und Gas gab.

»Noch nicht«, sagte Harding und raste in Richtung Sepulveda Boulevard. »Du hast deinen Satz nicht zu Ende gesprochen. Du weißt es *noch* nicht. Ich bin mir sicher, du wirst dich nicht von weiteren Ermittlungen abbringen lassen.«

»Ich möchte nur mit dem Typ aus der Bar sprechen, persönlich. Er ist der Letzte, der sie lebend gesehen hat. Womöglich hat er etwas bemerkt.«

»Viel Glück. Hast du schon mal was von der berühmten Nadel im Heuhaufen gehört?«

»Hab ich.«

Sie grinste und bog ein wenig zu schnell um die Kurve. »Vielleicht findest du ihn nie.«

Dem konnte er nicht widersprechen. Trotzdem hätte er sich nur zu gern mit dem geheimnisvollen Unbekannten aus der Bar unterhalten.

Trace ging beim dritten Klingeln an sein Handy. Es war fast vier, und die Anruferkennung zeigte ihm an, dass die Evergreen Elementary School dran war. Elis Schule. »Hallo?«, meldete er sich.

»Mr. O'Halleran? Hier spricht Barbara Killingsworth, die Rektorin der Evergreen Elementary. Ich wollte mich nach Eli erkundigen.« Trace sah die Frau vor sich: Mitte vierzig, unvorstellbar dünn, verkniffene Gesichtszüge und breite Lippen, die sie stets zu einem gezwungenen Lächeln verzogen hatte.

»Es geht ihm ganz gut«, sagte Trace und blickte zu seinem Sohn hinüber, der auf dem

Sofa schlief, den Arm in Gips. Im Fernsehen lief irgendein Film, von dem er nichts mitbekam, der Hund hatte sich zu seinen Füßen zusammengerollt. »Aber ich wüsste gern, wer die Pausenaufsicht hatte.« Er ging in die Küche des alten Farmhauses und zog die Schwingtür hinter sich zu, damit er Eli im Wohnzimmer nicht störte.

»Es waren mehrere Lehrer zur Aufsicht eingeteilt.«

»Und keiner von denen hat diese gefährliche Situation bemerkt …?« Er ließ die Frage verklingen und zwang sich, seinen Ärger im Zaum zu halten. Was brachte das schon? Unfälle passierten nun mal. Keiner der Lehrkräfte an der Evergreen Elementary hatte mit Vorsatz oder auch nur fahrlässig gehandelt. Die Jungs hatten sich gebalgt, und sein Sohn war verletzt worden. Ende. Er wollte sich nicht wie eine Glucke aufführen, doch wenn es um Eli ging …

»Es tut mir sehr leid.«

»Ich weiß. In der Poliklinik hat man neben der Knochenfissur an der Elle eine beidseitige Ohrenentzündung festgestellt, außerdem besteht Verdacht auf Streptokokken, so dass er in den nächsten Tagen zu Hause bleiben muss.«

»Seine Lehrerin wird Ihnen die Aufgaben per E-Mail übermitteln, und richten Sie Eli bitte aus, dass wir alle an ihn denken.«

»Das werde ich«, sagte er und legte gerade auf, als er draußen ein Rumpeln hörte. Durchs Fenster sah er Ed Zukovs Pick-up die Fahrrillen seiner langen Auffahrt hinaufrollen.

Sarge, der noch Sekunden zuvor tief und fest geschlafen hatte, hob seinen struppigen Kopf und bellte laut.

»Schscht!« Schnellen Schrittes ging Trace durch die Küche zur Hintertür, Sarge auf den Fersen.

Ed und seine Frau Tilly – ihre Nachbarn – wohnten eine Viertelmeile die Straße hinunter und waren Freunde seines Vaters gewesen.

Trace kannte das Paar, das mittlerweile in den Siebzigern war, schon sein ganzes Leben.

Der Wind nahm zu, brachte die alten Balken zum Ächzen und rüttelte die kahlen Zweige der Bäume im Obstgarten durch. Der Schnee fiel jetzt ununterbrochen, große weiße Flocken wirbelten durch die Luft und bedeckten den Boden. Neben dem Pumpenhaus bremste der alte Pick-up ab.

Sobald ihr Ehemann den Motor abgestellt hatte, hüpfte Tilly – flink wie eine Dreißigjährige – aus der Fahrerkabine. »Wir haben von Elis Unfall gehört«, sagte sie und marschierte um die Kühlerhaube des alten Dodge herum. Wie immer trug sie eine Baseballkappe auf dem Kopf, an ihrem Arm baumelte ein Esskorb, was ebenfalls nicht ungewöhnlich war. In Krisensituationen pflegte Tilly Zukov ihre Speisekammer zu plündern und den Ofen anzuwerfen.

»Es wird ihm bald bessergehen.« Da Tilly eine Meisterin im Sich-Sorgen-Machen war, beschloss er, die Ohrenentzündung zu verschweigen. »Wie hast du davon erfahren?«

»Ich habe eine Nichte, die in der Grundschulküche arbeitet.«

»Wir leben eben in einer Kleinstadt«, sagte Ed, ein stämmiger Mann mit beträchtlichem Bauchumfang und Armen, dick wie Baumstämme, und schlug die Tür seines Pick-ups hinter sich zu. Er folgte seiner Frau die beiden Stufen hinauf zu der geschützten Veranda hinter dem Haus. »Allmächtiger, ist das kalt!«

»Ed! Du sollst den Namen unseres Herrn nicht missbrauchen«, wies Tilly ihn zurecht, als sie durch die Küchentür traten. In ihrer karierten Jacke und den verwaschenen Jeans wirkte sie winzig, nur etwa halb so groß wie ihr Mann, doch ganz offensichtlich hatte sie die Hosen an. Ihr dauergewelltes Haar war stahlgrau, auf ihrer kleinen Nase saß eine randlose Brille, durch

die sie mit wachen, dunklen Augen in die Welt blickte. Jetzt wandte sie sich an Trace und teilte ihm mit: »Ich bringe euch etwas Eintopf und frisch gebackenes Maisbrot, außerdem ein paar Ranger-Cookies.« Die Knusperkekse mit Cornflakes, Haferflocken und Kokosraspeln mochte Eli am liebsten.

»Sie hat auch eine Pie mitgebracht«, fügte Ed hinzu. Er nahm seine Truckerkappe ab und entblößte so die kahle Stelle in seinem schlohweißen Schopf, dann öffnete er den Reißverschluss seiner Daunenjacke, worunter er eine Latzhose und ein Flanellhemd trug.

»Das musste sein!«, beharrte Tilly. »Ich wollte dieses neue Rezept ausprobieren, das ich in der *Better Homes and Gardens* gefunden hatte, in der Weihnachtsausgabe vom letzten Jahr. Es ist eine Kürbistorte mit Sauerrahm.«

Trace beäugte den Kuchen. »Klingt großartig. Aber das war wirklich nicht nötig.«

»Natürlich nicht.« Tilly stellte die Kürbistorte in den leeren Kühlschrank. »Es soll ja auch nur ein Test sein, bevor ich sie an Thanksgiving auf den Tisch bringe. Eds Schwester Cara ist ziemlich heikel, was das Essen angeht, also betrachtet euch als meine Versuchskaninchen.«

»Das alte Rezept war auch nicht verkehrt«, brummte Ed.

»Das mit dem Kürbispüree aus der Dose? Das hatten wir jetzt seit fünfundvierzig Jahren! Es wird höchste Zeit für etwas Neues!«

»Es ist Tradition«, widersprach Ed ungerührt.

Tilly verdrehte die Augen. »Nun sei doch mal ein bisschen originell, Ed.«

»Cara mag es«, betonte dieser.

»Ach, sie hat doch keine Ahnung.«

»Du versuchst nur, sie zu beeindrucken.«

»Ich wüsste nicht, warum«, gab Tilly zurück. »Hast du jemals ihre Bananencreme-Pie

gegessen? Lappige Kruste, überreife Bananen. Grauenhaft! Einfach … grauenhaft!«

»Dann hör auf, sie weiter übertrumpfen zu wollen, und nimm wieder das verdammte Püreerezept!« Ed stieß einen langen Seufzer aus, dann verzog er das Gesicht zu einem Grinsen, wobei er seine Zähne zeigte, die vom jahrelangen Tabakkauen gelbbraun gefleckt waren. »Ich sage immer: Man soll nicht reparieren, was nicht kaputt ist.«

»Du hast schon immer viel gesagt, da höre ich gar nicht mehr drauf! Und jetzt lass uns aufhören zu zanken; ich wärme lieber mal den Eintopf auf.«

»Sie ist ganz schön herrisch, stimmt’s?«, fragte Ed, an Trace gewandt.

»Und dir gefällt es!« Trotz ihrer harschen Worte warf sie ihm einen liebevollen Blick zu, genau wie vor über fünfzig Jahren auf der Highschool.

»Scheinbar funktioniert das bei euch beiden«, stellte Trace fest.

»Das kommt daher, dass er gewöhnlich das tut, was ich sage.«

Sie fing an, am Herd zu hantieren.

Ed wandte sich an Trace. »Ich dachte, ich helfe dir mit den Tieren«, schlug er vor. »Schließlich kannst du dich nicht gleichzeitig um das Vieh und den Jungen kümmern. Tilly hat sich gleich Sorgen gemacht, wie du das alles schaffen sollst, solange Eli krank ist.«

»Nun, es ist in der Tat unmöglich, Eli zu versorgen, wenn du gleichzeitig mit den Rindern beschäftigt bist«, bekräftigte diese.

»Dad?«, rief Eli aus dem Wohnzimmer.

»Bin gleich da, Kumpel!« Trace trat durch die Schwingtür. Eli hatte sich aufgerichtet, doch er wirkte ziemlich angeschlagen. »Alles in Ordnung?«

»Ja. Wer ist da?«

»Die Zukovs. Komm doch rüber in die Küche.«

»Ist das mein Junge?«, rief Tilly, und zum ersten Mal an diesem Tag lächelte Eli und beeilte sich, die Decke beiseitezuschieben.

»Ich glaube, sie hat dir etwas mitgebracht.«

»Aber natürlich habe ich das!«, bestätigte Tilly mit lauter Stimme und fügte hinzu: »Eli, komm rüber und setz dich an den Tisch. Es gibt Kekse und Milch, und wir könnten eine kleine Partie Dame spielen. Das heißt, wenn es dir nichts ausmacht, dass ich dich schlage!«

»Das glaubst auch nur du! Ich bin ziemlich gut.« Eli war bereits durch die Schwingtür geschlüpft und holte mit einer Hand die Schachtel mit dem Damespiel von dem Regal in der Essecke.

»Nun, dann lass uns mal sehen, wie gut du bist … O weh, sieh dir nur diesen Gips an, Ed!« Tilly hatte einen Teller Kekse auf den Tisch gestellt und Eli ein Glas Milch eingegossen. Jetzt

starrte sie auf seinen Arm. »Blau wie der Sommerhimmel!«

»Das stimmt«, pflichtete ihr Mann ihr bei.

Eli strahlte, kletterte auf seinen Stuhl und nahm das Spielbrett aus der ramponierten, mit Tesafilm zusammengehaltenen Schachtel.

Ed schnappte sich ein Plätzchen und marschierte zur Hintertür. »Wir kümmern uns um das Vieh.«

Trace nahm seine Jeansjacke von einem Haken neben der Tür und stieg in seine Stiefel. Dann folgte er Ed über einen schmalen Asphaltweg, der auf der anderen Seite des Gatters, das Hof und Garten vom Scheunenhof trennte, in einen Trampelpfad überging.

Noch immer schneite es pausenlos, auf dem Boden lag bereits eine dünne Schicht, aus der gerade noch die Spitzen der Grashalme schauten. Die meisten Rinder waren bereits in der Scheune, und als Trace die breiten Tore aufschob, schlug ihm der Geruch von Heu,

Staub und Dung entgegen. Das Vieh muhte und scharrte ungeduldig mit den Hufen.

Er kletterte die Metallsprossen zum Heuboden hinauf und schob mehrere Ballen durch die Öffnung in den alten Bodendielen. Sie landeten mit einem dumpfen Aufprall. Ed schnitt die Stricke durch und verteilte das Heu in der Futterkrippe für die Hereford- und Angusrinder.

Den Rest der Ballen trugen sie nach draußen zu einem geschützten Unterstand mit einer Futterkrippe und einem Wassertrog.

Die Rinder traten von einem Huf auf den anderen und muhten, das schwarze oder rotbraune Fell war nass, dort, wo Schneeflocken darauf geschmolzen waren. Ihr Atem bildete Nebelwölkchen in der eisigen Luft.

Nachdem die Herde versorgt war, gingen Trace und Ed hinüber zum Pferdestall, und das Ganze begann von neuem. Doch da Trace nicht mehr als vier Pferde besaß, hatten sie

entsprechend weniger zu tun. Während sie Hafer in die Futterbehälter füllten, streichelte Trace die Nüstern des Palominos und kraulte den Falben hinter den Ohren, der stürmisch den Kopf zurückwarf.

Als sie ins Haus zurückkehrten, erfüllte ein Duft nach Knoblauch und Rosmarin die Küche. Tillys Eintopf köchelte auf dem Herd, und es sah ganz danach aus, als würde Eli seine erfahrene Gegnerin und Mentorin beim Damespiel schlagen.

»Du hast ganz sicher nicht geschummelt?«, neckte Tilly ihn.

»Absolut nicht!«, beharrte Eli. Sein Milchglas war zur Hälfte leer, und die Krümel auf dem Tisch vor ihm zeigten, dass er mindestens einen von Tillys Keksen gegessen hatte.

Trace hatte gerade seine Stiefel ausgezogen, als sein Handy klingelte.

»Das ist schon das zweite Mal, während du draußen warst«, sagte Tilly, deren letzter

Spielstein soeben von einem strahlenden Eli vom Brett gefegt wurde.

»Dann sollte ich wohl besser drangehen.« Trace klatschte seinem Sohn die Hand ab, dann meldete er sich: »Hallo?«

»Trace? Hier spricht Mia Calloway. Ich bin die Sekretärin von der Evergreen Elementary, und … nun, wie geht es dem Jungen? Eli?«

»Besser. Ich habe bereits mit der Rektorin gesprochen.« Er ging aus der Küche ins Wohnzimmer, um ungestörter sprechen zu können.

»Ja, ja, ich weiß … Aber ich rufe nicht wegen Eli an«, räumte sie leicht nervös ein, »es geht um Jocelyn Wallis.«

Sein Magen verkrampfte sich, aber er sagte nichts, sondern ließ sie weitersprechen.

»Sie ist heute nicht in der Schule erschienen und hat nicht angerufen, um sich zu entschuldigen. Es ist auch kein Unterrichtsplan für ihre Vertretung eingegangen – nichts. Niemand hat

etwas von ihr gehört, aber ich weiß … Nun, sie hat mir erzählt, dass Sie beide miteinander ausgegangen sind, daher dachte ich, Sie wüssten vielleicht …« Ihre Stimme verklang.

»Ich habe keine Ahnung, warum sie nicht aufgetaucht ist«, sagte er.

»Ach … ja – ich bin einfach nur beunruhigt. Wir sind befreundet, und ich bin zu ihrem Haus gefahren. Auf mein Läuten hin hat sie nicht geöffnet. An allen Fenstern waren die Vorhänge zugezogen oder die Jalousien heruntergelassen, so dass ich nicht hineinsehen konnte. Es brannte Licht, so viel konnte ich erkennen, aber das muss ja nichts bedeuten. Ich weiß, dass sie sich nicht wohl gefühlt hat, deshalb habe ich versucht, sie anzurufen, doch es ist bloß der Anrufbeantworter drangegangen. Was soll ich nur davon halten? Ob sie die Stadt verlassen hat? Oder einfach zu krank ist, um ans Telefon oder an die Haustür zu gehen?« Sie ließ die Frage in der Luft hängen, und als

Trace nichts erwiderte, fügte sie hinzu: »Wie ich schon sagte: Ich mache mir Sorgen und versuche herauszufinden, was mit ihr passiert ist.«

»Wenn ich etwas von ihr höre, rufe ich Sie an.«

»Oh … danke. Ähm, Sie haben nicht zufällig ihren Schlüssel? Ich meine, bevor jemand die Polizei ruft, wäre es vielleicht gut, in die Wohnung zu gehen?«

»Nein, ich habe keinen Schlüssel«, teilte er ihr mit. »Außerdem habe ich Jocelyn seit Monaten nicht gesehen.«

»Ach. Sie sagte, sie habe Sie gestern angerufen …«

»Das hat sie nicht.«

»Nun, dann … entschuldigen Sie bitte die Störung. Sollten Sie etwas von ihr hören, richten Sie ihr doch bitte aus, sie möge Mia anrufen.«

»Ich denke zwar nicht, dass das der Fall sein wird, aber ja, selbstverständlich. Kann sie Sie in der Schule erreichen?«

»Sicher, aber auf dem Handy wäre es mir lieber.« Mia Calloway klang ernstlich besorgt. »Das passt so gar nicht zu ihr. Jocelyn ist eine äußerst korrekte, engagierte Lehrerin. Sie würde ihre Schüler niemals im Stich lassen. Das macht doch alles keinen Sinn. Nun, vielen Dank.«

Er legte auf und drehte sich um. Tilly stand in der Schwingtür und versuchte nicht einmal zu vertuschen, dass sie gelauscht hatte. »Das war die Schule, stimmt’s? Wegen Jocelyn Wallis?«

»Eine Freundin von ihr hat angerufen«, gab er zu.

Tillys Gesicht verfinsterte sich. »Von meiner Nichte habe ich gehört, dass sie heute nicht zum Unterricht erschienen ist. Seltsam.«

»Mal wieder die Nichte!«, rief Ed.

»Ihre Freundin behauptet, sie habe mich gestern angerufen, aber ich habe keine Nachricht erhalten.« Trace bemerkte, dass Eli auf seinem Stuhl tiefer rutschte. »Oder etwa doch?«

Der Junge schüttelte den Kopf, aber Trace ging zu dem altmodischen Wandtelefon hinüber, das einen Anrufbeantworter hatte. Das kleine Licht, das anzeigte, ob eine Nachricht eingegangen war, blinkte nicht, doch als er den Knopf für die Liste der eingegangenen Anrufe drückte, erschien WALLIS, J. auf dem Display.

»Hast du eine Nachricht von Miss Wallis abgehört?«, fragte er seinen Sohn, doch Eli schüttelte bereits den Kopf.

»Äh-ähm … da war keine Nachricht.« Der Junge blickte schuldbewusst drein, dennoch glaubte Trace ihm. Rasch ging er sämtliche noch nicht gelöschten Nachrichten durch, doch von Jocelyn war keine darunter. Trace spürte, wie ihm ein kaltes Kribbeln das Rückgrat

hinablief, und hängte den Hörer zurück. Tilly starrte ihn an.

»Vielleicht solltest du besser mal nachsehen«, schlug sie vor. »Wir bleiben so lange bei Eli.«

»Aber ich will mitkommen«, protestierte der Junge.

»Wie bitte?«, fragte Tilly mit gespieltem Entsetzen. »Und dich vor einer Revanche drücken? Keine Chance, mein Lieber! Jetzt werde ich dich besiegen!« Sie warf Trace einen schnellen Blick zu, und er verstand.

»Ich bin bald zurück«, sagte er und marschierte durch die Hintertür zu seinem Pick-up, Sarge auf den Fersen. »Na schön, diesmal kannst du mitkommen.« Er öffnete die Fahrertür, und der Hund sprang in die Kabine, wo er es sich sogleich an seinem Lieblingsplatz auf dem Beifahrersitz bequem machte.

Trace setzte sich ans Steuer, ließ den alten Chevy an und fragte sich, was er wohl in Jocelyn Wallis' Apartment vorfinden würde.

»Vermutlich gar nichts«, redete er sich ein, legte den Gang ein und stellte die Scheibenwischer an. Doch das Gefühl, dass ihn etwas Schlimmes erwartete, wollte sich nicht legen. Er starrte durch die Windschutzscheibe hinaus in eine Dämmerung, die tiefste Finsternis vorausahnen ließ.

Kapitel 6

Wieder einmal machte Regan Pescolis Tochter blau.

»Ich ging davon aus, Sie wüssten, dass Bianca heute nicht in der Schule war.« Die Vertrauenslehrerin, Miss Unsel, saß hinter einem massiven Schreibtisch voller Aktenordner, umgeben von College-Programmen und diversen Verzeichnissen. Das einzige Tageslicht fiel durch ein Fenster hoch oben unter der Decke, und der Raum roch leicht muffig.

»Ich habe sie vor dem ersten Klingeln hier abgesetzt«, erklärte Pescoli kurz angebunden.

Miss Unsel mit ihrem dicken schwarzen Zopf, der ihr über eine Schulter fiel, hielt abwehrend die Handflächen in die Höhe. »Sie ist nicht im Klassenzimmer erschienen. Mr. Cohn

hat sie als fehlend gemeldet, genau wie alle anderen Lehrer, bei denen sie heute Unterricht gehabt hätte.«

»Wollen Sie damit sagen, dass sie den ganzen Tag nicht aufgetaucht ist?«

»Ja.« Peony Unsel nickte, das Ende ihres Zopfes hüpfte auf den leuchtend bunten Streifen ihres mexikanischen Serape-Schals auf und ab. »Können Sie mir sagen, was da vorgeht?«

»Genau deshalb bin ich hier. Ich hatte auf eine Erklärung von Ihrer Seite gehofft.«

Die Vertrauenslehrerin setzte eine breitrandige Brille auf und blickte auf ihren Bildschirm, dann tippte sie etwas ein. »Sie wird in zwei Fächern durchfallen, Spanisch und Algebra, und in den anderen gerade so durchkommen.« Miss Unsel betrachtete Pescoli prüfend über den Rand ihrer Brille hinweg. »Aber sie hat heute zwei wichtige Tests nicht mitgeschrieben, einen in Amerikanischer Geschichte, einen in Englisch.«

Pescoli wurde mulmig zumute. »Kann sie die nachholen?«

Die Vertrauenslehrerin nickte. »Wenn sie eine stichhaltige Begründung für ihr Fehlen vorweisen kann und die Lehrer einverstanden sind, sehe ich nichts, was dagegenspricht. Es ist unsere Aufgabe, unseren Schülern zu helfen, erfolgreiche Erwachsene zu werden.« Sie schenkte Pescoli ein beseeltes »Kumbaya«-Lächeln, das diese für nicht ganz echt hielt.

»Nur noch eine Frage, aus reiner Neugier. War Chris Schultz heute in der Schule?«, fragte sie.

»Lassen Sie mich mal nachsehen … Es handelt sich hierbei um vertrauliche Informationen.«

»Chris ist der Freund meiner Tochter.«

»Ich weiß. Aber –«

»Ich bin Polizistin.«

»Auch das weiß ich. Aber es gibt Regeln, die Privatsphäre unserer Schüler betreffend …«

Miss Unsel wandte sich wieder ihrem Computer zu, tippte etwas ein und seufzte. Dann blickte sie Pescoli an, sagte aber nichts. Es war auch nicht nötig.

»Vielen Dank.« Zutiefst besorgt stand Pescoli auf.

Als sie das Beratungszimmer verließ und durch die Flure ging, die von Schließfächern und Bänken gesäumt waren, musste sie daran denken, wie oft sie selbst die Schule geschwänzt hatte. Sie hatte die Highschool gehasst. Dennoch hatte sie stets darauf geachtet, dass ihre Noten nicht in den Keller fielen, hatte nie ihre Zukunft aufs Spiel gesetzt.

Doch exakt das tat Bianca.

Sie warf ihre Zukunft weg.

Genau wie ihr großer Bruder.

Draußen vor dem Schulgebäude schlug Pescoli den Kragen gegen den schneidenden Wind hoch und beobachtete die vereinzelten Jugendlichen, die zu ihren Autos schlenderten

oder, die Sporttaschen unter dem Arm, in Richtung Turnhalle eilten. Die Dämmerung brach schnell herein. Eine dicke Schneeschicht hatte schon auf den Wegen gelegen, als sie auf den Parkplatz eingebogen war, und noch immer fiel weißer Puder vom Himmel.

Sie setzte sich hinters Steuer, stellte Motor und Scheibenwischer an, die den Schnee von der Windschutzscheibe fegten, und schickte ihrer Tochter eine SMS.

WO BIST DU?

Keine Antwort.

Sie wartete.

»Verdammt noch mal, Bianca!«, platzte sie frustriert heraus, als plötzlich das Telefon in ihrer Hand klingelte. »Pescoli«, bellte sie in der Erwartung, gleich die entschuldigende Stimme ihrer Tochter am anderen Ende der Leitung zu vernehmen.

»Santana«, meldete sich Nate, wobei er ihren toughen, sachlichen Ton nachahmte.

»Oh. Hallo. Ich dachte, du wärst meine Tochter.« Ihre Stimme wurde ein wenig sanfter.

Er lachte leise, und sie stellte sich sein Gesicht vor, seine straffe, dunkle Haut – Hinweis auf einen indianischen Vorfahren in seinem Familienstammbaum. Und dann waren da noch seine Augen, tiefliegend und so durchdringend, dass sie sich mitunter fragte, ob er damit direkt in ihre Seele blicken konnte. Auch wenn sie nicht an solchen romantischen Unsinn glaubte.

»Keine Sorge, ich bin nicht enttäuscht«, erklärte sie. »Ich bin nur beunruhigt. Sie hat schon wieder die Schule geschwänzt.«

»Zusammen mit ihrem Freund.«

»Sieht ganz danach aus.«

»Klingt, als bräuchte sie dringend eine Vaterfigur.«

»Klingt, als bräuchte sie dringend eine *bessere* Vaterfigur. Sie hat Lucky, erinnerst du dich?«

»Er weiß davon?«

»Ich habe noch nicht mit ihm gesprochen«, gab Regan zu. Die Windschutzscheibe, jetzt frei von Schnee, begann zu beschlagen.

»Du könntest bei mir einziehen«, schlug er vor. »Ihr alle.«

Irgendetwas tief in ihrem Innern schmolz dahin, und sie geriet mächtig in Versuchung, einfach ja zu sagen. Dennoch erwiderte sie: »Du weißt, wie ich darüber denke. Solange die Kinder nicht aus dem Haus sind –«

»Man könnte geradezu meinen, du würdest dein eigenes Leben für deine Kinder auf Eis legen.«

»Das ist genau das, was man als verantwortungsvoller Elternteil tut.«

»Tatsächlich?«

»Hör mal, ich bin im Augenblick nicht in der Stimmung für irgendwelche Psychospielchen. Ich komme gerade von der Vertrauenslehrerin, was nicht gerade eine umwerfende Erfahrung war. Und jetzt muss ich meine Tochter aufspüren.«

Am anderen Ende der Leitung blieb es still, und sie schloss für eine Sekunde die Augen. »Santana, bitte nicht. Nicht jetzt. Ich rufe dich später an.« Sie legte auf, bevor er dagegenhalten konnte, obwohl sie wusste, dass er das ohnehin nicht getan hätte. Als sie vom Parkplatz fuhr, fühlte sie sich innerlich leer, als würde sie wissentlich ihre Chance auf persönliches Glück zerstören.

Vielleicht hatte Nate Santana recht.

Vielleicht sollte sie einfach tun, was ihr so sehr gefallen würde. Sollten ihre Kinder doch sehen, wie sie damit zurechtkamen.

Oder lieber doch nicht?

Wohl wissend, dass nichts Gutes dabei herauskommen würde, stellte Trace den Pick-up vor Jocelyn Wallis' Apartmenthaus auf einem der wenigen freien Besucherparkplätze ab.

Er hatte sie zweimal von unterwegs angerufen, doch sie war nicht ans Telefon gegangen. Flüchtig nahm er sein Spiegelbild im Rückspiegel wahr und stellte fest, wie abgespannt er aussah. Die Sache gefiel ihm gar nicht; es war ein Fehler, dass er hier war. Außerdem hätte er sich niemals mit ihr einlassen sollen. Für Eli, der bemerkt haben musste, wie ähnlich Jocelyn Wallis seiner Mutter sah, auch wenn er nie ein Wort darüber verloren hatte, war das ein Desaster gewesen.

Er blickte sich auf dem schneebedeckten Grundstück um, während seine Fenster von der Kälte beschlugen. Aus Jocelyns Wohnung fiel Licht durch die Vorhänge im Wohnzimmer, genau wie Mia Calloway gesagt hatte, und auch

hinter der Schlafzimmerjalousie schien es hell zu sein.

Trace ging zur Tür ihrer Erdgeschosswohnung und klopfte.

Nichts. Er wartete.

Aus dem Apartment drangen keinerlei Geräusche, kein Fernseher, keine Musik. Vielleicht sollte er den Hauswart anrufen oder Jocelyns Schwester, doch wenn er schon einmal hier war, würde er sich selbst einen Eindruck verschaffen. Sie verwahrte einen Ersatzschlüssel auf dem Querbalken, der das Dach ihrer Veranda trug, also zog er eine Bank, die in der Nähe der Haustür stand, vor, kletterte hinauf und blickte suchend über den Balken, bis er ihn gefunden hatte.

Ohne zu überlegen, schnappte sich Trace den Schlüssel, sprang von der Bank und ließ sich nach einem letzten Klopfen selbst ein.

Ein Schwall warmer Luft schlug ihm entgegen, doch in dem Augenblick, als er über die

Schwelle schritt, wusste er, dass er allein in der Wohnung war.

»Jocelyn!«, rief er laut. »Hallo?« Obwohl er spürte, dass es sinnlos war, ging er langsam von Zimmer zu Zimmer. Er sah ihre Handtasche auf dem Küchentresen liegen; ihre Schultasche, vollgestopft mit Unterlagen und Büchern, stand auf einem der beiden Barhocker.

Das Bett war ungemacht; ein halb leeres Glas Wasser und die zerknüllte Schachtel eines rezeptfreien Grippemedikaments standen auf dem Nachttisch, daneben lagen ein Taschenbuch und ihr Handyladegerät. Schmutzwäsche quoll aus einem Wäschekorb auf dem Fußboden, die Fernbedienung für einen kleinen Fernseher lag auf der verknäulten Bettdecke.

Plötzlich ertönte Musik.

Vor Schreck wäre er fast aus der Haut gefahren. Einen Augenblick dachte er, jemand wäre in der Wohnung, dann wurde ihm klar,

dass offenbar ihr Handy klingelte. Er folgte dem Geräusch ins Wohnzimmer zu einem Fernsehsessel. Die Musik verstummte abrupt, doch er tastete zwischen den Polsterritzen, bis seine Finger auf das Handy stießen.

Er überprüfte die Liste der eingegangenen Anrufe und sah, dass die meisten unbekannt waren, doch auch er selbst war zweimal aufgeführt, außerdem die Evergreen Elementary und einige ihm bekannte Namen. Ein Blick auf ihre Textnachrichten ergab, dass alle um Rückruf oder eine Antwort per SMS baten.

»Wo zum Teufel steckst du?«, fragte er sich laut und legte das Handy auf einem kleinen Tisch ab. Seine Stimme hallte in dem kleinen Apartment wider. Es gab keinerlei Anzeichen für einen Einbruch, nichts schien an der falschen Stelle zu sein. Ihr Laptop, Fernseher und sogar etwas Kleingeld auf dem Küchentresen waren unberührt. In einer der kleinen Schüsseln auf dem Fußboden neben dem

Mülleimer befand sich vertrocknetes Katzenfutter.

Er ging zurück in den Flur und entdeckte ihre Auto- und Wohnungsschlüssel auf einem kleinen Tisch bei der Eingangstür.

Seltsam. War sie rausgegangen und hatte sich ausgesperrt?

Unwahrscheinlich, es war ja abgeschlossen gewesen.

Ihm blieb nichts anderes übrig, als ihre Freundin anzurufen und ihr zu berichten, was er vorgefunden hatte; dann, so vermutete er, müssten sie ihre Familie und vielleicht sogar die Polizei benachrichtigen.

Er sperrte die Eingangstür hinter sich zu und legte den Ersatzschlüssel zurück auf den Querbalken, dann kehrte er zu seinem Wagen zurück und hoffte inständig, dass es Jocelyn gutging.

Er hatte das ungute Gefühl, dass dem nicht so war.

Kurz nach sieben lenkte Kacey ihren Ford Edge von der Hauptstraße auf die Auffahrt zu ihrem Haus. In den letzten Stunden hatte sie gegen Kopfschmerzen ankämpfen müssen, und ihr Magen knurrte.

Sie schaute in den Rückspiegel und stellte fest, dass der Wagen, der ihr gefolgt war – ein Minivan mit einem Weihnachtsbaum auf dem Dach –, an ihr vorbeischoss. Nichts Auffälliges. Nichts Schlimmes, es sei denn, man hielt das Schlagen von Weihnachtsbäumen *vor* Thanksgiving für eine Sünde. Kacey war hin- und hergerissen.

Hinter dem Minivan fuhr ein dunkler Pick-up, das beliebteste Transportmittel in dieser Gegend, danach kam eine helle Limousine, keine von denen, vor denen man sich fürchtete, wenn man allein eine Landstraße in die Berge hinauffuhr. Meistens ging es ihr recht gut, doch sie fragte sich, ob sie sich je wieder ganz sicher

fühlen würde. Immer, wenn sie allein war, kamen alte Erinnerungen und Zweifel in ihr hoch.

Das ist alles nur Einbildung. Wieder einmal. Du musst endlich darüber hinwegkommen! Der Überfall liegt beinahe sieben Jahre zurück. Willst du dein ganzes Leben damit verbringen, ständig ängstlich über die Schulter zu blicken? Du bist hier. In Grizzly Falls, nicht in Seattle. Du bist in Sicherheit.

Kacey biss die Zähne zusammen und zählte bis zehn. Ihre Scheinwerfer warfen helle Lichtkegel über die mittlerweile fünf Zentimeter dicke Schneedecke am Boden und spiegelten sich in den Millionen von Flocken wider, die vom dunklen Himmel wirbelten.

Das alte Farmhaus, in dem sie lebte, kam in Sicht. Sie lächelte, als sie sah, wie einladend und gemütlich es im bläulichen Licht der Laterne am Ende der Auffahrt aussah. Vor fast hundert Jahren in Schindelbauweise errichtet, hatte das Haus ein steiles Giebeldach mit zwei

Dachgauben und einer breiten Veranda, die ums ganze Obergeschoss reichte. Zwei Lampen brannten, eine im Wohnzimmer, die andere im Arbeitsraum, beide mit Zeitschaltuhren ausgestattet, damit sie nicht in ein dunkles Haus zurückkehren musste.

Sie drückte auf den Garagenöffner. Sobald das Tor offen war, fuhr sie hinein und betätigte wieder die Fernbedienung. Erst nachdem sich das Tor wieder ganz geschlossen hatte, stieg sie aus ihrem Geländewagen. Sie war sehr viel vorsichtiger geworden, als sie es in ihrer Kindheit gewesen war oder als Studentin, für die es nichts als ihr Streben nach Erfolg gegeben hatte. Mit ihren Spitzennoten und einem Sportstipendium fürs Junior College hatte sie sich unschlagbar gefühlt.

Jetzt nahm sie ihren Laptop und verließ die Garage durch eine Seitentür, die sie sorgfältig verschloss. Dann nahm sie den kurzen Weg zur hinteren Veranda, wo ein warmes Licht über

der Tür brannte. Ihre Stiefel hinterließen Spuren im Schnee und knirschten, als sie die Stufen hinaufstieg. Sie sperrte die Hintertür auf und stampfte mit den Füßen, um sich den Schnee abzutreten, dann schlüpfte sie hinein und schloss von innen ab.

Sie überlegte, ob sie sich wieder einen Hund zulegen sollte, aber dagegen sprach, dass sie sich den ganzen Tag über nicht um ihn kümmern könnte. Manchmal machte sie sich schon vor sechs Uhr morgens auf den Weg zur Arbeit und kehrte nicht vor acht Uhr abends zurück. Obwohl sie ihren Arbeitsplan umstellen und jemanden engagieren könnte, der den Hund ausführte, hatte sie diese Idee bislang stets wieder verworfen. Doch vielleicht bestand ja sogar die Möglichkeit, ihn mit in ihr Büro in der Poliklinik zu nehmen oder in einer Tagespension für Hunde in der Stadt unterzubringen. Sie sollte doch noch einmal darüber nachdenken.

Sie sah sich in der Küche um, die, solange sie denken konnte, Teil ihres Lebens war. Als Kind war sie oft zu Besuch in das kleine Cottage auf der Farm ihrer Großeltern gekommen. Untrennbar mit dem Haus verbunden war eine ganze Reihe von Streunern und Hütehunden, manchmal drei gleichzeitig, an die sie sich von ihren langen Sommer- und Winterferien erinnerte. Die Hunde hatten einfach hierhergehört.

Später, als sie geheiratet und in Schichten genau entgegengesetzt zu denen ihres Mannes gearbeitet hatte, war ein betagter Boston Terrier bei ihnen eingezogen. Jeffrey hatte ihn von seiner Mutter übernommen, als diese in ein Gebäude mit Eigentumswohnungen übersiedelte, in dem Haustiere verboten waren. Der schwarzweiße Hund namens Blackjack hatte noch zwei Jahre gelebt. Als er starb, ging ihre Ehe bereits in die Brüche, und sie hatten sich nie um einen neuen bemüht.

Auch nicht darum, ihre Ehe zu retten.

Kacey zog Mantel und Schal aus, hängte beides in einen Schrank in der Nähe der Hintertür, dann streifte sie ihre Stiefel ab und war sogleich fünf Zentimeter kleiner.

Nachdem sie eine Tasse mit Wasser gefüllt und in die Mikrowelle gestellt hatte, durchforstete sie ihren Kühlschrank, wo sie zwei Stück Pizza von vorvorgestern fand, dazu eine noch nicht angebrochene Tüte Salat.

»Perfekt«, murmelte sie und ermahnte sich, morgen unbedingt beim Supermarkt anzuhalten. Ihr Vorrat an Toilettenpapier, Spülmittel und Kaffee schwand bedenklich.

Die Mikrowelle klingelte, sie bereitete sich schnell eine Tasse Tee zu und trug sie die Treppe hinauf zu ihrem Schlafzimmer unterm Dach. Zwischen zwei Schlucken streifte sie Hose und Pulli ab und streckte schon die Hand nach ihrem Schlafanzug aus, als ihr Blick auf ihre Sportsachen fiel: schwarze Leggins und ein altes Langarmshirt von den Huskies.

Sollte sie wirklich?

Mit diesen Kopfschmerzen?

Sie mochte es eigentlich nicht, vor dem Fernseher zu trainieren, aber es lief eine Folge der *Real Housewives,* ihrer Realityshow, die sie sehr gerne ansah, wie sie sich schuldbewusst eingestand. Sie hatte festgestellt, dass diese hirnlose Sendung ihr half, sich zu entspannen, und wenn sie dabei Sport machen konnte – umso besser.

»Sei’s drum«, murmelte sie, aber sie zog bereits ihre Leggins an.

Anschließend trank sie ihren Tee aus, ging wieder hinunter, aß eine halbe Banane und stellte den Fernseher im Arbeitszimmer an, ein gemütlicher Raum, der mit einer Glastür von der Diele abgetrennt war. Wenn sie die Augen schloss, meinte sie, immer noch den Pfeifentabak ihres Großvaters und das Duft-Potpourri ihrer Großmutter riechen zu können – eine Mischung aus Zimt, Vanille und

Früchten, die dazu dienen sollte, den Tabakgeruch zu überdecken.

Natürlich waren ihr diese Gerüche präsent, genau wie all die anderen Erinnerungen. Nachdem sie vor Beginn ihrer Lieblingsserie kurz einen News-Sender geschaut und dann durch die Kanäle gezappt hatte, weil ihr die Nachrichten zu deprimierend waren, begann sie mit ihrem Training, dessen Ablauf ihr schon in Fleisch und Blut übergegangen war. Sie nahm ihre Hanteln aus dem Schubladenschrank unter dem breiten Flachbildfernseher und machte ihr Workout, während die »wahren Hausfrauen« in ihrem Alltag alle möglichen Dramen, stets auf Zehn-Zentimeter-Absätzen und mit glitzernden Juwelen behängt, durchlebten. Dabei balancierte sie auf einem Gymnastikball, den sie im Wandschrank aufbewahrte.

Es gelang ihr, ordentlich ins Schwitzen zu kommen, dennoch dachte sie sehnsüchtig an das Laufband, das sie laut Scheidungsurteil in

Seattle hatte zurücklassen müssen. Zum Zeitpunkt ihrer Trennung war sie ein emotionales Wrack gewesen, und Jeffrey hatte darauf bestanden, dass er die komplette Ausstattung aus ihrem privaten Fitnessraum benötigte. Sie war zu ausgelaugt gewesen, um wegen so etwas Banalem den Kampf aufzunehmen, hatte einfach nur alles hinter sich lassen wollen.

Doch jetzt, bei dem Schneefall, war es unmöglich, über die Landstraßen zu joggen, und sie wünschte sich, sie hätte das Laufband im Haus anstatt eines Cardio-Workout-Tapes aus den Neunzigern.

Die *Real Housewives* waren vorbei, und sie beendete ihr Training. Sie wollte gerade den Fernseher abschalten, als der Aufmacher eines der zahlreichen Unterhaltungs-»Nachrichten«-Magazine über den Bildschirm flackerte und sie Shelly Bonaventures lächelndes Gesicht erblickte. Mit munterer Stimme verkündete die Ansagerin: »Und jetzt das Neueste zum

Selbstmord von Shelly Bonaventure.« Es folgte ein kurzer Abriss von Shellys Leben, vom Kleinkind bis hin zu ihrem jüngsten Auftritt auf dem roten Teppich. Obwohl es ihr gar nicht passte, musste Kacey zugeben, dass Heather recht hatte: Sie und Shelly Bonaventure ähnelten einander tatsächlich. Der Zuschauer erfuhr, dass Shelly die ersten fünf Jahre ihres Lebens in Helena, Montana, verbracht hatte, bevor sie mit ihrer Familie nach Südkalifornien umgezogen war.

»Hm.« Dann war das B-Filmsternchen also in derselben Stadt geboren wie Kacey und hatte seine Wurzeln ebenfalls in Montana. Doch nur weil sie einander ähnlich sahen und aus derselben Gegend stammten, gab es keinen Grund, irgendwelche Schlüsse daraus zu ziehen. Natürlich war das Ganze schon merkwürdig, aber mit Sicherheit war es reiner Zufall.

»Und obwohl dieser Fall als Selbstmord eingestuft wurde, ist ein Detective aus Los

Angeles nicht ganz überzeugt davon«, berichtete die Sprecherin. Auf dem Bildschirm erschien ein gutaussehender Afroamerikaner in einem tadellosen Anzug und mit Sonnenbrille. Er stand irgendwo draußen, im Hintergrund waren Palmen zu sehen. Die Sprecherin fuhr fort: »Jonas Hayes, ein erfahrener Polizist, ist seit über fünfzehn Jahren beim LAPD tätig.«

Ein Reporter gesellte sich zu dem Beamten. »Detective Hayes, können Sie uns eine Stellungnahme zu der Einschätzung geben, dass es sich bei Shelly Bonaventures Tod um Selbstmord handelt?«

Hayes runzelte die Stirn. »Nein.«

»Aus zuverlässiger Quelle haben wir erfahren, Sie seien nicht davon überzeugt, dass sie sich das Leben genommen hat.«

»Kein Kommentar.«

»Aber Detective Hayes«, drängte der Reporter und eilte dem sehr viel größeren Mann hinterher, der auf einen Parkplatz zustrebte. »Ist

es möglich, dass Shelly Bonaventure einem Mord zum Opfer fiel?«

Hayes' breite Schultern unter dem teuren Stoff seiner Jacke spannten sich sichtbar an. Langsam drehte er sich um, die Augen hinter der dunklen Sonnenbrille auf den Reporter gerichtet. Dann sagte er noch langsamer: »Wie bei allen Ermittlungen bleibt der Fall Shelly Bonaventure offen, bis auch die letzten Fakten geklärt sind.«

»Dann besteht also durchaus die Möglichkeit der Fremdeinwirkung?« Der Reporter ließ nicht locker.

Hayes drückte auf die Fernbedienung seines Wagens und zuckte die Achseln. »Besteht diese Möglichkeit nicht immer?«, fragte er rhetorisch, dann öffnete er die Fahrertür und glitt hinters Lenkrad. Die Schlusseinstellung zeigte, wie sich die Rücklichter seines Geländewagens in den dichten Verkehr von Südkalifornien einordneten.

»Offenbar ist der Fall noch längst nicht abgeschlossen«, schlussfolgerte der blonde Reporter. »Wie Sie wissen, wurde Shelly auf ähnliche Weise gefunden wie ein halbes Jahrhundert zuvor Marilyn Monroe. Die Parallelen sind in der Tat bizarr.« Bei diesen Worten wurde ein riesiges Schwarzweiß-Porträt eingeblendet, es folgte eine Reihe von Aufnahmen der Wasserstoff-Ikone, die mit einem Bild vom Todesschauplatz in ihrem Schlafzimmer ihres Bungalows in Brentwood endete.

»Was für ein Schund«, murmelte Kacey angesichts des reißerischen Beitrags.

Vielleicht lag es an der Morbidität der Reportage, dass sie dennoch ein eisiges Prickeln verspürte. Sie wandte sich zum Fenster und blickte in die Dunkelheit hinaus.

Ihre tiefe Verzweiflung fiel ihr ein, als ihr eigenes Leben in Gefahr gewesen und sie davon überzeugt war, sterben zu müssen; das

Entsetzen in jenen schrecklichen Momenten, in denen sie ins Antlitz des Bösen geblickt hatte.

Für den Bruchteil einer Sekunde erinnerte sie sich an die grauenvollen letzten Worte des Mannes, der im Begriff stand, ihr ein Messer ins Herz zu stechen, bevor er zurückgetaumelt war. Sie schauderte. *Es ist nicht vorbei …,* hatte er geknurrt. *Du bist eine von ihnen.*

Doch diese abscheuliche Drohung bedeutete nichts, redete sie sich ein, das Gefasel eines geistesgestörten Mannes, dessen blutrünstige Phantasien sich aus irgendeinem Grund auf sie fokussiert hatten. *Denk nicht daran! Es ist vorbei!*

Sie schüttelte die Erinnerungen ab und richtete ihre Aufmerksamkeit wieder auf den Bildschirm.

Die Moderatorin des Nachrichtenmagazins, die aussah wie die Mensch gewordene Version einer Barbiepuppe, sprach über Shellys schauspielerische Leistungen, ihre angeblichen

Geliebten und betonte immer wieder, dass die Polizei von Los Angeles die Möglichkeit der Fremdeinwirkung nicht ausschloss.

Mit weit aufgerissenen Augen und perfekt glänzendem Lippenstift wandte diese sich an den Co-Moderator, einen jungen, aufgestylten Mann in einem dunklen Anzug mit kunstvoll zerstrubbeltem Haar, und sie erörterten gemeinsam die Möglichkeit einer Verschwörung.

Kacey schaltete den Fernseher ab.

Auf dem Weg ins Badezimmer streifte sie ihre Fitness-Klamotten ab, drehte nackt den Wasserhahn auf und schaltete das Radio ein, dann stieg sie in die alte Badewanne mit den Klauenfüßen, zog den Vorhang zu und stellte sich unter den Duschkopf.

Heißes Wasser prasselte auf ihre Haut, und sie spürte, wie die Anspannung des Tages von ihr abfiel. Während sie sich einseifte, summte sie einen Song von Katy Perry vor sich hin und zwang sich, nicht an Trace O’Halleran zu

denken, der ihr unentwegt im Kopf herumspukte, auch wenn ihr der Trubel in der Poliklinik heute kaum eine freie Minute gelassen hatte. Dennoch waren ihre Gedanken zu ihm, zu Elis Mutter und der unbekannten Miss Wallis, laut Eli »seiner Freundin«, abgeschweift.

»Vergiss es«, sagte sie laut zu sich selbst und drehte den Wasserhahn zu. Er war nicht mal ihr Typ. Sie hatte nie auf diese hinterwäldlerischen Alphamännchen in den abgewetzten Jeans gestanden, denen jeglicher Schliff fehlte.

Ach ja? Und was hat dir das gebracht? Denk nur mal an Jeffrey Charles Lambert, den geschniegelten, kultivierten Herzchirurgen, in den du dich verliebt hast! War er dein Typ? Das hat kein gutes Ende genommen, nicht wahr? Mach dir doch nichts vor, Acacia, deine Erfolgsbilanz, was Männer anbelangt, sieht ziemlich erbärmlich aus.

»Schluss damit!«, schalt sie sich, verärgert über die Wende, die ihre Gedanken genommen hatten. Sie grübelte einfach zu viel, wenn sie allein war. Es wurde wirklich Zeit, über einen neuen Hund nachzudenken.

Allerdings war O'Halleran der bestaussehende Cowboy, dem sie je begegnet war. Ein hingebungsvoller Vater. Ihre eigene biologische Uhr tickte wie verrückt, so laut, dass sie es schon vermied, die Geburtenstation der Klinik zu betreten. Na und?

Die alten Rohre ächzten. Über das Geplapper des DJs im Radio hinweg hörte sie ein Geräusch im Haus, das sie nicht recht zuordnen konnte. Sie schnappte sich ein Handtuch und wickelte sich darin ein, dann stieg sie aus der Badewanne und lauschte aufmerksam.

Nichts.

War jemand im Haus? Oder hatte sie sich das Geräusch nur eingebildet?

Ihr Herz pochte ein wenig schneller, als sie sich abtrocknete und dann ihren Bademantel von dem Haken an der Badezimmertür nahm. Mit gespitzten Ohren fuhr sie in die dicken Frotteeärmel, doch sie hörte nichts. Nachdem sie den Bademantelgürtel um ihre Taille geschlungen hatte, trat sie vorsichtig in die Diele hinaus.

Nichts Außergewöhnliches war zu bemerken.

Plötzlich ertönte eine Art Scharren, ein Kratzen.

Das Herz schlug ihr bis zum Hals, als sie auf leisen Sohlen den Flur entlang in Richtung des Geräusches schlich. *Da ist nichts …* Doch sie spürte, wie sich ihr warnend die Nackenhaare sträubten. Vorsichtig spähte sie durch die Glastür, doch alles schien unverändert. Der Gymnastikball lag nach wie vor in der Mitte des Arbeitszimmers, die Fernbedienung für den Fernseher auf dem Teppich daneben.

Sie bog um die Ecke und wollte soeben am Esszimmer vorbei in Richtung Küche schleichen, als sie erneut ein Geräusch vernahm: ein deutliches Kratzen, ganz in der Nähe. Erschrocken wirbelte sie herum und suchte panisch mit den Augen das dunkle Esszimmer ab. Ihr Herz raste.

Knaaaarz!

Das Geräusch kam vom Fenster. Sie hätte beinahe aufgeschrien, als sie eine riesige Skeletthand an der Scheibe entlangscharren sah.

Großer Gott! Sie musste sich verteidigen! Die alte Schrotflinte ihres Großvaters fiel ihr ein. Benommen vor Entsetzen taumelte sie zurück, dann wurde ihr klar, was die schwarze Hand in Wirklichkeit war: der kahle Zweig eines der großen Sträucher, die an der Ostseite des Hauses wuchsen.

Völlig aufgelöst und gleichzeitig erleichtert, ging sie in die Küche, wo sie sich schwer auf einen Stuhl fallen ließ. All ihre so tiefsitzenden

Ängste und lebhaften Phantasien kamen wieder hoch. Sie war Ärztin, hoch professionell, geübt, im Notfall einen kühlen Kopf zu bewahren, trotzdem genügte ein einziger alberner Zweig, sie zur Schrotflinte ihres Großvaters greifen zu lassen. »Reiß dich zusammen«, befahl sie sich ungehalten. »Das ist doch lächerlich.«

Als sie sich wieder gefasst hatte, wärmte sie sich die zwei Stücke Pizza in der Mikrowelle auf, gab den Salat in eine Schüssel, goss sich ein Glas Rotwein ein aus der Flasche, die sie vor drei Tagen geöffnet hatte, und trug alles in ihr Arbeitszimmer, wo sie den Fernseher wieder anstellte und sich einredete, das sei genau das Leben, das sie sich nach ihrer Scheidung von Jeffrey gewünscht hatte.

Im Fernsehen lief nichts Interessantes, und ihr Blick schweifte ab zum Fenster.

Niemand lauerte draußen in der Dunkelheit. Sie war in Sicherheit, in ihrem Zuhause. Und zumindest versuchte sie, sich davon zu

überzeugen, als sie aufstand, um die Jalousien zu schließen.

Doch tief im Innern wusste sie, dass sie davongelaufen war. Nicht nur vor einem Ehemann, einem Gott in Weiß, der sie betrog, sondern auch vor dem, was in der Vergangenheit passiert war, vor der einen Nacht, die sie aus ihrem Gedächtnis zu löschen versuchte.

Das Problem war nur, dass sie nicht davonlaufen konnte.

Wo immer sie hinging, die Erinnerung an jene Nacht verfolgte sie, nagte an ihr; der Schmerz, das Entsetzen ließen ihr keine Ruhe.

Er stand oben auf dem Hügel und hatte sein starkes Fernglas auf das Farmhaus gerichtet, doch selbst bei höchstmöglicher Vergrößerung war wegen des dichten Schneevorhangs nur wenig zu erkennen. Ja, er konnte sie im Arbeitszimmer und in der Küche ausmachen, auch aus dem Badezimmer drang für kurze Zeit

Licht, doch ihre Gestalt erkannte er nur unscharf, ihr Gesicht komplett verschwommen, und als sie die Jalousien herunterließ, konnte er gar nichts mehr sehen.

Er konnte sie hören, natürlich, da er überall in ihrem Haus winzige Mikrophone versteckt hatte, an Stellen, die sie niemals entdecken würde. Doch es war ihm nicht gelungen, eine ferngesteuerte Kamera zu installieren, was ihn ärgerte, denn er hätte sie gerne heimlich beobachtet, aus der Ferne, um mehr über sie und ihre tägliche Routine zu erfahren, um herauszufinden, wie sie wirklich tickte.

Seine Faszination grenzte an Besessenheit, das wusste er, als er bibbernd vor Kälte in dem Dickicht aus Espen und Fichten stand, die auf der Anhöhe am Feldrand nahe bei ihrem Haus wuchsen. Er konnte es nicht ändern.

Sie war die eine, die ganz Besondere; von allen »Unwissenden« war sie am gefährlichsten.

Intelligent und schön, Acacia Collins Lambert, eine Ärztin.

Er steckte das Fernglas zurück in die Hülle, dann ging er auf demselben Weg zurück durch den Wald zu seinem Wagen. Er hatte ihn in einer Nebenstraße abgestellt, nachdem er ihr von der Poliklinik, in der sie arbeitete, nach Hause gefolgt war. Er musste geduldig sein, schärfte er sich ein, während er einen Pfad in den frisch gefallenen Schnee trampelte.

Es würde nicht mehr lange dauern.

Kapitel 7

Du hast Hausarrest.« Pescoli funkelte ihre Tochter an, die soeben zur Vordertür hereingeschlichen kam.

»Warum?«, fragte Bianca auf dem Weg in ihr Zimmer, während Cisco, der auf einem Kissen auf dem Sofa geschlafen hatte, auf den Fußboden sprang und anfing, wie verrückt mit dem Schwanz zu wedeln.

»Machst du Witze?«, schimpfte Regan. »Du hast die Schule geschwänzt.«

»Ich hab dir doch gesagt, dass ich mich nicht wohl fühle«, erwiderte Bianca und blieb stehen.

»Ach.«

»Wie auch immer.« Regans Tochter streifte sich mit den Zähnen die Handschuhe ab und bückte sich, um dem Hund den Kopf zu

streicheln, dann marschierte sie schnurstracks zum Kühlschrank. Sie warf ihre Handschuhe auf den Tisch mit der Post, riss die Tür auf und starrte hinein. »Gibt es hier nichts zu trinken?«

Pescoli, die ihr gefolgt war, knallte die Kühlschranktür mit der flachen Hand zu.

»He! Pass doch auf!«, rief Bianca und sprang rasch zurück. Empört blickte sie ihre Mutter an. Sie war blass und hatte dunkle Ringe unter den Augen. Mit einer raschen Handbewegung zog sie sich die Mütze vom Kopf und schleuderte sie auf den Tisch zu den Handschuhen. »Was ist dein Problem?«

»Genau das möchte ich von dir wissen.«

»Noch einmal: Es geht mir nicht gut. Kapiert?« Sie starrte ihre Mutter an, als wäre diese schwer von Begriff.

»Du hast mich nicht angerufen, und du bist auch nicht nach Hause gekommen.«

»Ich war bei Chris!«

»Anstatt zum Unterricht zu gehen?« Pescoli trat einen Schritt zurück und gab den Weg zum Kühlschrank frei.

»Mir war *nicht gut.*« Bianca nahm sich eine Dose Cola light und zog den Verschluss auf.

Knack. Zisch.

»Wenn es dir nicht gutgeht, dann hast du mich anzurufen und mir mitzuteilen, dass du a)« – sie streckte einen Finger in die Höhe – »nach Hause kommst und b)« – ein zweiter Finger folgte – »zum Arzt gehst. Andere Alternativen gibt es nicht.«

»Ich könnte Dad anrufen.« Bianca nahm einen Schluck aus ihrer Dose.

»Hast du?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Weil es keine richtige Alternative ist, vermute ich.« Ein weiterer Schluck Cola light.

»Genauso wenig, wie zu Chris zu gehen. Waren seine Eltern zu Hause?«

»Nein. Was denkst du denn? Sie arbeiten!«

»Eben.«

»Ich brauche doch keinen Babysitter!«

»Da bin ich mir nicht sicher«, entgegnete Pescoli. »Also, was habt ihr gemacht?«

Ihre Tochter zog die Augenbrauen zusammen. »Rumgehangen. Was denkst du denn? Ach Gott, ich weiß schon. Du denkst, wir hätten Sex gehabt oder so was.«

Pescoli krümmte sich innerlich. »Ja, wenn du stundenlang allein mit deinem Freund zusammen bist und alle um dich herum deswegen belügst, gehe ich schon davon aus, dass du dich in ernsthafte Schwierigkeiten bringst!« Sie bemerkte ihren anklagenden Tonfall und schraubte etwas zurück. »Na schön … also … erzähl mir, was ihr gemacht habt. Ich weiß, ich weiß, ihr habt ›rumgehangen‹, aber ich würde mich freuen, wenn du dich ein wenig genauer ausdrücken könntest.«

»Wir haben ferngesehen, Videospiele gemacht, einen Film ausgeliehen … keine große Sache.«

»Außer dass du in der Schule gefehlt hast«, fügte Pescoli mit ruhiger, ernster Stimme hinzu. »Es war eine große Sache, Bianca. Eine sehr große Sache. Ich weiß nicht, was da zwischen dir und Chris läuft, aber was immer es ist: Es lohnt sich nicht, deswegen blauzumachen und dem Unterrichtsstoff hinterherzuhinken!«

»Du bist so lächerlich! Ich habe doch bloß ein paar Filme angeschaut!« Sie schnaubte beleidigt und stolzierte zur Küchentür. Pescoli hielt sie am Ellbogen fest und drehte sie zu sich herum.

Nase an Nase mit ihrer fünfzehnjährigen Tochter, sagte sie: »Es geht hier nicht um mich, Bianca. Versuch nicht, abzulenken. Es geht um dich, um dein Verhalten und die Konsequenzen daraus, und ja, in der Tat, um den Rest deines

Lebens, den du dir ganz offensichtlich versauen möchtest.«

»Geh mir nicht auf den Wecker!«

»Doch, genau das werde ich tun. Zumindest in den nächsten paar Jahren.«

Bianca riss ihren Arm weg. »Ich könnte das Jugendamt anrufen! Du darfst mich nicht anfassen!«

»Hat Chris dir das erzählt?«

Pescoli griff nach dem Telefon, nahm den Hörer ab und hielt ihn ihrer Tochter vors Gesicht. »Nimm. Ruf an und warte, was passiert. Wenn sie dir glauben, werden sie dich aus diesem Haus holen. Wo willst du hin? Zu deinem Vater? Zu einer Pflegefamilie? Ist es das, was du möchtest?«

»Schon möglich!«

Obwohl es ihr schier das Herz zerriss, sagte Pescoli: »Gut, dann ruf an.«

Bianca beäugte das Telefon, und für eine halbe Sekunde glaubte Regan, sie würde

tatsächlich anrufen. Nach einer weiteren halben Sekunde war es ihr schon vollkommen egal. Sie würde sich nicht von einer Fünfzehnjährigen erpressen lassen. Entschlossen drückte sie ihrer Tochter den Hörer in die Hand.

»Sie – sie werden mir nicht glauben«, stammelte Bianca. »Du bist Polizistin! Du wirst doch alles verdrehen!« Sie knallte den Hörer auf den Küchentresen und stapfte zu ihrem Zimmer.

»Wenn du die Tür zuschlägst, nehme ich sie aus den Angeln! Ich meine es ernst, Bianca!«, brüllte Regan hinter ihr her.

Wamm! Das Haus erbebte. Cisco jaulte erschrocken auf.

»Verflucht noch mal!«, murmelte Pescoli, ließ das Telefon auf dem Tresen liegen und machte sich auf den Weg in die Garage, wo sie Joes uralte Werkzeugkiste hervorkramte.

Gerade als sie die Kiste ins Haus geschafft hatte, wurde die Haustür aufgestoßen, und

herein marschierte ihr eins neunzig langer Schlaks von Sohn, gefolgt von einem eiskalten Windschwall. Cisco drehte wieder durch und umkreiste ihn kläffend und jaulend.

»He, Cis«, sagte Jeremy, bückte sich und hob den sich windenden Hund mit seinen großen, behandschuhten Händen hoch. Wenngleich er schon elf Jahre alt war, hielt sich Cisco offenbar immer noch für einen Welpen und leckte eifrig Jeremys unrasiertes Gesicht. »Was gibt’s zum Abendessen?«

»So weit war ich noch nicht«, antwortete Pescoli.

»Was hast du mit Dads Werkzeug vor?«

»Ich war gerade dabei, die Zimmertür deiner Schwester aus den Angeln zu heben.«

»Oh, Mom, tu’s nicht.« Er setzte den Hund ab und zog seine Handschuhe aus, die er in die Taschen seiner Daunenweste steckte.

»Warum nicht?«

»Das ist lahm.«

»Die Tür so fest zuzuknallen, dass sie fast den Türpfosten zerschmettert, ist auch nicht besser.«

Jeremy zog sich die Mütze vom Kopf. Seine Haare flogen statisch aufgeladen hoch, was ihn noch größer und irgendwie entsetzt aussehen ließ.

»Du kannst mir helfen«, schlug sie vor.

»Auf keinen Fall … nee, nee, aus dem Zickenkrieg halte ich mich raus.«

»Was machst du hier? Solltest du nicht bei der Arbeit sein?«

Plötzlich blickte er unbehaglich drein, glättete sorgfältig seine Haare und wich genauso sorgfältig ihrem prüfenden Blick aus.

»Was ist passiert?«

Er zögerte. »Okay, ich bin entlassen.«

Ihr Herz setzte zu einem Sturzflug an. »Warum?«

Er zuckte die Schultern. »Keine Ahnung. Aus wirtschaftlichen Gründen, schätze ich.«

»*Schätzt du?* Du *weißt* es noch nicht einmal?« So etwas konnte sie jetzt ganz und gar nicht gebrauchen.

Jeremy stieß einen lauten Seufzer aus, dann ging er ins Wohnzimmer und ließ sich auf die Couch fallen. Die alten Federn ächzten. Cisco sprang auf seinen Schoß. Abwesend tätschelte er das Köpfchen des Hundes. »Ich bin gefeuert.«

»Gefeuert«, wiederholte sie vorsichtig.

»Lou behauptet, ich hätte gestohlen, die Belege hätten nicht gestimmt.« Bedrückt sah er zu ihr hoch. »Ich schwöre bei Gott, Mom, ich habe das nicht getan.« Sein Adamsapfel hüpfte, die großen Hände umklammerten seine Knie.

»Hast du Lou das gesagt?«

»Mindestens hundertmal! Und weißt du, was? Ich glaube, es war entweder Manuel oder sogar Lou selbst, der seinen Hintern retten will. Manuel ist ein guter Kerl. Aufrichtig. Aber das habe ich von Lou auch gedacht!

Verdammt!« Er biss die Zähne zusammen. »Wie konnte das bloß passieren?«

Ihr Herz hämmerte, und sie spürte eine Mischung aus Wut und Furcht in sich aufsteigen. »Ich weiß nicht, wie, Jeremy, aber du musst das wieder hinbiegen. Die Sache aufklären. Wenn du es nicht warst –«

»*Wenn?* Meinst du das ernst? Du glaubst mir nicht?« Ihr Sohn wirkte schockiert und verletzt, seine Lippen zitterten. »Komm schon, Mom!« Er donnerte die Faust auf die Sofalehne und erklärte mit Nachdruck: »Ich bin *kein* Dieb! Jemand hat mir das angehängt!«

»Du hast mich nicht ausreden lassen, Jeremy. Ich wollte sagen, wenn du es nicht warst, musst du denjenigen finden, der es getan hat. Und du musst es beweisen. Das dürfte nicht allzu schwer sein. Die Tankstelle hat Überwachungskameras und Aufzeichnungen von sämtlichen Geschäftsvorgängen.«

»Bist du wahnsinnig? Glaubst du im Ernst, die rücken einfach so damit raus?«

»Das werden sie müssen, wenn du sie verklagst. Dein Rechtsanwalt wird –«

»Ich habe keinen Rechtsanwalt, und ich kann mir auch keinen leisten. Komm mal zurück auf den Boden!« Er stand auf und ging zur Treppe.

»Wohin gehst du?«

»In mein Zimmer.«

»Du bist ausgezogen, erinnerst du dich?«

»Es ist immer noch mein Zimmer.« Er setzte seine großen Füße auf die Stufen.

»Ich wollte ein Nähzimmer daraus machen.«

»Du nähst doch nicht mal!«, rief er, eilte die Treppe hinunter und schlug die Tür zu, wenn auch nicht mit derselben selbstgerechten Leidenschaft wie Bianca.

»Als Mutter bin ich eine Versagerin«, vertraute Pescoli dem Hund an. »Eine absolute, komplette Versagerin.« Sie öffnete die Werkzeugkiste und suchte nach einem

Schraubenzieher, mit dem sie die Tür aus den Angeln hebeln wollte. Nachdem sie sich durch selten benutzte Drahtscheren, Zangen und Schraubenschlüssel gewühlt hatte, fand sie einen langen Schraubenzieher mit Farbtropfen darauf, den sie normalerweise zum Aufstemmen widerspenstiger Farbeimer verwendete. Gerade wollte sie sich an Biancas Tür zu schaffen machen, als ihr Handy klingelte.

Sie drückte auf »Gespräch annehmen«. »Pescoli?«

»Alvarez«, meldete sich ihre Partnerin. »Ich denke, du solltest zu dem Felsvorsprung bei den Wasserfällen kommen. Hinter dem Wandererparkplatz, an der Straße, die den Boxer Bluff hinaufführt. Sieht so aus, als wäre eine Joggerin auf dem Gipfelweg ausgerutscht und über die Brüstung in die Tiefe gestürzt. Hatte keinen Ausweis bei sich.«

»Tot?«

»Fast. Die Rettungssanitäter geben ihr Bestes. Vermutlich ein Unfall. Es ist höllisch glatt da draußen.«

»Reichen dir nicht die Fälle, die wir schon bearbeiten?«, fragte Pescoli. »Noch haben wir nicht mal einen Todesfall, geschweige denn einen Mord.«

»Hmmm … ja.«

»Nun, zumindest übertrifft es das, was sich im Augenblick hier abspielt«, befand Pescoli. »Ich mache mich gleich auf den Weg.« Sie warf den Schraubenzieher zurück in die offene Werkzeugkiste, dann rief sie in Richtung der geschlossenen Zimmertür ihrer Tochter: »Gnadenfrist, Bianca, aber nur eine kurze. Ich bin bald wieder da.« Ausnahmsweise verzichtete sie darauf, ihre Stimme klingen zu lassen wie die von Arnold Schwarzenegger.

Cisco trottete ihr hinterher, als sie zur Hintertür eilte. »Diesmal nicht«, teilte sie dem Hund mit, zog den Reißverschluss ihrer Iso-

Jacke hoch und schlüpfte in ihre Stiefel, dann tätschelte sie sein struppiges Köpfchen. »Heute hast du hier die Aufsicht.« Sein Schwänzchen wedelte so heftig, dass sein ganzes Hinterteil in Schwung geriet.

Regan ging durch die Hintertür zur Garage. Von ihrem Jeep tropfte noch immer der schmelzende Schnee.

Sie kletterte hinters Steuer und setzte zurück. Jeremys Wagen stand auf seinem üblichen Parkplatz, als wäre er nie ausgezogen. Ein Teil von ihr wollte zwar, dass er nach Hause zurückkehrte, aber das war reiner Mutterinstinkt. Es wäre falsch, das wusste sie, ein solches Hin und Her hatte sie bei mehreren ihrer Freundinnen und deren Kindern mitverfolgen können.

Ein Jugendlicher musste irgendwann damit anfangen, verantwortungsvolle Entscheidungen zu treffen.

Sie stellte die Automatik auf R und setzte zurück, dann drückte sie auf die Fernbedienung an der Sonnenblende und vergewisserte sich, dass sich das Garagentor hinter ihr schloss.

Wie war es nur dazu gekommen; würden sie und ihre Kinder einander ewig auf die Probe stellen? Als sie vergangenes Jahr in die Fänge eines Irren geraten war und gedacht hatte, sie würde die beiden nie wiedersehen, hatte sie sich geschworen, alles wiedergutzumachen, sich mit ihnen auszusöhnen, entweder ihre Dienstmarke abzugeben oder andere Möglichkeiten zu finden, nur noch vierzig Stunden die Woche zu arbeiten, die Familie über alles zu stellen. Auch Jeremy und Bianca hatten versprochen, ihre selbstsüchtigen Gewohnheiten abzulegen, auf dem rechten Weg zu bleiben, sich um gute Noten und die richtigen Entscheidungen zu bemühen und ihr keine Minute Kummer zu bereiten.

Doch schon am Valentinstag waren all die guten Neujahrsvorsätze längst gebrochen, und sie waren allesamt in ihre alte Routine zurückgefallen.

Vielleicht war es ein Fehler, dass sie nicht bei Santana einzog. Möglicherweise war eine starke Vaterfigur tatsächlich genau das, was Jeremy und Bianca brauchten.

»Es ist nie zu spät«, sagte sie laut zu sich selbst.

Ihre Rolle als alleinerziehende Mutter erfüllte sie so jedenfalls nicht.

Als sie den Stadtrand erreichte, zwang sie sich, die Sorgen um ihre Kinder und die damit einhergehenden Probleme zurückzustellen und sich auf das zu konzentrieren, was vor ihr lag.

Sie fuhr den Boxer Bluff hinauf und sah schon bald die Lichter der Polizei- und Rettungsfahrzeuge durch die Dunkelheit zucken, rote und blaue Blitze im Schnee.

Feuerwehrleute, Rettungskräfte sowie mehrere Polizeibeamte waren am Unfallort beschäftigt.

Pescoli parkte ihren Jeep in einer freien Lücke am Straßenrand, gerade als zwei Sanitäter die verunglückte Frau auf einer Trage in den wartenden Rettungswagen schoben. Etwa fünfzehn Schaulustige hatten sich hinter der Polizeiabsperrung versammelt, reckten ihre Hälse und tuschelten aufgeregt. Ein Nachrichten-Van war bereits vor Ort, ein Kamerateam verfolgte jede Bewegung der Sanitäter.

Pescoli stieg aus und hielt Ausschau nach Alvarez. Schließlich entdeckte sie ihre Partnerin. Bekleidet mit Polizeijacke und -hut, stand diese ganz in der Nähe auf einem Felsvorsprung neben einer niedrigen, bröckelnden Brüstung, die auf die Wasserfälle hinausführte, und sprach mit einem Beamten.

Pescoli zeigte ihre Dienstmarke einem der Cops, der offenbar die Aufgabe hatte, allzu

neugierige Zuschauer in die Schranken zu weisen.

»Was gibt’s?«, fragte sie ihre Partnerin, nachdem er das Polizeiband angehoben und sie durchgewinkt hatte.

»Sie lebt, aber es sieht nicht danach aus, dass sie durchkommt. Offenbar ist sie joggen gewesen und entweder gestolpert oder ausgerutscht und über die Brüstung gestürzt.« Alvarez deutete auf eine Stelle, wo die gleichmäßige Schneeschicht auf der alten, bröckelnden, nur etwas über einen halben Meter hohen Steinmauer durchbrochen war.

Sie ließ ihre Taschenlampe darübergleiten, dann schwenkte sie über den Felsvorsprung in die Tiefe. »Sie ist auf das schmale Plateau dort unten geprallt, ein Stück abwärtsgerutscht und dann liegen geblieben. Ein paar Meter weiter und sie wäre im Fluss gelandet. Es ist ein Wunder, dass sie überhaupt noch lebt.« Der Strahl

ihrer Taschenlampe glitt über die aufgewühlte Schneedecke.

»Ist sie bei Bewusstsein?«

»Nein. Keine Ahnung, wie lange sie da unten gelegen hat, wie schwer ihre Verletzungen sind und ob sie es überhaupt schaffen wird.« Stirnrunzelnd richtete Alvarez die Taschenlampe wieder auf den Weg. »Zu viele Fußabdrücke und zu viel Schnee, um festzustellen, ob jemand bei ihr war.«

»Und kein Ausweis, kein Auto?«

»Offensichtlich hat ihr Lauftraining nicht hier begonnen, sondern lediglich ein abruptes Ende genommen.«

»Und du nimmst an, dahinter steckt mehr als ein Unfall?«

»Ich weiß es nicht.« Ratlos betrachtete Alvarez den verschneiten Gipfelpfad, auf dem unzählige Schritte zu erkennen waren. »Die Jungs von der Kriminaltechnik tun, was sie können, filtern die Fußabdrücke heraus, die zu

ihren Schuhen passen, und suchen nach jedem noch so kleinen Detail, das uns weiterhelfen könnte.«

»Hatte sie denn gar nichts bei sich, womit wir sie identifizieren könnten?«

»Nur einen Schlüssel. Kein Handy, keinen iPod, nichts.«

»Es ist gut möglich, dass sie einfach nur gestolpert oder ausgeglitten ist.«

»Ja.« Alvarez' Atem bildete kleine Wölkchen in der Luft.

»Keine Zeugen?«

Ihre Partnerin schüttelte den Kopf.

»Wer hat sie gefunden? Und jetzt sag bitte nicht, Ivor Hicks und Grace Perchant.« Sie bezog sich auf zwei Einheimische, über die man sich recht kuriose Geschichten erzählte. Ivor Hicks behauptete steif und fest, er sei vor Jahren von Außerirdischen entführt worden, und Grace Perchant stand laut eigenen Angaben mit Geistern in Kontakt. Pescoli hielt

beide für nicht ganz dicht und schon gar nicht für zuverlässige Zeugen.

»Nein«, sagte Alvarez glücklicherweise. »Iris Fenton hat einen Spaziergang gemacht.« Sie deutete auf eine Frau, eingemummelt in einen dicken Daunenmantel. Sie trug Handschuhe und eine rote Mütze, unter der silberne Löckchen hervorschauten. »Sie wohnt zusammen mit ihrem invaliden Mann auf der gegenüberliegenden Seite des Parks. Ich habe sie bereits überprüft.«

Pescoli nickte.

Alvarez blickte dem abfahrenden Rettungswagen hinterher. »Hoffentlich kommt sie wieder zu Bewusstsein und erzählt uns, das Ganze sei ein übles Missgeschick gewesen.« Dann betrachtete sie die steile Böschung, die tiefe Klamm und den Fluss, der wild schäumend über die Felsen stürzte. »Höllischer Ort, um so heftig ins Schleudern zu geraten, dass es einen über die Brüstung katapultiert,

ausgerechnet an der steilsten Stelle. Das nenne ich echtes Pech.«

»Die Kriminaltechniker sind also da, weil wir nicht wissen, wer sie ist?«

Selena nickte. »Ich habe bereits in der Vermisstenabteilung angerufen. Mal sehen, ob wir sie identifizieren können. Unterdessen möchte ich ins Krankenhaus fahren und mit den Ärzten sprechen, um herauszufinden, ob ihre Verletzungen alle von dem Unfall stammen.«

»An den du nicht glaubst.«

»Da ist das letzte Wort noch nicht gesprochen«, sagte Alvarez, griff in ihre Tasche und zog ihre Autoschlüssel heraus. »Kommst du mit?«

»Ich treffe dich dort.«

Kapitel 8

Früh am nächsten Morgen sah Trace aus dem Fenster und stellte fest, dass es nach wie vor ununterbrochen schneite. Der Schnee türmte sich hoch um die Zaunpfosten und wehte auf die Eingangsveranda.

Eli schlief noch. Er hatte eine schlimme Nacht hinter sich: Die Schmerzen in seinem Arm und sein Husten hatten ihn alle paar Stunden geweckt. Gegen drei Uhr in der Früh hatte Trace den Jungen nach unten ins Wohnzimmer getragen, wo Sarge zusammengerollt vor dem Kamin schlief. Zusammen hatten sie sich auf das übergroße Sofa gekuschelt. Um halb sechs war Trace aufgewacht, hatte den Hund rausgelassen, und nachdem Sarge sein Geschäft erledigt hatte, war er in die Küche gegangen,

hatte Kaffee gekocht und den Fernseher angestellt, um die Wettervorhersage anzusehen.

Als Erstes erschien eine Reporterin mit einer schneebedeckten blauen Kapuzenjacke auf dem Bildschirm, ein Mikrophon in den behandschuhten Händen. Sie stand in der Nähe des Eingangs zu dem Park oben auf dem Boxer Bluff. Hinter ihr waren Polizei- und Rettungsfahrzeuge zu erkennen, Lichter flammten in der Dunkelheit auf. Die Reporterin sprach in die Kamera, doch ihre Stimme war zu leise.

Trace nahm die Fernbedienung und stellte lauter.

»… wo vor einer Stunde eine unbekannte Joggerin von einem Felsvorsprung oberhalb des Flusses fast sechzig Meter in die Tiefe stürzte.«

Die Kamera schwenkte zu einem steilen Abhang hinter der Reporterin und zu dem darunterliegenden Fluss. Unten sah man ein schmales Felsplateau, das über das schäumende Wasser ragte, darauf eine mit einem Haltegurt

gesicherte Rettungskraft, ein aufgerolltes Seil in den Händen.

Nun kam ein Vorsprung mit einer niedrigen Steinbrüstung ins Bild; der Schnee davor war zertrampelt von unzähligen Stiefeln. Trace nahm an, dass die Frau an ebendieser Stelle abgestürzt war.

»Hier können Sie sehen, was für ein Glück im Unglück die unbekannte Joggerin hatte«, sagte die Reporterin. »Ein Stück weiter, und sie wäre im Fluss gelandet.« Die Kamera zoomte die Grizzly Falls heran: Weiße Gischt schäumte und gurgelte, bevor der reißende Fluss unter einer hundert Jahre alten Brücke hindurch- und an den glitzernden Lichtern der kleinen Stadt vorbeiströmte.

»Das war Nia Del Ray für KMJC News«, schloss die Reporterin und gab zurück ins Studio.

»Der Beitrag wurde vergangene Nacht aufgezeichnet«, erklärte die blonde

Moderatorin. »Der Zustand der bislang nicht identifizierten Frau ist nach wie vor kritisch.«

Trace starrte auf den Fernseher. Ihn beschlich dasselbe ungute Gefühl, das ihn schon in Jocelyns Wohnung befallen hatte. Ohne zu überlegen, wie früh es noch war, griff er zum Hörer und wählte Ed Zukovs Nummer. Er brauchte die Hilfe seiner Nachbarn, jemanden, der sich ein paar Stunden um Eli kümmerte. Auch wenn er nicht glauben mochte, dass es sich bei der unbekannten, in Lebensgefahr schwebenden Joggerin um Jocelyn Wallis handelte, so wollte er doch Gewissheit haben.

Pescolis Handy schrillte, direkt neben ihrem Ohr.

Seufzend drehte sie sich auf die Seite, griff nach dem verfluchten Ding in der Ladestation auf ihrem Nachttisch und warf dabei ihre Lesebrille zu Boden.

»Na toll«, murmelte sie, knipste das Licht an und meldete sich. »Pescoli.«

»Ich denke, du solltest besser hier rauskommen«, sagte Alvarez. Regan blickte auf die Uhr neben ihrem Bett. Fünf Uhr fünfunddreißig.

»Und wo ist ›hier‹? Meinst du ins Department? Mein Gott, Selena, es ist noch keine sechs. Um welche Höllenuhrzeit stehst du eigentlich auf?« Wie konnte jemand so früh am Morgen nur so munter sein?

»Ja, ins Department. Ich glaube, wir können unsere Unbekannte identifizieren.«

»Gib mir eine halbe Stunde.« Pescoli rollte sich aus dem Bett und stolperte ins große Badezimmer, wo sie schnell Trikot und Shorts von der Footballmannschaft ihrer Uni, der University of Montana Grizzlies, auszog und unter die viel zu kalte Dusche trat.

Achtundzwanzig Minuten später marschierte sie über den Parkplatz zum Büro des Sheriffs. Das Grummeln in ihrem Magen und Joelles

blinkende Schneeflocken in den Fenstern ignorierend, klopfte sie sich den Schnee von den Stiefeln. Drinnen ging sie durch eine Reihe von Fluren durchs Großraumbüro direkt zu Alvarez' Schreibtisch, wo diese in ein Gespräch mit einem großen Mann mit offener Fleecejacke, verwaschenen Jeans, Arbeitshemd und dunklem Bartschatten vertieft war. Er saß auf dem Besucherstuhl und stand auf, als sie eintraf.

»Das ist meine Partnerin, Detective Pescoli«, stellte sie Regan vor, dann deutete sie mit dem Kinn auf den Besucher. »Und das ist Trace O'Halleran. Er glaubt zu wissen, um wen es sich bei der unbekannten Joggerin handelt.«

O'Hallerans Mundwinkel zuckten leicht. Er schüttelte Pescoli die Hand. »Ich halte es nur für einen merkwürdigen Zufall, dass eine Frau, die ich kenne, seit einigen Tagen wie vom Erdboden verschluckt ist. Sie joggt ebenfalls. Gestern habe ich einen Anruf von ihrer Freundin erhalten, die sich Sorgen um sie macht;

deshalb bin ich bei ihrer Wohnung vorbeigefahren und habe nachgesehen.«

Alvarez bedeutete ihm, wieder Platz zu nehmen, und Pescoli hörte zu, wie O'Halleran erklärte, dass Jocelyn Wallis – eine Lehrerin der Evergreen Elementary School, die er durch seinen Sohn kennengelernt hatte – und er eine Zeitlang miteinander ausgegangen seien, ohne dass etwas Ernstes daraus entstanden wäre. Ihre Freundin, die Sekretärin der Grundschule, hatte ihn angerufen, weil sie nicht zum Unterricht erschienen war, doch er hatte ihr nicht weiterhelfen können. Jocelyn Wallis hatte ihn vor Tagen über das Handy zu erreichen versucht, doch er war nicht da gewesen und sie hatte keine Nachricht hinterlassen, deshalb habe er sich mit dem Ersatzschlüssel, dessen Aufbewahrungsort er kannte, Zutritt zu ihrer Wohnung verschafft, nur um festzustellen, dass sie nicht zu Hause war. Ihre Tasche und ihr Handy waren dort gewesen, ihr Auto war wie

üblich im Carport geparkt. Das Ganze war ihm merkwürdig vorgekommen, weil es so untypisch für Jocelyn Wallis war; seines Wissens hatte die Lehrerin im vergangenen Jahr keinen einzigen Tag in der Schule gefehlt.

»Dann habe ich die Morgennachrichten gesehen«, beendete er seinen Bericht. »Die Frau ist auf einem der Wege verunglückt, die auch Jocelyn immer läuft. Also bin ich zu Ihnen gekommen.«

Pescoli beobachtete ihn aufmerksam. Er wirkte ernsthaft besorgt. Er saß breitbeinig da, die Hände zwischen den Knien verschränkt, der Daumen seiner rechten Hand zuckte nervös. Ihre Familie hatte er nicht angerufen, hatte sie nicht unnötig in Aufregung versetzen wollen, doch womöglich war bereits die Schule mit Freunden und Angehörigen in Kontakt getreten.

Er betonte ausdrücklich, dass sie kein Paar gewesen waren; es hatte keine Szene gegeben,

sie hatten einfach aufgehört, sich zu treffen. O’Halleran hatte die Sache beendet.

Pescoli hätte dem Rancher gern geglaubt. Er war auf diese rauhe Art und Weise attraktiv, die sie schon immer angezogen hatte; ein Mann, der daran gewöhnt war, draußen zu arbeiten, wie seine Winterbräune bewies. Sein volles Haar reichte bis auf den Kragen der Fleecejacke; seine Hände waren groß und schwielig, mehrere kleine weiße Narben waren darauf zu sehen. Ein alleinerziehender Vater, der – so hatte er zugegeben – von seiner Frau verlassen worden war. O’Halleran wirkte aufrichtig, und er war aus freien Stücken hergekommen, doch das musste nicht unbedingt etwas bedeuten.

Sie hatte schon erlebt, wie sich die frömmsten, zurückhaltendsten Männer in kaltblütige Mörder verwandelt hatten.

»Ist das Jocelyn Wallis?«, fragte Alvarez und schob ihm zwei Aufnahmen von der schwerverletzten Frau hin.

O'Halleran schnappte nach Luft. »Ich hoffe nicht«, stieß er entsetzt hervor und betrachtete die beiden Fotos. »Ich – ich weiß es nicht. Vielleicht. Mein Gott!«

»Ich habe hier ein paar Bilder von Jocelyn Wallis«, sagte Alvarez.

»Von der Website der Schule?«, vermutete Pescoli.

»Von der Kraftfahrzeugbehörde.« Sie tippte etwas ein, und auf dem Bildschirm erschien ein Führerschein, daneben ein relativ aktuelles Foto. Die Frau darauf war Anfang dreißig. Sie hatte ein strahlendes Lächeln und lange rotbraune Haare.

»Könnte hinkommen.« Pescoli sah O'Halleran an. »Irgendwelche besonderen Kennzeichen? Tätowierungen? Narben? Muttermale?«

Er zuckte die Achseln. »Ich weiß es nicht.«

»Sie haben sie nicht nackt gesehen?«, fragte Pescoli. »Und sie hat auch nicht über irgendwelche Operationen oder Verletzungen aus ihrer Kindheit gesprochen? Oder über ein Tattoo?«

»So weit ist es zwischen uns nicht gekommen.«

»Sie haben nicht mit ihr geschlafen?«, hakte Pescoli nach.

Er zögerte und blickte auf seine Hände, bevor er ihren Blick erwiderte. »Einmal. Bei ihr zu Hause. Aber mir ist nichts dergleichen aufgefallen, und sie hat mir auch nichts erzählt. Aber sie hat Ohrringe getragen. Drei in einem Ohr, in dem anderen waren es zwei.«

»Das ist doch etwas«, sagte Pescoli. »Nehmen wir mal an, sie ist es – warum begleiten Sie uns nicht zu ihr, wenn Sie sie kennen?«

»Meinen Sie, die Ärzte werden das erlauben?«, fragte er.

»Wir haben Freunde in den höheren Etagen«, erklärte Alvarez, doch er erhob sich bereits. Sie griff nach Jacke, Handtasche und Dienstwaffe.

»Ich fahre«, bestimmte Pescoli. Sie wollte sehen, wie er reagierte, wenn er der Verletzten gegenübertrat, und anschließend seine Geschichte überprüfen.

Sollte sich herausstellen, dass es sich um eine andere Frau als die Grundschullehrerin handelte, hätten sie nun einen zusätzlichen Vermisstenfall.

Vorausgesetzt, es stimmte, was O'Halleran ihnen erzählt hatte.

»Oh, Gott sei Dank, Dr. Lambert! Ich habe mir solche Sorgen gemacht!«, rief Rosie Alsgaard, die Finger einer Hand theatralisch über der Brust gespreizt, als sie Kacey auf dem Gang im Obergeschoss des an die Poliklinik angrenzenden Krankenhauses entdeckte. Die

Schwester aus der Notaufnahme, aus deren Kitteltasche die Ohrbügel ihres Stethoskops herausragten wie die zwei winzigen Gesichter einer doppelköpfigen Schlange, eilte über das glänzende Linoleum auf die Kollegin zu. »O Mann, hab ich mir Sorgen gemacht! Genau wie die anderen.«

»Warum denn? Wovon reden Sie eigentlich?«

»Von der Patientin, die gestern Abend bei uns eingeliefert wurde, noch bevor meine Schicht begann. Cleo hatte Nachtschicht, und sie war sich zuerst sicher, Sie wären es! Sie könnte Ihre Doppelgängerin sein.«

»Cleo?«

»Nein, die unbekannte Patientin. Cleo ist die Schwesternhilfe, die letzte Nacht in der Notaufnahme gearbeitet hat. Aber nicht nur Cleo hat Sie verwechselt, ich auch! Ich habe die Patientin gesehen und … mein Gott, ist das irre!« Rosie schnaufte, dann erklärte sie aufgeregt stammelnd: »Ihr Gesicht ist natürlich

geschwollen und voller blauer Flecken, die Nase gebrochen, aber ihre Haare … sie sieht genauso aus wie Sie. Ich war mir absolut sicher … und ich habe mir solche Sorgen gemacht, Sie wären gestürzt und –«

»Jetzt mal langsam, Rosie«, sagte Kacey mit fester Stimme. »Und bitte noch einmal von vorn.«

»Schon gut, schon gut!« Langsam kehrte Rosies Farbe zurück, und sie atmete tief durch. »Letzte Nacht ist eine Patientin von der Rettung hier bei uns in der Notaufnahme eingeliefert worden. Angeblich ist sie beim Joggen ausgeglitten und die Klamm bei den Wasserfällen hinuntergestürzt. Sie hatte keinen Ausweis bei sich, und sie befand – befindet – sich in äußerst schlechtem Zustand. Schädeltrauma, Beckenbruch, doppelt gebrochene Schienbeine, verstauchtes Handgelenk, zwei gebrochene Rippen, Milzruptur, Schnitte und Prellungen. Sie muss den Abhang hinuntergerollt und

gegen Felsbrocken und Wurzeln und Gott weiß was geprallt sein. Aber die Sache ist die: Sie sieht Ihnen unglaublich ähnlich. Hat dieselbe Statur, und wir wissen ja, dass Sie ebenfalls joggen, manchmal auch oben im Park … Wir haben so gehofft, dass Sie es nicht sind …«

»Sie hätten mich doch anrufen können.«

»Dazu war zu viel los. Die Polizei war auch hier. Außerdem hat es bei dem Schnee zwei Autounfälle mit gleich mehreren Fahrzeugen gegeben, wir hatten wirklich keine Zeit. Falls Sie heute nicht Ihre Runde gemacht hätten, hätten wir uns drüben in der Poliklinik nach Ihnen erkundigt.«

»Wo ist die unbekannte Patientin jetzt?«

»Auf der Intensivstation, aber wir werden sie nach Missoula oder Spokane schicken müssen, kommt ganz drauf an. Im Augenblick möchte sie niemand verlegen.«

»Ich werde nach ihr sehen, wenn ich meine Visite beendet habe.«

Rosie lächelte sie zaghaft an. »Ich bin einfach nur froh, dass bei Ihnen alles okay ist.«

Als Kacey ihre Runde drehte, fragte sie sich, ob bei ihr tatsächlich »alles okay« war. Zum zweiten Mal binnen einer Woche hatte sie gehört, dass jemand, der ihr ähnlich sah, entweder tot war oder um sein Leben kämpfte. Seltsam. Doch womöglich hatte Rosie nur eine allzu ausgeprägte Phantasie.

Eine Stunde später hatte sie alle ihre Patienten behandelt und machte sich auf den Weg in die Intensivstation.

Anita Bellows war die diensthabende Intensivschwester. Mit ihren vierzig Jahren war die kaum eins fünfzig große Frau so rank und schlank und genauso lebhaft wie eine Zwanzigjährige – ein Eindruck, den ihr kurzes braunes Haar, die großen Augen mit den dick getuschten Wimpern und ihr offenes Lächeln nur bestätigten. Auf dem College hatte sie zu den Turnerinnen gehört; jetzt lief sie Marathon

und trainierte das ganze Jahr über, um in Form zu bleiben. Sie hatte im letzten Jahr von Missoula ans St. Bart gewechselt, das dem in die Jahre gekommenen Pinewood Community Hospital heftige Konkurrenz machte.

Anita entdeckte Kacey, als diese die Tür zur Intensivstation aufdrückte, und war – genau wie zuvor Rosie Alsgaard – sichtlich erleichtert. Sie saß an dem großen runden Schreibtisch, mit Vorhängen abgeteilte Kabinen ordneten sich wie die Blütenblätter einer Sonnenblume darum. »Gott sei Dank«, flüsterte sie und bekreuzigte sich rasch. Das kleine goldene Kreuz, das an einer feinen Kette über ihrer schmalen Brust baumelte, geriet in Bewegung. »Ich dachte … ich meine, ich habe mir Sorgen gemacht, dass …« Sie seufzte und deutete mit dem Kinn auf eine Frau, die in einem der »Vorhangzimmer« lag. »Ich bin einfach nur froh, dass Sie es nicht sind.«

»Ist sie die Unbekannte?«

»Hm, hm. Ist gestern Nacht eingeliefert worden.«

Kacey näherte sich der Patientin.

Ihre Muskeln spannten sich unwillkürlich an, als sie auf das geschwollene Gesicht der Frau hinabblickte. Sie sah die große Ähnlichkeit trotz der Prellungen und der vermutlich gebrochenen Nase. Hohe Wangenknochen, tiefliegende Augen, die jetzt geschlossen waren, ein herzförmiges Gesicht mit ein paar Sommersprossen, genau wie ihr eigenes. Das Haar der Patientin war von einem tiefen Kastanienbraun und fiel ihr in unbändigen Wellen auf die Schultern, genau wie Kaceys, nur dass ein Teil ihres Kopfes rasiert war, um einen an einen Ventrikelkatheter zur Ableitung überschüssiger Gehirnflüssigkeit angekoppelten Druckaufnehmer zu befestigen. Der so gemessene Hirndruck konnte auf einem Monitor abgelesen werden.

Es sah nicht gut aus.

Herzmonitor, Infusionsbeutel und Urinkatheter waren gerade erst angebracht worden. Die Frau lag unter einer dünnen Decke, die Beine geschient, doch Kacey wusste bereits von Rosie und Anita, dass ihrer beider Größe und Gestalt in etwa übereinstimmten.

Sie berührte die Hand der Unbekannten. *Wer bist du?*

Ein unheimliches Gefühl beschlich sie. Ihre Nackenhaare sträubten sich. *Du bist eine unprofessionelle Närrin,* schalt sie sich. *Nur weil Rosie, die nicht gerade für ihre Zuverlässigkeit bekannt war, behauptet, sie sähe dir ähnlich, musst du noch lange nicht ausflippen.* Dennoch, als sie die komatöse Frau betrachtete, kam sie nicht umhin, sich vorzustellen, dass sie an ihrer Stelle dort läge – hilflos, ohne Bewusstsein, an der Schwelle zum Tode, während Krankenschwestern und Ärzte ihr Bestes taten, um ihr Leben zu retten.

»Sehen Sie, was ich meine?«, fragte Anita.

Kacey zuckte die Achseln. »Nun, womöglich besteht eine leichte Ähnlichkeit …«

»Sie könnte Ihre Doppelgängerin sein.« Die Augen auf die Patientin gerichtet, zog Anita die Decke glatt. »Sie steht ganz schön auf der Kippe. Immer wenn wir meinen, sie stabilisiert zu haben, bricht sie uns wieder weg.« Die Intensivschwester kaute nachdenklich auf ihrer Unterlippe. »Einige Symptome passen nicht zu ihren Verletzungen; Dr. Henner ist noch dabei herauszufinden, wie es innendrin aussieht. Röntgenaufnahmen, Kernspins, Computertomographie …« Sie blickte auf den Laptop, der an die Monitore angehängt war. »Da sie im Koma liegt, können wir sie nicht fragen, was passiert ist; und bislang hat sich auch noch niemand gemeldet, der sie kennt. Sie kann uns keine Auskunft über ihre Schmerzen geben oder darüber, ob sie irgendwelche Medikamente nahm oder womöglich einen Anfall hatte … so viele unbeantwortete Fragen, aber wir

erwarten die Laborergebnisse heute Morgen. Dann werden wir etwas schlauer sein. Gestern Nacht waren zwei Detectives hier, die im Laufe des Vormittags noch einmal vorbeikommen wollen.«

»Detectives?«

»Ja, zwei Frauen, die den Unfall untersuchen.« Anita schaute auf die Uhr an der Wand, dann fügte sie mit gerunzelter Stirn hinzu: »Sie müssten bald aufkreuzen; ich hake also besser mal im Labor nach. Vielleicht wissen die mehr. Die Frau ist mit aufwendiger Joggingkleidung und Schmuck hier eingeliefert worden – sie wird also kaum bettelarm sein. Ich bin überzeugt davon, dass sie früher oder später als vermisst gemeldet wird.«

Auch Kacey warf einen Blick auf die Uhr. »Ich muss los. Bitte richten Sie allen, die noch immer denken, *ich* würde in diesem Bett liegen, aus, dass ich gesund und munter bin und definitiv *nicht* die unbekannte Frau.«

»Das werde ich«, versprach Anita und wollte gerade an ihren Schreibtisch zurückkehren, als der Summer an der Tür zur Intensivstation einen Besucher ankündigte.

Anita drückte auf den automatischen Öffner, und hereinmarschiert kam – unrasiert, die Haare zerrauft, Arbeitskleidung unter seiner dicken Jacke – Trace O'Halleran, das Gesicht zu einer grimmigen Maske verzogen. Er wirkte nicht gerade glücklich, hier zu sein. Zwei Frauen folgten ihm dicht auf den Fersen. Die größere der beiden hatte rotes Haar, war Mitte bis Ende dreißig und stellte sich als Detective Pescoli vor. Ihre Partnerin, eine Latina, hieß Alvarez. Beide verströmten die nüchterne Ausstrahlung von Polizeibeamtinnen im Dienst.

Anita zeigte sich unbeeindruckt. »Auf der Intensivstation ist immer nur ein Besucher erlaubt«, erklärte sie. »Was macht er hier?« Sie deutete auf den Rancher.

O’Halleran begegnete Kaceys Blick, und sie bemerkte, dass er sie wiedererkannte. Was hatte sein Sohn noch gesagt? Sie sehe aus wie seine Freundin? Plötzlich war ihr beklommen zumute.

»Trace O’Halleran«, stellte Pescoli ihn vor. »Er meint, er könne die Frau identifizieren, die letzte Nacht eingeliefert wurde.«

Anita blieb unerbittlich. »Immer nur einer.« Sie hob die Hand, als wolle sie den beiden Polizistinnen körperlich Einhalt gebieten. »Wir haben mehrere Patienten hier, die nicht gestört werden dürfen.« Wie um ihre Autorität zu unterstreichen, fügte sie mit einem Blick auf Kacey hinzu: »Das ist Dr. Lambert. Sie wird Mr. O’Halleran zum Bett der Patientin führen, während Sie beide hier neben der Tür warten.«

Die Beamtinnen sahen sich an, als wollten sie widersprechen, doch sie hielten sich zurück. Kacey brachte ein Lächeln zustande, selbst wenn ihr nicht danach zumute war. Ihr war

plötzlich innerlich eiskalt. O'Halleran und die Unbekannte? »Dort drüben«, sagte sie und ging voran. Vor einem der Vorhänge blieb sie stehen und zog ihn zurück, damit er einen Blick auf die Patientin werfen konnte.

Beim Anblick der im Koma liegenden Frau zuckte er sichtlich zusammen. Er presste die Kiefer aufeinander, schloss für den Bruchteil einer Sekunde die Augen, dann öffnete er sie wieder und sah sie lange an.

»Mein Gott«, flüsterte er und wandte sich vom Bett ab. »Es ist Jocelyn«, sagte er, lauter jetzt, zu Kacey. »Jocelyn Wallis. Die Lehrerin, die Eli erwähnt hat.« Er fügte keine Erklärung für die Detectives hinzu, so dass Kacey davon ausging, dass sie diesen Teil bereits erörtert hatten. Noch einmal blickte er auf die reglose Gestalt in dem Krankenhausbett. Seine Mundwinkel zuckten. »Wie in aller Welt konnte sie da runterstürzen?«

»Genau das möchten wir rausfinden«, sagte Pescoli. »Deshalb müssen wir Sie bitten, uns alles über sie zu erzählen, was Sie wissen.« Die kleinere der beiden Detectives machte einen Schritt in Richtung der soeben identifizierten Patientin, aber Anita verstellte ihr den Weg.

»Nein. Führen Sie diese Befragung bitte draußen durch.« Sie war die Kleinste im Raum, doch sie hatte eindeutig das Kommando. »Ich meine es ernst. Raus mit allen. Obwohl …« Ihr Blick schweifte zu O'Halleran. »Ich brauche ebenfalls ein paar Informationen. Medizinischer Art. Und über die Familie.«

»Ich … so gut kannte ich sie nicht.« Er rieb sich mit der Hand den Nacken, und Kacey fragte sich, wie viel er wohl für sich behalten mochte. Wie innig war seine Beziehung zu Jocelyn Wallis wirklich gewesen? »Ich glaube, sie hat eine Schwester irgendwo in Kalifornien.«

»Kalifornien ist ein ziemlich großes Bundesland«, stellte Alvarez fest.

»Mehr weiß ich nicht. Kalifornien. Ich habe Ihnen doch bereits gesagt, dass ich sie nicht sonderlich gut kenne – kannte.« Er überlegte. »Ihr Mädchenname war Black, und sie hat einmal erzählt, dass ihre Eltern aus Idaho stammen. Aus der Gegend um Pocatello?« Es klang wie eine Frage. »Außerdem hat sie ein paarmal ihren Vater erwähnt … Wie war noch gleich sein Name? Cedric? Nein … *Cecil*.« Er schnippte mit den Fingern. »Ja, das war's. Cecil Black. An den Namen der Mutter erinnere ich mich nicht. Die Schule wird sicher genauere Informationen haben. Sie könnten bei der Rektorin nachfragen, sie heißt Barbara Killingsworth.«

Anita nickte und scheuchte alle hinaus. O'Halleran warf einen Blick zurück zu Kacey, gerade als einer der Monitore ein Alarmsignal aussandte.

Die Intensivschwester wirbelte herum. »Verdammt! Sie bricht uns weg! Raus mit Ihnen, schnell!« Sie drückte bereits auf den Alarmknopf auf ihrem Schreibtisch, um die Belegschaft zusammenzutrommeln. Kacey eilte ans Bett von Jocelyn Wallis und machte sich bereit für eine Herz-Lungen-Reanimation, wobei sie inständig hoffte, dass der zuständige Arzt und der Notfallwagen so bald als möglich eintreffen würden.

Sie begann mit der Herzdruckmassage … zweimal atmen, dann pressen. *Komm schon, Jocelyn! Bleib bei mir,* dachte sie, während sie laut zählte.

»Eins, zwei, drei, vier, fünf –«

Für eine Sekunde öffnete die Frau die Augen, und Kacey wäre fast die Luft weggeblieben, weil sie ihren eigenen so ähnlich sahen.

»Doktor!«, rief Anita mit schriller Stimme, und ihr wurde bewusst, dass sie aufgehört hatte zu zählen.

»Fünfzehn, sechzehn, siebzehn«, ergänzte Anita, und Kacey machte weiter. In dem Moment flogen die Türen zur Intensivstation auf, drei Schwestern und zwei Ärzte kamen hereingestürmt und rollten den Notfallwagen ans Bett.

»Ich übernehme!«, ertönte eine volle Stimme, und Kacey blickte auf und sah, wie Dr. Wes Lewis – ein umgänglicher, hochgewachsener Afroamerikaner – eilig zu ihr trat, wartete, bis sie bis dreißig gezählt und ihre Hände weggezogen hatte. Mit derselben Leichtigkeit, mit der er im College als Quarterback Erfolge erzielt hatte, begann er, dem Team Anweisungen zu erteilen. Er arbeitete höchst effizient, aber Kacey spürte, dass es zu spät war: Die Patientin entglitt ihnen. Ob

bewusst oder unbewusst – irgendwann kam der Punkt, an dem der Körper nicht mehr konnte.

»Dann ruft einen der heilige Petrus zu sich«, hatte ihre Großmutter Ada ihr ins Ohr geflüstert, als sie bitterlich weinend ihr altes Lieblingspferd im Stroh seiner Box hatte liegen und seinen letzten Atemzug tun sehen.

Ihr Großvater hatte seine Frau angeschaut, als wollte er widersprechen, doch sie hatte ihm einen strengen Blick zugeworfen.

»Der heilige Petrus braucht Pferde?«, hatte die neunjährige Kacey erstaunt gefragt. Ihr Hals war wie zugeschnürt gewesen vom vielen Weinen, so dass sie die Worte kaum herausgebracht hatte.

»Natürlich«, hatte Grannie erwidert und sie so fest in den Arm genommen, dass alle Gerüche in der Scheune – der ätzende Gestank von Urin, das staubige Heu, die warmen, strengen Ausdünstungen der Pferde – gänzlich in den Hintergrund getreten waren. Alles, was Kacey

riechen konnte, war der liebliche Duft der Wildrosen im Lieblingsparfüm ihrer Großmutter. »Natürlich braucht er Pferde.«

Und jetzt, so dachte Kacey, während das Team darum kämpfte, die Patientin am Leben zu erhalten und den Defibrillator bereit machte, rief der heilige Petrus Jocelyn Wallis zu sich.

Kapitel 9

Der Ausdruck auf Dr. Lamberts Gesicht sagte alles, dachte Trace. Er stand mit den beiden Polizistinnen am Ende eines kurzen Gangs im Wartebereich, wo sie einen schwachen, kostenlosen Kaffee aus Pappbechern tranken, während sich Alvarez und Pescoli immer wieder ein Stück weit entfernten, um zu telefonieren, auf die Uhr zu blicken und sich leise miteinander zu unterhalten.

Mit schmalen Lippen kam die Ärztin auf sie zu. Sie blickte sie ernst an. Vor einer knappen halben Stunde hatten sie die Intensivstation verlassen müssen, und offensichtlich hatten sich die Dinge nicht gerade zum Guten entwickelt.

»Jocelyn Wallis hat es nicht geschafft«, teilte Dr. Lambert den beiden Beamtinnen mit, die ihn zuvor noch einmal nach seiner Beziehung zu der Lehrerin gefragt hatten. Er hatte ihnen von ihrem letzten Treffen erzählt und davon, dass Jocelyn einmal darauf bestanden hatte, dass er die Nacht bei ihr verbrachte.

Zu ihr nach Hause zu gehen war ein Fehler gewesen.

Ein Fehler, den er kein zweites Mal gemacht hatte.

Er hatte sich von ihrem guten Aussehen, ihrem Lächeln dazu verleiten lassen, und nicht zuletzt – das musste er zugeben – von seinem schon lange nicht mehr erfüllten sexuellen Bedürfnis. Aber eben nur einmal – sollte das von Bedeutung sein?

Sein Verhalten war nicht gerade ritterlich gewesen, und er hatte den unausgesprochenen Vorwurf in Alvarez' Augen gesehen, als sie sich Notizen machte.

Als Dr. Lambert fortfuhr, strich er sich mit seiner großen Hand durch die Haare.

»Sie war einfach zu geschwächt, hatte zu viele innere Verletzungen, außerdem ein Schädeltrauma. Dr. Lewis, der behandelnde Arzt, wird in ein paar Minuten hier sein. Er kann Ihnen Ihre Fragen beantworten.« Sie sah Trace an, dann ging sie mit schnellen Schritten in Richtung der Aufzüge.

»Sie halten sich bitte zur Verfügung«, richtete Pescoli das Wort an Trace, als spürte sie, dass er aufbrechen wollte. »Wir haben noch ein paar Fragen.«

»Über Jocelyn?«, hakte er nach, doch er merkte, dass etwas anderes dahintersteckte. Pescoli nickte, während ihn Alvarez mit unverhohlenem Misstrauen musterte. Trace begriff. »Sie meinen, es war kein Unfall?«, fragte er. Zorn stieg in ihm hoch. »Und Sie denken, dass ich etwas damit zu tun habe.«

Pescoli schüttelte den Kopf. »Das haben wir nicht gesagt.«

»Aber Sie haben es angedeutet.«

»Wir ermitteln lediglich in jeder denkbaren Richtung. Soweit wir bislang wissen, ist sie ausgerutscht und über die Brüstung gestürzt. Das ist das wahrscheinlichste Szenario. Wir bemühen uns jedoch, gründlich zu sein.« Sie schenkte ihm ein Lächeln, das offenbar sagen sollte: »Machen Sie sich keine Sorgen, das ist lediglich eine Formalität«, doch sein Instinkt sagte ihm, dass ihre Freundlichkeit täuschte. Diese Frauen waren von der Mordkommission.

»Ich muss mich um die Ranch kümmern und meine Nachbarn ablösen, die nach meinem kranken Sohn sehen. Ich habe Ihnen alles gesagt, was ich über Jocelyn Wallis weiß, aber wenn Sie weitere Fragen haben, können Sie mich anrufen, auf dem Handy oder zu Hause.«

Er dachte, sie würden versuchen, ihn aufzuhalten, aber soeben kam ein großer

Afroamerikaner in einem Arztkittel aus der Intensivstation, der die Aufmerksamkeit der Beamtinnen auf sich zog.

Gut.

Trace ging hinüber zu den Fahrstühlen und verspürte einen Anflug von Enttäuschung darüber, dass Dr. Lambert – Kacey – schon verschwunden war. Nicht dass das etwas zu bedeuten hätte, redete er sich ein, während er in eine der freien Kabinen stieg, in der ein Pfleger mit einer Frau im Rollstuhl stand, die ein Gipsbein hatte.

Die Türen schlossen sich mit einem Zischen. Der Gedanke, dass Jocelyn tot war, war merkwürdig. Er hatte sie das letzte Mal vor knapp drei Monaten gesehen, als sie ihn zu sich eingeladen hatte, um ihn zu einem neuen Anlauf zu überreden. Daran war er zwar nicht interessiert gewesen, aber er hatte ihre Streitigkeiten beilegen wollen. Der Abend hatte damit geendet, dass sie ihn gebeten hatte, die

Nacht bei ihr zu verbringen. Als er mit der Begründung abgelehnt hatte, er glaube nicht, dass eine Beziehung eine gute Idee sei, in erster Linie wegen Eli, war sie fuchsteufelswild geworden. Hatte gekocht vor Zorn.

Mit einem Ruck kam der Aufzug zum Stehen, die Türen öffneten sich, und er befand sich in der Haupteingangshalle. Trace wartete, bis der Pfleger die Frau im Rollstuhl hinausgeschoben hatte, dann trat er aus der Kabine und ging zum Ausgang.

Draußen schneite es – wieder oder immer noch –, der Wind war bitterkalt und schneidend und brachte einen Vorgeschmack auf den Dezember mit sich. Den Kragen seiner Fleecejacke gegen die Kälte hochgeklappt, rannte er eilig zu seinem Pick-up. Er riss gerade die Tür auf, als er aus dem Augenwinkel einen grauen Mantel erblickte.

»Mr. O’Halleran?«

Er erkannte ihre Stimme, noch bevor er sich umgedreht hatte, und sah, wie sie um die mit einer Eisschicht überzogenen Pfützen herum auf ihn zueilte, die Arme wärmend um die Taille geschlungen. Schneeflocken fingen sich in den Strähnen ihres kastanienbraunen Haars, die sich unter ihrer Kapuze hervorgestohlen hatten.

»Trace«, sagte er.

Ihr Gesicht war bereits gerötet vor Kälte. »Ich wollte nur fragen, wie es Eli geht.«

»Besser, nehme ich an«, sagte er und lehnte sich gegen die offene Wagentür. »Ich habe ihn gestern Abend mit Filmen und Limonade verwöhnt.«

Sie brachte ein Lächeln zustande. »Genau das hatte ich verordnet.« Von einem Fuß auf den anderen tretend, deutete sie mit dem Kinn in Richtung Krankenhaus und sagte dann: »Es … es tut mir leid wegen Jocelyn.« Sie schien es aufrichtig zu meinen, denn ihre grünen

Augen verdüsterten sich, als sie hinzufügte: »Eine schlimme Sache.«

Er spürte, wie sich seine Nackenmuskeln anspannten, und nickte. »Für Eli wird das schwer sein.«

»Werden Sie die Schwester anrufen, von der Sie sprachen?«

»Ich überlasse es den Beamtinnen, sie ausfindig zu machen. Jocelyn und ich waren nicht mal richtig befreundet. Ich bin da nur hineingeraten, weil mich jemand von der Schule angerufen hat, um sich nach ihr zu erkundigen. Da bin ich neugierig geworden. Ich wusste, wo sie ihren Ersatzschlüssel aufbewahrte, also bin ich zu ihr nach Hause gefahren. Ihr Wagen stand da, wo er immer steht. Ihre Handtasche lag in der Wohnung. Als ich von der unbekannten Joggerin erfuhr, die im Park auf dem Boxer Bluff verunglückt war, habe ich mich an die Polizei gewandt.« Er warf ebenfalls einen Blick zurück auf das

Krankenhaus, dessen drei Stockwerke in den grauen, schneeverhangenen Himmel ragten.

»Dann hat man Sie also gebeten, sie zu identifizieren.«

»Ja.«

»Die beiden Beamtinnen sind von der Mordkommission.«

»Ich weiß. Und ich verstehe es nicht«, gab er zu. »Als wir hier ankamen, hat sie doch noch gelebt! Ich war der felsenfesten Überzeugung, dass es sich um einen Unfall handelte.«

»Ich auch.« Kaceys Augenbrauen zogen sich kurz zusammen, dann zwang sie sich erneut zu einem Lächeln. »Nun, grüßen Sie bitte Eli von mir.«

»Das werde ich tun.«

Sie drehte sich um und eilte in ihren schwarzen Stiefeln über den Parkplatz zu einem silbernen Ford Edge. Nachdem sie die Tür geöffnet hatte, drehte sie sich noch einmal um, dann stieg sie ein. Kaum eine Minute später

setzte sie zurück, riss das Lenkrad herum und schoss vom Parkplatz, ihre Rücklichter verschmolzen mit dem dahinfließenden Verkehr.

Trace hatte nicht einmal bemerkt, dass er wie angewurzelt stehen geblieben war und ihr hinterhergeblickt hatte, bis die beiden roten Lichtpunkte nicht mehr zu sehen waren. Endlich stieg auch er ein und ließ den Motor seines Chevys an.

Seltsam, wie attraktiv er Elis Ärztin fand.

Bei dem Gedanken runzelte er die Stirn. Dr. Acacia Lambert war für ihn tabu. Außerdem hatte sie etwas an sich, das ihn an Leanna, Elis Mutter, erinnerte, und das genügte, um überzeugter Single zu bleiben. Zum Glück war er nur kurz mit ihr verheiratet gewesen, und durch sie hatte er einen Sohn bekommen, auch wenn er nicht der biologische Vater des Jungen war.

Doch das zählte nicht.

Er würgte den Rückwärtsgang rein, stellte die Scheibenwischer an und beobachtete, wie sie die zentimeterdicke Schneeschicht von der Windschutzscheibe fegten. Dann setzte er den Chevy aus der Parklücke, warf einen letzten Blick zurück auf das St. Bart Hospital und dachte an Jocelyn Wallis, die Lehrerin seines Sohnes, die Frau, mit der er geschlafen hatte. Jetzt war sie tot. Er schob den Unterkiefer zur Seite. Das war nicht fair. War sie wirklich ausgerutscht und in die Klamm gestürzt? Handelte es sich tatsächlich um einen Unfall oder, so fragte er sich, hatte jemand nachgeholfen und sie über die niedrige Brüstung gestoßen in der Hoffnung, sie würde unten im Fluss enden?

Aus welchem anderen Grund würde die *Mordkommission* ermitteln?

War sie ein zufälliges Opfer, oder war sie ein bewusst ausgewähltes Ziel?

Es schneite jetzt heftig; die Schneedecke auf der Straße und auf den umstehenden Bäumen

und Sträuchern wurde immer dicker. Anstatt direkt zurück zur Ranch zu fahren, wie er ursprünglich vorgehabt hatte, bog er in die Straße ein, die sich den Hügel hinauf zum Park wand. Die Straße war steil; der alte Motor heulte auf, die Reifen drehten durch. Oben angekommen, stellte er den Wagen auf dem kleinen Wandererparkplatz kurz vor dem Parkeingang ab und ging den Gipfelweg, der zu Jocelyns Joggingstrecken gehört hatte, entlang bis zu der Stelle, von der aus man ihre Leiche entdeckt hatte.

Die Hände tief in den Jackentaschen vergraben, starrte er auf die niedrige, zerbröckelnde, mit Schnee und Eis bedeckte Mauer. Tief unter ihm brodelte der Fluss, dessen zorniges Tosen in seinen Ohren widerhallte. Trace betrachtete die Schneedecke auf dem Felsvorsprung, zerfurcht von Reifenspuren und voller Fußabdrücke, auf die sich nun neue Flocken senkten.

»Was ist nur passiert?«, flüsterte er und verspürte einen Anflug von Schuld. Was, wenn er da gewesen wäre und ihren Anruf entgegengenommen hätte? Was, wenn er sich mit ihr getroffen hätte? Hätte er irgendetwas, ganz gleich wie unbedeutend, tun können, um den Verlauf der Geschichte zu ändern? Hätte ein anderes Timing sie retten können?

»Es tut mir leid«, sagte er laut, wenngleich er sich nicht einmal sicher war, warum. Ihr Tod war eine solche Verschwendung.

Er riss den Blick vom Fluss los und richtete ihn auf den Park, in dem Fichten, Kiefern und Hemlocktannen mit vereisten Nadeln standen und Espen ihre nackten Zweige in den Himmel reckten. Zwei Frauengrüppchen mit Mützen und Handschuhen gingen schnellen Schrittes vorbei, ein Mann joggte, ein junges Paar, das Baby in einem Tragetuch vor den Bauch des Mannes gebunden, schlenderte vorüber.

Alles wirkte so friedlich.

Ein Winterwunderland.

Abgesehen von dem aufgewühlten Schnee auf der Brüstung und dem schmalen Felsplateau tief unten am Wasserfall, wo sich Jocelyn Wallis ihre tödlichen Verletzungen zugezogen hatte.

Ohne Antworten gefunden zu haben, was der Frau, die er kaum kannte, zugestoßen sein mochte, kehrte er zu seinem Fahrzeug zurück und lenkte den Pick-up den steilen Hügel hinunter auf die Straße, die sich aus der Stadt hinaus in das umliegende Ackerland schlängelte. Er musste nach seinem Jungen sehen und Ed und Tilly ablösen, die ihre eigene Ranch zu versorgen hatten.

Den ganzen Heimweg über dachte er an Jocelyn und Leanna und auch an Acacia Lambert, die Ärztin, die ihn an die beiden Frauen erinnerte, welche Teil seines Lebens gewesen waren, doch die meisten Gedanken machte er

sich darüber, wie er seinem Sohn beibringen sollte, dass seine Lehrerin, Miss Wallis, tot war.

»Ich kann Ihnen nicht viel mehr über Jocelyn sagen, als dass sie eine ausgezeichnete Lehrkraft war«, teilte Barbara Killingsworth den beiden Cops mit. Sie saß ihnen an ihrem breiten Schreibtisch in einem Büro gegenüber, das mit gerahmten, mit Passepartouts versehenen Kunstwerken geschmückt war, angefertigt von den Schülern der Evergreen Elementary. Grobe Buntstiftzeichnungen hingen neben feiner gearbeiteten Radierungen und Aquarellen.

Pescoli und Alvarez saßen auf den beiden Besucherstühlen, während die Rektorin, eine magere Frau mit leicht verkniffenen Gesichtszügen und blasser Haut, ihre Hände vor sich auf dem Schreibtisch faltete. Sie saß so gerade, als hätte sie eine Eisenstange verschluckt; ihre Bluse war frisch gebügelt, ihr brauner Pullover

frei von Flecken oder Fusseln. Die mit Strähnchen aufgehellte Frisur saß tadellos.

Die Bezeichnungen *wie aus dem Ei gepellt, Perfektionistin* und *Zwangsneurotikerin* schossen Pescoli durch den Kopf.

An der Wand hinter der Schulleiterin stand ein Bücherregal voller dicker Wälzer über Kinderpsychologie, Erziehung und Schulverwaltung. Ihre Schreibtischplatte war penibelst aufgeräumt, lediglich eine langhalsige Vase mit einem Ilexzweig sowie ein gerahmtes Foto von ihr und ihrem Sohn in einem tropischen Paradies standen darauf, in der Mitte lag ein dicker Aktenordner mit der Aufschrift WALLIS, JOCELYN.

»Ich weiß, dass sie zweimal verheiratet war, keine Kinder hatte und dass ihre Eltern in Twin Falls im Bundesstaat Idaho leben. Sie hat, glaube ich, eine Schwester in San Francisco, bei der sie letzten Sommer zu Besuch war.« Barbara Killingsworths sorgfältig gezupfte

Augenbrauen zogen sich zusammen, eine kleine Längsfalte bildete sich auf ihrer Stirn.

»Wenn ich mich richtig erinnere, heißt die Schwester … Jacqueline. Der Name ist mir im Gedächtnis geblieben, weil er so ähnlich klingt wie Jocelyn. Aber … ich meine, sie hätte gesagt, sie sei ihre Stiefschwester und etwa zehn Jahre älter. Ihr Vater war früher wohl schon einmal verheiratet gewesen, aber da bin ich mir nicht sicher.« Ihre Augen verdunkelten sich, und ihre Hände zitterten leicht, als sie mit den lackierten Fingernägeln ihre Lippen berührte. »Es ist ein schwerer Tag für uns alle an der Evergreen.«

»Unser Beileid«, sagte Alvarez.

Killingsworth nickte und konzentrierte sich mehr auf Alvarez. »Sie sagten, Sie beide seien von der Polizei. Glauben Sie, es steckt mehr hinter ihrem Tod als ein Unfall?«

»Wir ziehen lediglich sämtliche Möglichkeiten in Betracht«, gab Pescoli ihre

Standardantwort, aber die Rektorin sah nicht so aus, als seien ihre Befürchtungen damit zerstreut. Sie organisierte einen Gesprächstermin mit Mia Calloway, der Schulsekretärin und Freundin von Miss Wallis, außerdem mit zwei Lehrkräften, mit denen diese eng zusammengearbeitet hatte; sie erbot sich sogar, währenddessen in den entsprechenden Klassen einzuspringen.

Sie erfuhren nicht viel Neues über das Opfer, das meiste hatte ihnen die Rektorin bereits mitgeteilt. Mia Calloway ergänzte lediglich, dass sie mit ihren beiden Ex-Männern nicht mehr in Kontakt stehe und sich – abgesehen von ein paar Online-Dates – seit ihrem Umzug nach Grizzly Falls einzig und allein mit Trace O'Halleran getroffen habe.

Als sie die Evergreen Elementary endlich verließen, hatte gerade die Pausenglocke geläutet, und die Kinder marschierten in langen Reihen zum überdachten Spielbereich.

Die beiden Cops gingen zum Parkplatz und stiegen in Pescolis Jeep. Alvarez, die gerade vorschlagen wollte, bei einem Coffeeshop vorbeizufahren, wurde vom Klingeln ihres Handys unterbrochen. Sie meldete sich und schnallte sich gleichzeitig an, während Pescoli schon um die Fahrzeuge des Lehrpersonals herumkurvte und auf die Straße in Richtung Stadt einbog.

Nach etwa einer halben Meile kamen sie an einem dieser Coffee-Drive-ins vorbei, die an jeder Ecke aus dem Boden zu sprießen schienen. Alvarez bedeutete ihrer Partnerin anzuhalten und beendete ihre Diskussion mit dem Verwalter ihres Apartmenthauses über eine Reihe von Außenlampen, die nicht funktionierten. Pescoli bog in die Drive-in-Spur und ließ ihr Fenster einen Spaltbreit hinunter. Sie wartete, bis die Barista die Bestellung eines anderen Fahrers auf der gegenüberliegenden Seite abgewickelt hatte, und betrachtete unterdessen

das silberne Lametta und die aufgesprühten Schneeflocken, mit denen die Fenster geschmückt waren. Ein großes rotes Schild mit einem zwinkernden Weihnachtsmann warb für Kaffeegutscheine.

Das Fenster wurde aufgeschoben, und die Barista, ein etwa achtzehnjähriges Mädchen mit geflochtenen Zöpfen und einem Pilgerhut, rief: »Was kann ich für Sie tun? Wir haben Kürbis-Latte für einen Dollar weniger im Angebot, aber nur diese Woche.« Sie lächelte breit.

»Einen Kaffee, schwarz, bitte«, sagte Pescoli.

»Einen Latte macchiato mit fettarmer Milch, keinen Schaum«, bestellte Alvarez und legte den Kopf schräg, damit sie die Barista ansehen konnte. »Ohne alles.«

»Aber die Kürbis-Latte ist im Angebot.«

»Ohne alles«, wiederholte Alvarez und suchte in ihrer Brieftasche nach einem Fünf-Dollar-Schein.

Das Mädchen machte ein enttäuschtes Gesicht, als bekäme es Punkte für einen Brownie-Gutschein, wenn es das Angebot der Woche verkaufte. Die Espressomaschine begann, schrill zu pfeifen. Pescoli fuhr ihr Fenster hoch.

Dann kramte sie im Handschuhfach und suchte genügend Kleingeld zusammen, um ihren Kaffee bezahlen zu können. »So, und nun erzähl mir mal, warum du so versessen darauf bist, zu beweisen, dass Jocelyn Wallis ermordet wurde«, sagte sie, an ihre Partnerin gewandt, bevor diese erneut zu ihrem Handy greifen konnte.

Alvarez rückte den kleinen Ring in ihrem linken Ohr zurecht. »Ich weiß nicht. Irgendwas stimmt nicht.«

»Vielleicht hast du recht.«

»Auf alle Fälle lohnt es sich, mal nachzuforschen.«

Ein roter Dodge Dart, Baujahr etwa Mitte der Siebziger, rollte hinter ihren Jeep, gerade als ans Fahrerfenster geklopft wurde. Die Pilger-Barista hielt ihnen zwei Pappbecher mit Plastikdeckeln hin.

Pescoli ließ das Fenster herunter, nahm ihr die beiden Becher ab, drückte sie ihrer Partnerin in die Hand und schnappte sich deren Fünfer, mit dem sie die beiden Kaffees plus Trinkgeld bezahlte. Dann nahm sie ihren Becher entgegen.

»Wow, ist der heiß«, sagte Alvarez, nachdem sie einen vorsichtigen Schluck genommen hatte.

»Genau das, was man braucht an einem so kalten Tag wie heute.«

Alvarez ließ sich tiefer in ihren Sitz zurücksinken und umfasste mit beiden Händen ihren Latte macchiato. »Was ich brauche, sind Antworten. Jede Menge Antworten.«

»Die wichtigsten Fragen des Lebens betreffend?«

Einer ihrer Mundwinkel zuckte in die Höhe. »Ich wäre schon zufrieden, wenn ich eine Antwort bekäme auf die Frage, warum Jocelyn Wallis, eine junge Frau und erfahrene Joggerin, die sämtlichen Aussagen zufolge bei ausgezeichneter körperlicher und geistiger Gesundheit ist, auf einem Felsplateau über dem Fluss endet.« Sie kniff die Augen zusammen, als Pescoli wegen einer roten Ampel auf die Bremse trat. »Sieht ganz danach aus, als hätte jemand nachgeholfen.«

»Vielleicht.«

Alvarez nickte, nahm den Deckel von ihrem Becher und pustete.

»Vielleicht auch nicht.«

Die Latina nahm einen großen Schluck. »Ich denke, das sollten wir herausfinden. Vielleicht stoßen wir ja bei ihr zu Hause auf eine Antwort.«

»Schön wär’s«, entgegnete Pescoli, doch sie schlug bereits die Richtung zu Jocelyn Wallis’ Apartmentkomplex ein.

Sie fanden den Schlüssel dort, wo O’Halleran es ihnen beschrieben hatte, schlossen die Tür auf und traten in die kleine Wohnung, die die Grundschullehrerin ihr Zuhause genannt hatte.

Pescoli konnte nichts Auffälliges im Apartment der toten Frau entdecken; alles schien an Ort und Stelle zu sein. Jocelyn Wallis hatte keinen Festnetzanschluss, aber Alvarez fand ihr Handy auf einem Tisch beim Fernsehsessel; ihre Haus- und Autoschlüssel lagen in einer Schale auf einem Tischchen in der Diele neben der Haustür. Sie entdeckten ihre Brieftasche auf dem Küchentresen und ihre Schultasche auf der Sitzfläche eines der beiden dazugehörigen Barhocker; ihr Laptop stand auf einem kleinen Schreibtisch und war an die Steckdose angeschlossen. Im Schlafzimmer verrieten rezeptfreie Grippemedikamente auf dem

Nachttisch und Taschentücher im Papierkorb neben dem Bett, dass sie sich nicht wohl gefühlt hatte; trotzdem war sie joggen gegangen. Das war etwas merkwürdig, doch andererseits setzten Jogging- und Sportfanatiker ihr Training nicht selten auch mit Erkältungssymptomen fort.

Jocelyns zehn Jahre alter Jetta stand auf seinem Parkplatz in dem langen Carport, in dem die Bewohner dieses Gebäudes – eins von vieren in dem Apartmentkomplex – ihre Fahrzeuge unterstellten. Was fehlte, war ein Haustier – eine Katze, den Futterdosen in der Vorratskammer nach zu urteilen. Auf dem Fußboden standen eine kleine Wasser- und eine Futterschüssel; im Badezimmer entdeckten sie ein Katzenklo neben der Toilette. Es war nahezu unbenutzt, also kein Hinweis auf den Stubentiger.

»Wo steckt die Katze?«, fragte Pescoli.

»Ist offensichtlich verschwunden«, erwiderte Alvarez und sah sich weiter suchend um. »Nichts deutet auf einen Einbruch oder einen Kampf hin. Es sieht ganz so aus, als hätte Jocelyn einfach beschlossen, ein wenig Sport zu treiben. Wenn sie jemand überfallen hat, dann ganz bestimmt nicht hier. Vielleicht unterwegs auf ihrer Joggingroute.«

Pescoli folgte Alvarez' Blick. Alles in der Wohnung deutete darauf hin, dass die Lehrerin wirklich nur eine Runde hatte drehen wollen; trotzdem schien sich ihre Partnerin nicht mit der Erklärung zufriedengeben zu wollen, dass es lediglich ein verhängnisvoller Fehltritt gewesen war. »Ich habe so ein dummes Bauchgefühl«, sagte sie, als sie im Wohnzimmer standen, in dem es fast penetrant nach einem strombetriebenen Lufterfrischer roch.

»Seit wann gibst du etwas auf Bauchgefühle?«, erkundigte sich Pescoli. In all den Jahren, die sie nun Partnerinnen waren, hatte

Pescoli Alvarez als nüchterne, zielstrebige Polizistin kennengelernt, die sich an nichts anderes als an die kalten, harten Fakten hielt.

»Seit Jocelyn Wallis' Tod einfach keinen Sinn für mich ergibt«, erklärte ihre Partnerin und fing an, Laptop, Handy und die Rechnungen, die auf dem Schreibtisch lagen, zusammenzusuchen. »Wir sollten uns ein bisschen Zeit nehmen, das hier zu überprüfen. Findest du nicht, es wäre interessant herauszufinden, wer von ihrem Tod profitiert?«

»In der Tat, das wäre äußerst interessant.«

»Na schön«, sagte Alvarez. »Dann mal los.«

Kapitel 10

Für gewöhnlich war Thanksgiving ein Alptraum für Pescoli. In diesem Jahr würden die Kinder den Tag bei Luke und seiner Barbiepuppe von Ehefrau, Michelle, verbringen. Noch keine dreißig, trug sie ihre langen blonden Locken offen, und sie bevorzugte Klamotten, die ihre Sanduhrfigur betonten. Michelle war mädchenhafter als erlaubt, und ihre gespielte Naivität übertraf alles. Dennoch wusste Pescoli, dass sich hinter den vor Lipgloss gleißenden Lippen, der dicken schwarzen Wimperntusche und dem stets überraschten, sexy Gesichtsausdruck eine clevere Frau verbarg, die es aus irgendeinem unerfindlichen Grund auf Lucky abgesehen hatte, der zwar gut aussah und – wenngleich nicht sonderlich

gebildet – auch nicht gerade auf den Kopf gefallen war, jedoch jeglichen Ehrgeiz vermissen ließ. Er fuhr mit seinem schweren Pick-up herum, wann immer er Lust dazu hatte, und wenn ihm nicht danach war und das Wetter es zuließ, ging er lieber angeln oder spielte Golf. Oder er klemmte sich ganz einfach vor die Mattscheibe.

»Wie füreinander gemacht«, murmelte sie und hoffte, dass die Kinder endlich aus ihren Zimmern kämen. Pescoli hatte darauf bestanden, dass sie die Feiertage bei ihrem Vater verbrachten, obwohl Bianca wieder einmal behauptete, sie sei krank, und Jeremy maulte, Luke sei nicht sein »richtiger« Vater.

»Was für ein Pech«, hatte sie mitleidlos erwidert.

Den Kindern zuliebe und weil sie letztes Jahr beinahe ums Leben gekommen wäre, hatten Luke und sie den Versuch unternommen, das Kriegsbeil zu begraben. Ihre Scheidung war alles andere als freundschaftlich verlaufen, und

jetzt, im Rückblick, wurde Regan klar, dass ihre Feindseligkeit ein Fehler gewesen war. Doch alte Gewohnheiten starben nur langsam, vor allem bei ihrer Vorgeschichte. Es war schwierig, einen zivilen Umgang miteinander zu pflegen, und ihre Bemühungen, Freunde zu werden, waren in Anbetracht der Umstände allesamt gescheitert. Dennoch glaubte Regan fest an das alte Motto, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, der Grund dafür, dass sie auch auf das Sprichwort »Was man sät, das wird man ernten« vertraute. Luke Pescoli war ein attraktiver, charmanter Süßholzraspler, ein Frauenheld und Spieler, und er war absolut überzeugt davon, der Mittelpunkt des Universums zu sein.

Michelle hatte nicht unbedingt einen Glücksgriff getan.

Pescoli wollte gerade die Tür zu Biancas Zimmer aufstoßen, als diese mit schlechtgelauntem Gesicht in den Flur gefegt kam. »Das machst du nur, weil du sauer auf mich

bist«, warf sie ihrer Mutter mit vorgeschobener Unterlippe und anklagendem Blick vor.

»Ich tue das, weil ich eine Abmachung mit deinem Vater getroffen habe.«

»Und mich hat keiner gefragt«, murrte Bianca und stapfte ins Wohnzimmer.

»Bei diesem Benehmen kannst du froh sein, dass du deine Tür noch hast.«

Jeremy, der gerade die Treppe von seinem Zimmer im Keller heraufkam, sagte: »Und mich hat ebenfalls keiner gefragt.«

»Dann könnt ihr zwei euch ja während der ganzen Fahrt zu eurem Vater über diese Ungerechtigkeit beklagen. Oh, Moment, ich habe ja versprochen, etwas zu den Feierlichkeiten beizutragen.« Regan schaute in die Speisekammer und förderte eine uralte Dose Preiselbeersoße zutage, von der sie wusste, dass Luke sie verabscheute. Sie drückte die Dose in Jeremys ausgestreckte Hand und stellte

sich vor, wie das eingedickte Zeug auf der Servierplatte schwabbelte. »Da, bitte sehr.«

Jeremy bemerkte ihren Blick. »Du bist ganz schön boshaft, Mom.«

»Ich halte lediglich mein Wort.«

Jeremy steckte die Dose in seinen Rucksack.

»Wir könnten doch einfach hierbleiben«, schlug Bianca vor, die gerade damit beschäftigt war, eine SMS zu lesen.

»Nein. Ich muss arbeiten. Auf diese Weise bekomme ich über Weihnachten Urlaub, dann kann ich euch beide quälen.«

»Sehr komisch«, sagte Bianca, schlüpfte trübsinnig in ihre Daunenjacke und zog ihre Mütze über die Locken. »Aber vier Tage …«, jammerte sie. »Ich werde sterben.«

»Drei Nächte. Ihr könnt Sonntag früh zurückkommen. Betrachtet es als Auszeit von eurer Mutter.«

Bianca verdrehte die Augen, ungefähr zum zwanzigsten Mal, seit sie aufgestanden war.

Dann stieß sie angewidert die Luft aus, was ihre frisch geschnittenen Ponyfransen auf und ab hüpfen ließ.

»Fahr vorsichtig«, ermahnte sie ihren Sohn.

»Das tue ich doch immer«, erwiderte Jeremy.

»Das höre ich gern.« Pescoli glaubte ihm nicht eine Sekunde. Ihr Blick fiel auf Cisco, der vor der Eingangstür herumtänzelte, bereit, überall hinzugehen, wohin Jeremy ihn mitnahm, und hob den quirligen kleinen Kerl hoch. Sie wurde mit einem feuchten Hundekuss belohnt, Ciscos Zunge schleckte über ihre Wange, während sein Schwänzchen gegen ihre Seite trommelte. »Wünscht eurem Vater und Michelle ein frohes Thanksgiving von mir.«

»Na klar, von ganzem Herzen«, knurrte Jeremy.

»Selbstverständlich. Ich hoffe, ihr habt viel Spaß miteinander.« Den aufgeregten Hund auf dem Arm, beobachtete sie die beiden, wie sie den verschneiten Pfad entlang zum Pick-up

ihres Sohnes gingen. Vor ihrem inneren Auge sah sie sie, wie sie einst gewesen waren: Jeremy, der ältere, schlaksige Bruder mit der Zahnlücke und den ständig rutschenden Socken; Bianca mit ihren widerspenstigen roten Locken, den knuffigen Beinchen und rosigen Wangen, die dem angebeteten Großen hinterhertappte.

Wo war bloß die Zeit geblieben? Sie verspürte einen Stich ins Herz, als sie sah, wie Jeremy Bianca in die Kabine half, die Tür zuknallte und dann um die Kühlerhaube herum zur Fahrertür trottete.

Er kletterte hinters Lenkrad, und der Pick-up erwachte laut dröhnend zum Leben. Wummernde Bässe drangen aus der Kabine, als Jeremy losrumpelte. Eine Weile blieb sie stehen und schaute dem Wagen nach, der über die von Bäumen gesäumte Auffahrt davonfuhr, dann schlug sie die Haustür zu.

»Was hältst du davon?«, fragte sie und setzte Cisco auf dem Fußboden ab. »Endlich allein, nur du und ich. Überleg mal, was wir alles anstellen könnten.«

Als hätte er sie verstanden, sprang der kleine Kerl wie verrückt um ihre Füße herum und tänzelte auf den Schrank zu, wo sie seine Leine und ein paar Hundeleckerli verwahrte. »Na schön, schließlich ist Thanksgiving.« Sie warf ihm einen Hundekeks mit Schinkenspeckgeschmack zu. »Aber das wird *nicht* zur Gewohnheit.«

Sie musste tatsächlich ins Büro, das war nicht gelogen. Alvarez schien Himmel und Hölle in Bewegung setzen zu wollen, um zu beweisen, dass Jocelyn Wallis ermordet worden war. Sie wollten den Autopsiebericht gemeinsam durchgehen, der gestern am späten Abend hereingekommen war.

Anschließend wollte Regan zu Santana fahren. Bei dem Gedanken stahl sich ein

kleines Lächeln auf ihre Lippen. Wenn es eines an dem Mann gab, was sie faszinierte, dann, dass er stets interessant war.

Und das war nicht das Schlechteste. Absolut nicht.

Trace war schon halb die Treppe hinunter, als er seinem Sohn über die Schulter zurief: »He, Eli, lass uns einen Zahn zulegen!«

Keine Antwort.

Er blieb am Treppenabsatz stehen. »Eli?«

Trace holte Luft und ging die Treppe hinauf in den oberen Stock des Ranchhauses. Eli war ungewöhnlich still gewesen, als sein Vater ihm so vorsichtig wie möglich mitgeteilt hatte, dass Miss Wallis bei einem schrecklichen Unfall ums Leben gekommen und nun im Himmel sei. Als der Kleine nichts darauf erwiderte, fragte Trace, ob er denn wisse, was der Himmel sei. Elis Antwort kam prompt: »Dahin kommt man,

wenn man tot ist. Vorausgesetzt, man war ein guter Mensch.«

»Ähm … ja«, erwiderte Trace, unsicher, was er als Nächstes sagen sollte. Schließlich bereitete Eli dem Gespräch ein Ende, indem er verkündete, er wolle nun fernsehen. Seitdem hatten sie nicht mehr darüber geredet.

Jetzt fragte er sich, ob er das Thema Tod noch mal anschneiden und mit seinem siebenjährigen Sohn näher besprechen sollte. Innerlich verfluchte er Leanna dafür, dass sie ihn mit dem Jungen sitzengelassen hatte. Sonst vermisste er sie nicht, aber in einer Situation wie dieser hätte er wirklich ihre Unterstützung gebraucht.

»He, Kumpel«, sagte Trace und betrat Elis Zimmer, das zur Vorderseite des Hauses hin lag. »Wir sollen zu den Zukovs zum Truthahnessen rüberkommen. Beeil dich!« Der Junge saß auf dem Fußboden, hatte seine

Legos um sich herum verstreut, den blauen Gips in der Schlinge. »Hast du Schmerzen?«

»Müssen wir hingehen?«, fragte Eli und sah zu ihm auf. Trace sah Tränen in seinen Augen schimmern.

»Was ist denn los?« Trace ging in die Hocke, um ihn zu trösten, doch der Junge schüttelte den Kopf. Sein Kinn zitterte, und er wischte sich mit dem Ärmel die Tränen ab. »Ist es wegen deiner Lehrerin? Miss Wallis ist in guten Händen, mein Sohn.«

Eli schluckte schwer und starrte seinen Vater ernst und besorgt an. »Wo ist Mommy?«

Trace gab sich alle Mühe, sich nichts anmerken zu lassen. Er hatte das Gefühl, ihm würde das Herz aus dem Brustkorb gerissen. Wie dumm war er gewesen, zu denken, dass er Leannas Verschwinden vergessen hätte. Der Verlust seiner Lehrerin ließ all die alten Gefühle wieder an die Oberfläche kommen, das wusste Trace, dennoch brachte es ihn völlig aus

dem Konzept. »Ich, ähm, ich weiß wirklich nicht, wo sie im Augenblick ist«, gab er zu.

»Sie sollte hier sein. Ich möchte mit ihr reden.«

Natürlich wollte er das. »Ich habe keine Ahnung, wie wir das hinkriegen sollen.« Er griff nach der Daunenjacke, die er ans Fußende von Elis ungemachtem Bett geworfen hatte, und versuchte, seinem Jungen Mut zu machen. »Zumindest nicht heute. Aber wenn du möchtest, werde ich versuchen, sie ausfindig zu machen.«

»Willst du denn gar nicht wissen, wo sie ist?«

»Momentan nicht.« Sein Magen verknotete sich. In Wahrheit hoffte er, dass Leanna sich hier nie mehr blicken ließ. Er betete, dass sie ihn ihren Sohn unbehelligt großziehen ließ, da er sich sicher war, dass sie den Jungen nur verkorksen würde.

Oder sprach daraus seine eigene Selbstsüchtigkeit? Vielleicht wäre es besser, wenn der Junge seine Mutter kannte, trotz der

Tatsache, dass sie eine Lügnerin war und ihn ohne ein Wort verlassen hatte.

»Manchmal würde ich auch gerne mit ihr reden«, sagte Trace zu Eli, noch immer in der Hocke, obwohl das eine faustdicke Lüge war.

»Ich will jetzt mit ihr sprechen.«

»Dann werde ich mir eben Mühe geben, sie zu finden. Und nun komm, Tilly und Ed warten auf uns.«

»Versprochen?«, fragte Eli. Er würde Trace nicht von der Angel lassen.

»Versprochen.« Auch wenn er wusste, dass nichts Gutes dabei herauskommen würde, nickte er zustimmend und half dem Jungen in die Jacke. Eli steckte seinen gesunden Arm in einen der dicken Steppärmel, der andere baumelte lose an seiner Seite. Mit seinem Thermounterhemd, einem langärmeligen Sweatshirt und einer Daunenweste, die er noch unter der Jacke trug, wäre er warm genug angezogen für die kurze Zeit, die er an der frischen Luft war.

Trace kämpfte mit dem Reißverschluss, dann gab er auf. Die Zukovs wohnten gleich nebenan, keine Viertelmeile entfernt.

Normalerweise verbrachte Trace Thanksgiving allein mit Eli. Sie spielten Spiele, sahen sich Sportsendungen oder Zeichentrickfilme im Fernsehen an und aßen Truthahn, den Trace zum Mitnehmen bei ihrem Lieblingsrestaurant Wild Will bestellte. Doch dieses Jahr hatte er beschlossen, die Einladung der Zukovs anzunehmen, da er davon ausging, dass Eli ein Tapetenwechsel guttat, zumal noch der Schock und die Trauer über den Verlust von Miss Wallis zu dem Eingesperrtsein in den eigenen vier Wänden hinzukamen.

Als er jetzt mit seinem Sohn die Treppe hinunterstieg, fragte er sich, ob er einen Fehler gemacht hatte. Er schüttelte den Kopf. Heute hatte sich Eli zum ersten Mal nach seiner Mutter erkundigt, und das wäre bestimmt nicht das letzte Mal, doch es würde immer schwerer

werden, seine Fragen wahrheitsgemäß zu beantworten.

Gewöhn dich daran. Es wird nicht leichter werden mit der Zeit.

Sie durchquerten die Küche, wo Sarge auf seinem Lieblingsfleckchen unter dem Esstisch lag. Er wedelte mit dem Schwanz, als sie ihre Handschuhe und Mützen vom Haken neben der Hintertür nahmen.

»Sie soll anrufen.« Eli hatte nachdenklich das Gesicht verzogen. Mit gerunzelter Stirn wiederholte er: »Sie soll mich anrufen.«

»Ja, das soll sie.« Trace hatte von Anfang an versucht, ehrlich zu dem Jungen zu sein, aber das war nicht immer leicht, vor allem nicht bei kniffligeren Fragen.

»Kannst du sie anrufen? Gleich jetzt?«

Diese Bitte erwischte ihn völlig kalt. Er schlüpfte in seine Jackenärmel. »Ich weiß nicht«, erwiderte er, ohne Elis Blick auszuweichen. »Ich denke, es wäre das Beste, wenn

sie sich von sich aus meldet. Sie weiß, wo wir sind.«

»Du musst sie anrufen! Vielleicht ist sie verletzt! Vielleicht ist sie tot wie Miss Wallis!«

»Sie ist nicht tot«, versicherte Trace ihm.

»Woher willst du das wissen?«

»Wenn deiner Mom etwas zugestoßen wäre, hätte man uns benachrichtigt.« Energisch setzte er seinen Stetson auf.

»Nicht, wenn keiner unsere Nummer kennt!«

Trace legte seine Hände auf die Schultern seines Sohnes. Trotz Steppweste und Daunenjacke fühlte sich Elis Körper klein und zart an. »Nach Thanksgiving werde ich sie anrufen.«

»Sag ihr, sie soll nach Hause kommen.«

»Ich werde mit ihr reden.«

»Sag ihr, sie soll nach Hause kommen!«

»Eli, so einfach ist das nicht.«

»Warum nicht?«

Trace seufzte. »Weil … Erwachsene die Dinge immer kompliziert machen.«

Eli schob das Kinn vor. »Dann sollen sie eben damit aufhören.«

»Vermutlich hast du recht.« Er öffnete die Tür zur Veranda. Ein Schwall eisiger Kälte schlug ihm entgegen.

»Sie sollte hier sein.«

»Ja, das sollte sie, aber sie ist es nicht.« Er brachte ein schmales Lächeln zustande. »Aber du und ich, uns bringt nichts auseinander.« Er legte einen behandschuhten Finger unter Elis Kinn und zwang ihn, ihm in die Augen zu sehen. »Verstanden?«

»Ja«, erwiderte sein Sohn ohne große Überzeugung, und wieder einmal ertappte sich Trace dabei, dass er seine Ex-Frau innerlich dafür verfluchte, wie herzlos sie ihren Sohn im Stich gelassen hatte.

»Geht’s wieder?«, fragte er, obwohl er genau wusste, wie es dem Jungen ging.

Eli zuckte mit den Schultern.

Trace nahm seine Hand und führte ihn die hintere Verandatreppe hinunter. »Okay, dann lass uns jetzt zu Tilly und Ed rüberfahren.« Sie stapften über den Trampelpfad, den Trace beim Versorgen des Viehs in den Schnee gestampft hatte, zu dem alten Pick-up. »Hat Tilly nicht etwas von einer Revanche beim Damespielen erwähnt?«

»Sie wird verlieren«, prophezeite Eli.

»Du spuckst ja große Töne.«

»Ich werd’s dir beweisen.« Zum ersten Mal an diesem Tag gelang dem Jungen so etwas wie ein Lächeln.

»Beweis es nicht mir, zeig’s ihr!« Er spürte, dass sich der emotionale Sturm legte, und schob das Kind in den Pick-up. Der Junge brauchte wirklich eine Mutter, doch er wollte verdammt sein, wenn er sich auf die Suche nach einer Frau machte mit dem einzigen Zweck, dass sie ihm helfen sollte, seinen Sohn großzuziehen.

Einen Moment dachte er an Elis Ärztin, Acacia Lambert. Genau wie Leanna hatte sie kastanienbraunes Haar und volle Lippen, aber damit hörte die Ähnlichkeit auch schon auf. Während Leanna blaue Augen hatte, waren die der Ärztin grün und sprühten vor Intelligenz.

Während er die Viertelmeile zu den Zukovs fuhr, fragte er sich, wie sie wohl Thanksgiving feiern würde. Plötzlich verspürte er den Wunsch, mehr Zeit mit ihr zu verbringen.

»Das ist doch lächerlich«, murmelte er, als er von der geräumten Straße auf die ausgefahrene Zufahrt zur Ranch der Zukovs bog, wo bereits mehrere Autos rund um die Garage und das Pumpenhaus der Nachbarn standen. Im Wagen war es warm geworden, die alte Heizung lief auf Hochtouren.

»Was meinst du?«, fragte Eli und nahm seine Mütze ab.

»Ach, ich habe nur laut nachgedacht«, erklärte Trace und parkte den Pick-up an einer

freien Stelle unter dem Winterapfelbaum. Noch immer baumelten einige rote Äpfelchen an den kahlen, schneebedeckten Zweigen.

»Worüber?«

»Darüber, was du dir dieses Jahr zu Weihnachten wünschst.«

»Du hast ›lächerlich‹ gesagt«, erinnerte ihn sein Sohn anklagend.

Trace stellte den Motor ab. »Das habe ich, weil ich daran dachte, dass du dir ein Mountainbike wünschst.«

»Das ist doch klasse!«, rief Eli und musterte seinen Vater durchdringend. »Warum soll das lächerlich sein?«

»Weil du einen Gips trägst, du Spaßvogel!« Er zauste seinem Sohn das ohnehin zerwuschelte Haar und drückte ihm dann die Mütze in die Hand, damit er sie draußen wieder aufsetzte. »Wie willst du dich denn damit auf ein Mountainbike setzen, ohne dir noch den anderen Arm zu brechen?«

»Bis dahin ist das längst verheilt!«, winkte Eli ab, löste den Sicherheitsgurt und öffnete die Beifahrertür. Dann sprang er aus der Kabine in den Schnee und stürmte in Richtung Eingangstür, noch bevor Trace ausgestiegen war.

Die Ausgelassenheit des Jungen war ansteckend, und Trace verspürte nur einen kleinen Anflug von schlechtem Gewissen, weil er ihn belogen hatte. Er wollte Eli einfach nicht mit der nackten Wahrheit konfrontieren, genauso wenig wie sich selbst.

Tatsache war jedoch, dass es ihm schwerfiel, Dr. Acacia Lambert aus seinen Gedanken zu verdrängen. Das bedeutete Ärger, schlicht und einfach, genau die Art Ärger, auf die er schon immer gut und gerne verzichten konnte.

Kapitel 11

Kacey gefiel es hier gar nicht.

Egal, wie viele »Sterne« oder »Diamanten« oder was auch immer die Klassifizierung für Seniorenresidenzen ausmachte – Rolling Hills entsprach einfach nicht ihrer Vorstellung von einem unabhängigen Leben. Doch im Grunde spielte das keine Rolle. Ihre Mutter liebte dieses noble, hundert Jahre alte ehemalige Hotel, das man zu individuellen Wohneinheiten umgestaltet hatte.

Maribelle Collins bewohnte ein Drei-Zimmer-Apartment im obersten Stock, von dem aus man einen unglaublichen Blick über die Dächer von Helena bis zu den Bergen am Horizont genoss.

Es gab einen Pool und einen Wellnessbereich, einen Fitnessraum, einen Autoverleih und Fahrservice für diejenigen, die nicht den eigenen Wagen benutzen oder lieber chauffiert werden wollten, obwohl für jedes Apartment ein Stellplatz in der Tiefgarage bereitstand.

Das Gebäude war großzügig angelegt, die Ausstattung erstklassig, und trotzdem, wenn Kacey durch die breite Doppeltür schritt und sich an der Rezeption eintrug, verspürte sie einen Anflug von Traurigkeit, da sie unweigerlich an das Zuhause denken musste, das sie einst bei ihren Eltern hatte: ein kleiner Bungalow mit einem riesigen Garten.

Genau das ist es, wurde ihr klar. Es hatte nichts mit Rolling Hills an sich zu tun, sondern damit, dass es nicht der Ort war, an dem sie ihre Kindheit verbracht hatte, und dass ihr Vater hier nach einem Schlaganfall gestorben war.

»Sie wird gleich unten sein«, teilte die Rezeptionistin, eine zierliche Frau mit einer schmalen Lesebrille und Lippen in der Farbe von Preiselbeeren, Kacey mit. »Wenn Sie Platz nehmen möchten …« Sie wies mit einer einladenden Handbewegung auf eine überdimensionierte Sesselgruppe mit einem Zweisitzer neben einem hohen, gemauerten Kamin, der eine angenehme Wärme verströmte. Kacey durchquerte das geräumige Foyer, blieb vor dem mit einer Glasscheibe versehenen Kamingitter stehen und wärmte sich dort auf.

In den vergangenen drei Jahren – seit ihrer Scheidung – hatte sie Thanksgiving immer hier verbracht, und sie konnte einen Anflug nostalgischer Sehnsucht nicht unterdrücken. *Du musst deine Kindheit nicht verklären, zumal du genau weißt, wie es wirklich war …*

Jedes Mal, wenn Kacey ihre Mutter zu sich nach Hause eingeladen hatte, hatte diese

kategorisch abgelehnt und darauf bestanden, dass ihre Tochter nach Helena kam.

»Du *musst* hierherkommen!«, hatte sie ausgerufen. »Mitchell, der Chef de Cuisine, ist ein Gott, wenn es um das Menü geht, und keine von uns beiden hat Lust, Stunden mit Kochen und Aufräumen zu verbringen. Außerdem ist mir die Anfahrt zu anstrengend.«

Was eine glatte Lüge war. Warum ihre Mutter auf ihr Alter pochte, obwohl sie noch nicht einmal siebzig war, überstieg Kaceys Verstand. Maribelle hatte weit mehr Energie als viele Frauen, die nur halb so alt waren wie sie, und auch geistig war sie fast immer topfit. Kacey konnte sich das Ganze nur so erklären, dass ihre Mutter eine Art Diva in der Rolling-Hills-Seniorenresidenz war und diese herausragende Position nicht eine Sekunde missen mochte.

Also hatte sie beschlossen, die Fahrt auf sich zu nehmen.

»Da bist du ja, mein Liebling!« Die Stimme ihrer Mutter hallte durch das große Foyer. Kacey, abrupt aus ihren Tagträumereien gerissen, fuhr herum und sah ihre Mutter in einem glänzenden silbernen Kleid und High-Heels auf sie zustöckeln.

Maribelle, groß und schlank, zog mit ihrer auffälligen Erscheinung gern sämtliche Blicke auf sich. Jetzt lächelte sie breit und nahm zur Begrüßung beide Hände ihrer Tochter in die ihren, was Kacey überraschte. Bei ihrer letzten Begegnung hatte sie lediglich mürrisch dreingeblickt und sich die ganze Zeit über beklagt. Mit fünfundsechzig nun war sie agil und jugendlich, und sie kleidete sich, als wollte sie zum Shoppen auf die New Yorker Fifth Avenue gehen. Ihr volles, weißes Haar war zu einem weichen Pagenkopf geschnitten; ihre blauen Augen funkelten hinter einer modischen Brille, ihr Kinn war so fest wie eh und je. »Ich habe mich so auf den heutigen Abend gefreut!

Komm schon, komm schon!« Sie fasste Kacey am Arm und führte sie in den Speisesaal auf der Rückseite des Gebäudes. Girlanden aus Kiefernzweigen waren um die Fenster drapiert. Weiße Lämpchen funkelten zwischen den langen Nadeln, auch hier brannte ein munteres Feuer im Kamin, die Tische waren mit weißem Leinen eingedeckt und mit kleinen roten und weißen Weihnachtssternen geschmückt.

»Ist das nicht festlich?«, fragte Maribelle begeistert. »Es ist zwar alles schon recht weihnachtlich, aber warum nicht? Oh, dort drüben ist mein Tisch.« Sie deutete in Richtung der Fenster und ließ dabei den Blick über die Sitzecke und die wenigen Dinnergäste gleiten, die bereits Platz genommen hatten.

»Heute fehlen viele Bewohner, weil sie bei ihren Kindern oder Geschwistern oder sonst wo eingeladen sind. Deshalb haben wir den Tisch für uns!« Zum ersten Mal seit langem wirkte sie aufgeregt und spritzig. »Setz dich, setz

dich.« Sie deutete auf einen der bequemen Stühle und nahm selbst Platz, dann entrollte sie eine Serviette, die neben ihrem Weinglas gelegen hatte.

»Erzähl mir«, sagte sie und strich das Leinen sorgfältig über ihrem Kleid glatt, »wie ist die Arbeit?«

»Hektisch«, sagte Kacey und versuchte, den Wandel zu verstehen, den ihre Mutter vollzogen hatte. Verschwunden war die mürrische, verbohrte Das-Glas-ist-halb-leer-Person, ersetzt durch eine lächelnde, glückliche Frau, die das Leben zu genießen schien. Eine Frau, die sich für ihre Tochter interessierte. »Gestern ist eine Frau in der Notaufnahme eingeliefert worden. Sie ist beim Joggen am Boxer Bluff über eine niedrige Brüstung gestürzt, oben beim Park, du weißt schon, welche ich meine. Gleich auf dem Gipfelweg, bei den Wasserfällen, heißt es.«

»Oh, wie entsetzlich! Ich hoffe, du kriegst sie wieder hin.« Maribelle lächelte flüchtig und

wechselte erfolgreich das Thema. »Sieh dir nur die Speisekarte an, Liebes«, sagte sie und tippte mit einem glänzenden, preiselbeerfarbenen Nagel – Preiselbeer war um Thanksgiving offenbar die bevorzugte Farbe in der Rolling-Hills-Seniorenresidenz – auf die Menüauswahl, die auf Kaceys Platzteller lag. So viel zum Interesse an der Arbeit ihrer Tochter oder dem Wohlbefinden der Patientin. »Schau mal, du kannst entweder Truthahnbraten *oder* Baron d'agneau bestellen. Stell dir das vor, du kannst tatsächlich wählen! Und das nur wegen des neuen Küchenchefs, Mitch.« Sie warf die Hände in die Höhe, als wollte sie dem Himmel danken. »Er ist genau das, was wir hier gebraucht haben nach dieser erbärmlichen Crystal. Ich kann nicht verstehen, wie sie damals überhaupt den Job bekommen hat … Nun lass mal sehen. Ach, ich weiß gar nicht, warum ich mir überhaupt Gedanken mache. Natürlich

entscheide ich mich für den Truthahn, das ist schließlich Tradition!«

Wer war diese Frau?, fragte sich Kacey, während ihre Mutter die Bedienung herbeiwinkte. Loni kam an ihren Tisch, und sie bestellten. Wieder ließ Maribelle den Blick durch den Saal schweifen, und sie stießen mit dem Chardonnay an, den die Kellnerin ihnen einschenkte.

Dann wurde das Essen serviert. Plaudernd arbeiteten sie sich durch Kürbissuppe und grünen Salat, garniert mit Haselnüssen, Fetakäse und Preiselbeeren, gefolgt von saftigem, aufgeschnittenem Truthahnbraten, serviert mit gebutterten Süßkartoffeln, sautierten grünen Bohnen und einer köstlichen Austernfüllung mit Bratensoße. Es schmeckte zwar nicht so gut wie die Maisbrotfüllung, der Grüne-Bohnen-Auflauf aus der Dose und die mit Marshmallows überbackenen Süßkartoffeln, die Ada Collins,

Kaceys Oma, jedes Jahr auf den Tisch gestellt hatte, aber es kam dicht dran.

Doch das Beste war die gute Laune ihrer Mutter: Fröhlich, in festlicher Stimmung, war sie so ganz anders als zu den Zeiten, in denen sie entweder geschmollt oder auf der Farm ihrer Schwiegereltern »den Tag überstanden hatte«, in ebenjenem Haus, das Kacey jetzt ihr Heim nannte.

Heute Abend unterhielt sich ihre Mutter eifrig mit ihr, wobei sie immer wieder humorvolle kleine Anekdoten über ihr »Seniorenleben« einfließen ließ. Solange sie über Maribelle und ihr Leben sprachen, schien die Welt in Ordnung zu sein.

Nachdem sie mit dem Hauptgericht fertig waren, stellte Maribelle die Frage, die ihr vermutlich den ganzen Abend über durch den Kopf gegangen war, wenn nicht gar die letzten drei Jahre. Kacey hätte es eigentlich kommen sehen müssen, trotzdem hatte sie nicht damit

gerechnet, dass ihre Mutter sie ausgerechnet während des Thanksgiving-Essens verkuppeln wollte. »Und«, fragte ihre Mutter in heiterem Ton und beugte sich über den Tisch zu ihrer Tochter. »Hast du etwas von Jeffrey gehört?«

Ahhh, dachte Kacey. *Angriff aus dem Hinterhalt.* »Nichts.«

Maribelle zog besorgt die Augenbrauen zusammen. »Vielleicht solltest du ihn anrufen.«

»Und warum sollte ich das tun?«

»Nur so, aus reiner Freundlichkeit«, erklärte Maribelle und zuckte unschuldig die Achseln. »Es ist immerhin Thanksgiving.«

»Wir sind geschieden, Mom. Seit drei Jahren.«

»Oh, Liebling, denkst du, das weiß ich nicht? Dennoch … manchmal kann ein Paar wieder zusammenfinden, egal, was es auseinandergebracht hat.« Maribelles Lächeln verschwand, und sie legte die Gabel auf ihren Teller. »Ich habe ihn immer gemocht, musst du wissen.«

O ja, das wusste sie. »Es hat nicht funktioniert.«

»Du hast dem Ganzen einfach nicht genug Zeit gegeben. Drei Jahre? Mein Gott, das ist doch gar nichts. Ich war mit deinem Vater über fünfunddreißig Jahre verheiratet! Und glaub mir, die Zeiten waren nicht immer rosig!«

Das glaubte Kacey ihr gern.

»Du solltest dich einfach mal bei ihm melden.«

»Ganz sicher nicht, Mom«, entgegnete Kacey mit fester Stimme und schob ihren Teller beiseite.

Ihre Mutter stieß einen leidgeprüften Seufzer aus.

In dem Augenblick trat die Kellnerin an ihren Tisch, um die Dessert- und Kaffeebestellungen entgegenzunehmen.

»Ich werde den Kürbis-Käsekuchen mit der Karamellsoße probieren, dazu bitte einen

koffeinfreien Kaffee, Loni«, sagte Maribelle und blickte Kacey fragend an.

»Für mich bitte nur einen normalen Kaffee mit Sahne«, bestellte diese.

»Du musst ein Dessert nehmen. Es gehört zum Menü, kostet nichts extra. Und es ist … Über. Irdisch. Gut!«, beharrte ihre Mutter, dann wandte sie sich wieder an die Kellnerin. »Hat Mitch heute eine Crème brulée gemacht?«

»Mit Espressogeschmack«, antwortete Loni mit einem wissenden Lächeln.

Maribelle strahlte. »Das ist mein Lieblingsdessert, aber ich denke, ich sollte heute wirklich mal seinen Kürbis-Käsekuchen kosten.« Sie drehte sich zu Kacey um. »Bestell du die Crème brulée, und wir können beides probieren. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, die Crème schmeckt einfach fabelhaft. Würde ich nicht so an der Tradition mit den Kürbissen hängen, würde ich sie selbst nehmen.«

»Ich glaube nicht –«

»Ach, komm schon, Acacia! Es ist Thanksgiving, um Himmels willen!« Zu Loni sagte sie: »Bringen Sie uns ein bisschen von beidem. Es ist schließlich ein Feiertag, und so oft sind wir ja auch nicht zusammen.« Sie legte ihre schmale, kühle Hand auf Kaceys, als wäre das Teilen eines Desserts ein verbindendes Erlebnis.

»Na schön«, gab sich Kacey geschlagen.

»Du wirst nicht enttäuscht sein.« Ihre Mutter tätschelte tatsächlich ihre Hand. Was sollte das? Maribelle war nicht gerade dafür bekannt, in der Öffentlichkeit irgendwelche Gefühlsregungen zu bekunden.

Die Kellnerin verschwand durch die Schwingtür in die Küche.

»Ich wünschte mir, du würdest Jeffrey noch eine Chance geben.« Maribelle war in der Tat zielstrebig.

»Ich bin nicht daran interessiert, außerdem glaube ich, dass er wieder verlobt ist.«

»Im Ernst?« Maribelles dunkle Augenbrauen schossen in die Höhe.

»Ich weiß es nicht mit Bestimmtheit, und es interessiert mich auch nicht wirklich, aber eine meiner Freundinnen in Seattle, Joanna … Du hast sie mal kennengelernt, meine ich … Nun, Joanna hat neulich angerufen und erwähnt, dass Jeffrey irgendwann nächstes Jahr wieder heiraten wird.«

»Ach …« Sie spielte mit der Serviette auf ihrem Schoß. Die Schatten, die das flackernde Licht der Kerze zwischen ihnen auf ihr Gesicht malte, ließen sie älter wirken. »Es ist nur so, dass ich … Ich würde so gern ein Enkelkind haben.«

»Wirklich?« Kacey war überrascht. Sie war ein Einzelkind gewesen und – wie man ihr oft genug unter die Nase gerieben hatte – ungeplant. Obwohl sie sich sicher war, dass ihre Mutter sie liebte und – auch das hatte man ihr erzählt – ein großes Getue um Kacey als Baby

veranstaltet hatte, hatte Maribelle nie großes Interesse an Kindern gezeigt, geschweige denn daran, Großmutter zu werden. Bis heute.

»Triffst du dich mit jemandem?«, fragte Maribelle hoffnungsvoll.

Ungewollt schweiften Kaceys Gedanken zu Trace O'Halleran. »Nein.«

»Gibt es denn keinen in der Klinik? Einen anderen Arzt vielleicht?«

»Wie ich schon sagte –«

»Wie wär's mit Online-Dating? Im Fernsehen wird Werbung für jede Menge Partnervermittlungsseiten gemacht, und Judy Kellers Tochter hat auf einer solchen Website die Liebe ihres Lebens gefunden. Ich bin mir sicher, dass es so etwas auch für Akademiker gibt. Um die Wahrheit zu sagen, ich habe schon nachgeschaut.«

»Dazu fehlt mir wirklich die Zeit.«

»Natürlich kannst du die Zeit dafür aufbringen, das ist alles nur eine Frage der Prioritäten!

Wenn ich du wäre, würde ich Jeffrey nicht so schnell aufgeben. Er ist ein hochangesehener Chirurg; er hat sogar ein Buch geschrieben und hält im ganzen Land Vorträge.«

»Und das weißt du … woher?«, fragte Kacey.

Maribelle zuckte nicht mit der Wimper. »Ich habe einen Internetanschluss, meine Liebe. Das ist ein unschätzbares Hilfsmittel. Auf seiner Seite erwähnt Jeffrey nirgendwo eine Verlobte.«

In dem Augenblick wurden die Desserts und der Kaffee serviert, doch Kacey fing einen Ausdruck der Enttäuschung in den Augen ihrer Mutter auf. Maribelle hatte Jeffrey Lambert von der ersten Sekunde an geliebt. »Ein Herzchirurg«, hatte sie ihrer Tochter mit strahlenden Augen zugeflüstert. »Und noch dazu ein gutaussehender.«

Es war ihr vollkommen gleich, dass Kacey selbst Ärztin war. Oder dass Jeffrey ein Ego

hatte, das das von Napoleon locker in den Schatten stellte.

Das Entscheidende für ihre Mutter war, dass Jeffrey Lambert, Doktor der Medizin, ein großartiger Fang war, den sich ihre Tochter durch die Lappen hatte gehen lassen.

Kacey schob sich einen Löffel Crème brulée in den Mund und fragte sich, was ihre Mutter wohl sagen würde, wenn sie zugab, dass der Mann, der sie im Augenblick am meisten interessierte, ein hart arbeitender Rancher mit einem siebenjährigen Sohn war.

Nachdem ihre Mutter Mitchs Kürbis-Käsekuchen probiert und mit einem ekstatischen Seufzer in ihren ganz persönlichen Genusshimmel entrückt war, schnitt Kacey das Thema an, das ihr am meisten auf der Seele lastete. »Sag mal, Mom, hat Tante Helen eigentlich Kinder?«

»Aber nein.« Maribelle plumpste zurück auf die Erde. »Sie und Bill konnten keine bekommen. Aber das weißt du doch.«

»Und auf Dads Seite? Haben seine Brüder Kinder?«

»Nein. Von denen hat keiner je geheiratet. Auch das weißt du längst.«

»Sie müssen ja nicht unbedingt verheiratet gewesen sein … Könnte es Kinder geben, über die sie nicht sprechen? Oder von denen sie womöglich selbst nichts wissen?«

Ihre Mutter schüttelte den Kopf, als wäre diese Vorstellung absurd. »Soweit ich mich erinnere, sind sie nicht gerade oft mit Frauen ausgegangen.«

»Das heißt also, dass ich keine … Cousins oder Cousinen habe, von denen man mir nichts erzählt hat? Als Helen und du euch zerstritten habt, dachte ich –«

»Was? Dass ich gelogen habe? Warum hätte ich das tun sollen?« Ihre Mutter blickte

verwirrt drein und glättete wieder ihre Serviette. »Du kannst mir glauben: Du hast keine Cousins. Das weißt du. Ich verstehe nicht, warum du mich jetzt danach fragst.«

»Schon gut, schon gut. Ich weiß, es klingt ein bisschen verrückt, aber erinnerst du dich an die Patientin, von der ich dir erzählt habe, die Frau, die beim Joggen verunglückt ist und in die Notaufnahme eingeliefert wurde?«

»Ja. Am Boxer Bluff.« Also hatte Maribelle doch zugehört.

»Sie hat es leider nicht geschafft. Ihr Name war Jocelyn Wallis, sie hat als Grundschullehrerin gearbeitet. Es stellte sich heraus, dass sie aus dieser Gegend stammte. Und sie hat mir ähnlich gesehen, und zwar so sehr, dass ein paar der Krankenschwestern, mit denen ich zusammenarbeite, schier ausgeflippt sind vor Schreck.«

Maribelle verstummte, als Kacey die Details erörterte, faltete ihre Serviette zweimal und

hörte aufmerksam zu, als ihre Tochter auf ihre Ähnlichkeit mit Shelly Bonaventure zu sprechen kam.

»Ich habe von ihrem Tod erfahren. Keine große Schauspielerin, wenn du mich fragst«, sagte sie nach einer ausgedehnten Pause. »Sie sieht tatsächlich ein bisschen so aus wie du, aber na und?« Sie schüttelte den Kopf. »Was folgerst du daraus? Dass diese Frauen die Töchter deiner Onkel sind?« Maribelle verdrehte die Augen. »Und was dann? Dass sie von irgendwelchen Familien adoptiert wurden, ohne dass wir davon wussten?«

»Vielleicht hat Dad, bevor er dich kennenlernte …«

»Oh, Acacia, hör auf damit! Auf der Stelle! Glaubst du, es wäre mir entgangen, wenn Stanley weitere Kinder gehabt hätte?«

»Vielleicht hat er ja selbst nichts davon gewusst!«

»Wir reden von *deinem Vater!* Weißt du denn nicht mehr, wie er war?« Sie warf ihrer Tochter einen vernichtenden Blick zu. »Er wäre zutiefst gekränkt, wenn er das hörte, Acacia! Vermutlich dreht er sich soeben im Grabe um!« Sie schauderte theatralisch. »Deine Freundinnen haben eine lebhafte Phantasie! Offenbar fehlt es ihnen in ihrem Leben an Spannung.« Sie lehnte sich zurück und funkelte Kacey kopfschüttelnd an. »Wirklich, Acacia! Wie viele lang verschollene Cousins und Cousinen, denkst du, hat die Familie dir denn vorenthalten?«

»Keine Ahnung. Vielleicht gar keine. Ich sage ja auch nur, dass das seltsam ist.«

»So vieles im Leben ist ›seltsam‹ oder ›merkwürdig‹ oder ›Zufall‹.« Sie malte Anführungszeichen in die Luft, dann wedelte sie mit der Hand, als wollte sie das Thema vom Tisch wischen. Doch ihr herablassendes Gebaren passte nicht recht zu der Sorge, die Kacey in den Augen ihrer Mutter aufflackern

sah, als diese hinzufügte: »Die Leute sehen ständig irgendwelche Ähnlichkeiten, manche bauen sogar ihre Karriere darauf, die Doppelgänger von Prominenten zu sein. Und jetzt Schluss mit diesem Unsinn!« Sie konzentrierte sich wieder auf ihren Kürbis-Käsekuchen. »Damit hat sich Mitch wahrhaftig selbst übertroffen. Koste mal, und nimm dir einen Löffel Sahne.«

»Prima Schachzug, Mom«, sagte Kacey.

»Probier doch und hör auf mit diesem lächerlichen Verhör –«

»Das ist kein Verhör. Ich erkundige mich lediglich nach meiner Familie.«

»Und ich habe dir geantwortet, und damit basta.«

Ihre Mutter verwandelte sich in die Frau, die Kacey so gut kannte: die zusammengepressten Kiefer, die verkniffenen Lippen, die zu Schlitzen verengten Augen, der nach vorn gereckte Hals. Kacey wusste, dass sie nichts Weiteres

erfahren würde. Nicht heute Abend. Nicht von ihrer Mutter.

Maribelle begriff nicht, dass sie mit ihren so dringenden Bemühungen, vom Thema abzulenken, Kacey erst recht zu weiteren Nachforschungen anstiften würde. Es gab andere Möglichkeiten, Geburten zu überprüfen, zum Beispiel indem sie Einsicht in die Geburtsurkunden bei den Standesämtern nahm, zu denen sie als Ärztin Zugang hatte. Im Augenblick wollte sie ihre Mutter nicht weiter bedrängen, zumal es keinerlei Grund gab, sie gegen sich aufzubringen, aber aufgeben würde sie nicht.

Während ihrer Kindheit hatte sie gelernt, bis wohin sie bei ihrer Mutter gehen konnte. »Na schön«, sagte Kacey daher und nahm ihren Löffel. »Dann lass mich mal probieren, ob Mitchs Käsekuchen tatsächlich so ein Hammer ist.« Sie streckte den Arm aus, tauchte ihren Löffel ins Dessert und stellte fest, dass sich die

angespannten Schultermuskeln ihrer Mutter unter der glänzenden silbernen Seide ein wenig entspannten.

»Mmmm, das ist gut«, lobte sie, als würde sie sich den süßen Karamellgeschmack auf der Zunge zergehen lassen, den sie in Wirklichkeit kaum wahrnahm, so sehr beschäftigte sie die Frage, warum ihre Mutter das Thema von potenziellen Cousins oder Cousinen so schnell beendet hatte. Kacey war sich ziemlich sicher, dass ihre Familie mehr als nur eine Leiche im Keller hatte.

Kapitel 12

»Was tun *Sie* denn noch hier?«

Die Stimme des Sheriffs hallte durch das leere Großraumbüro. Alvarez sah vom Bildschirm auf und warf einen Blick über die Schulter auf Dan Grayson, der gerade an ihren Schreibtisch trat.

In ihrem Bauch verkrampfte sich etwas, wie immer, wenn sie mit ihm allein war. Merkwürdigerweise lag das keineswegs daran, dass Grayson ihr Boss war – seit ihrem fünfzehnten Lebensjahr hatte sie unter den unterschiedlichsten Vorgesetzten gearbeitet und nie auch nur annähernd ähnlich reagiert –, sondern daran, dass er sie irgendwie nervös machte. Und das gefiel ihr gar nicht. »Ich habe nur ein paar Sachen aufgearbeitet.« Sie schob ihren

Schreibtischstuhl zurück, während er sich vorbeugte und auf den Monitor schaute.

Er war ein großer Mann mit breiten Schultern und einem Oberlippenbart, der langsam grau wurde. Sturgis, sein Hund, ein schwarzer Labrador, der sich für die K9-Einheit, die Hundeführerstaffel, als Reinfall erwiesen hatte, stand direkt hinter ihm.

»Es ist Feiertag.«

»Thanksgiving. Ja, ich habe davon gehört.«

Er lachte, ein leises, rauhes Lachen, und sie hasste sich dafür, dass sie ebenfalls grinsen musste. Was war nur los mit ihr?

»Ich habe keine Überstunden genehmigt.«

»Und ich habe keine beantragt.«

»Auch keine Gleitzeit.«

Sie nickte. »Wie ich schon sagte: Ich versuche lediglich, ein paar Fragen zu klären.«

»Gehen Sie nach Hause und genießen Sie den Feiertag«, wiederholte er.

Sie zuckte die Achseln. Die Wahrheit war, dass sie sich aus Feiertagen nicht viel machte. Der Großteil ihrer Familie lebte in Woodburn, Oregon, und ihr kleines Apartment war alles andere als das gemütliche Zuhause, wohin sie ihre wenigen Freunde einladen wollte. Außerdem hatten sie alle Familie und feste Thanksgiving-Traditionen. Pescoli hatte kurz zuvor vorbeigeschaut und sie halbherzig zu sich eingeladen, als sie erfahren hatte, dass ihre Partnerin den Tag allein verbringen würde. Obwohl sie abgelehnt hatte, hatte Selena einen albernen Anflug von Bedauern verspürt – Bedauern darüber, dass sie ganz allein war, vor allem als Regan dann davongeeilt war, um sich mit Santana zu treffen. Seufzend hatte sie aus dem Fenster geblickt und dem Jeep ihrer Kollegin nachgeschaut, der durch den dichten Schnee davonstob. Pescoli und Nate Santana würden ein ungestörtes Thanksgiving-Dinner zu zweit genießen, vor

einem knackenden Kaminfeuer, mit einem Truthahnbraten aus dem Ofen in Santanas rustikalem Blockhaus, und sich bis tief in die Nacht hinein lieben.

Der Gedanke hatte sie aufgeschreckt.

Es wird wirklich Zeit, dass du dir ein Haustier zulegst, sagte sie zu sich selbst und wandte sich wieder ihrer Arbeit zu, hier an ihrem Schreibtisch im Büro des Sheriffs.

Jetzt sah sie Grayson an und erklärte: »Um diese Zeit ist es hier ruhig, da kann ich viel erledigen. Wenn kein anderer da ist, kann mich auch niemand ablenken.«

»Und wie sieht’s später aus? Was machen Sie da?«

»Ich wollte mir etwas vom Chinesen holen.«

Seine Lippen unter dem Schnurrbart deuteten ein Lächeln an. »Klingt großartig, ja, aber warum kommen Sie nicht bei mir vorbei?« Fast wäre ihr albernes Herz stehengeblieben.

»Ich habe eine kleine Runde eingeladen. Gegen sechs? Ganz ungezwungen.«

Dann wären sie also nicht allein. Gut. »Vielleicht komme ich, danke.«

Wieder lachte er leise. »Das klingt wie eine schlecht verpackte Absage.«

»Eher wie ein waschechtes Vielleicht.«

»Ich nehme Sie beim Wort.« Seine Augen, so braun wie ihre eigenen, starrten sie durchdringend an; der stumme Vorwurf, sie wolle ihn nur beschwichtigen, war unübersehbar. »Und bewegen Sie sich um Himmels willen bald hier raus.« Er nickte, wie um seine Worte zu bekräftigen, und pfiff nach dem Hund, der ihm dicht auf den Fersen zum hinteren Ausgang folgte. Bald waren seine Stiefelabsätze und das Klackern von Sturgis' Krallen auf dem Linoleum verhallt.

Selena lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück und rief sich ins Bewusstsein, dass Grayson ihr Vorgesetzter war. Ja, sie fand ihn attraktiv auf

seine schroffe Rancher-Art. Seine langen Beine, die schmalen Hüften und die breiten Schultern verliehen ihm das Aussehen eines Cowboys, zäh wie Leder. Soweit sie wusste, hatte er sein ganzes Leben hier in der Gegend verbracht, war einmal verheiratet gewesen – die Details kannte sie nicht. Grayson hielt sein Privatleben strikt unter Verschluss, was sie bewunderte. Sie tat dasselbe.

Was ihre Aussage von vorhin anbetraf, so hatte sie nicht gelogen: Im Büro ging es ausnahmsweise einmal ruhig zu, abgesehen vom Summen der Heizanlage. Es gelang ihr wirklich, einen ganzen Stoß Arbeit vom Tisch zu schaffen, wenn sie nicht von ihren Kollegen, klingelnden Telefonen, Faxgeräten und E-Mails abgelenkt wurde, die alle zehn Sekunden ihre Aufmerksamkeit forderten. Gelogen hatte sie nur, was das Aufarbeiten anbelangte.

Stattdessen hatte sie sich noch einmal die Autopsie und den toxikologischen Befund der toten Lehrerin vorgenommen.

Die Autopsie hatte ergeben, dass Jocelyn Wallis ein Herzleiden hatte, vermutlich fortgeschrittener, als sie ahnte. Laut Gerichtsmedizin waren ihre Arterien teilweise verstopft und hätten von einer doppelt so alten Frau stammen können – das Ergebnis schlechter Gene und eines ungesunden Lebensstils. Ohne entsprechende Behandlung wäre sie vermutlich sehr jung an einem Herzinfarkt gestorben. Es gab keinerlei Hinweis auf kürzlich erfolgte sexuelle Aktivitäten, dafür hatte man neben den frei verkäuflichen Erkältungsmedikamenten Spuren von Arsen in ihrem Blut gefunden.

Alvarez ging den Teil durch, in dem der Mageninhalt des Opfers aufgelistet war, doch sie konnte nichts Ungewöhnliches entdecken: Gemüsesuppe mit Huhn, Kaffee und nur wenig anderes.

Seltsam. Anstatt sie von ihrem Verdacht zu befreien, hatten sie die Befunde im Gegenteil nur bestätigt. Selena blickte wieder auf Jocelyns Foto und fragte leise: »Was ist nur mit dir passiert?«

Und – was noch wichtiger war – hatte jemand dabei nachgeholfen?

Jocelyn war zweimal verheiratet gewesen; einer der Ex-Männer lebte außerhalb von Laramie, Wyoming, der andere in Edmonton, Alberta, Kanada. Beide hatten wasserdichte Alibis und scheinbar nur wenig Kontakt zu ihrer Ex-Frau. Ohne Kinder und die damit verbundenen Sorgerechtspflichten oder gemeinsame Geschäftsangelegenheiten gab es keinen Grund, miteinander in Verbindung zu bleiben.

Jocelyns Lebensversicherung deckte gerade mal ihre Beerdigungskosten, als Begünstigte waren ihre Eltern eingetragen. Nichts Außergewöhnliches also. Ihr Wagen war noch nicht abbezahlt, von dem Fahrzeug würde also

niemand profitieren. Ihre Telefonliste war da schon interessanter. Abgesehen von ihren Freundinnen hatte sie mehrfach Trace O'Halleran angerufen, obwohl sie anscheinend nur Nachrichten hinterlassen hatte, denn die Anrufzeiten waren kurz.

War das eine Spur?, fragte sich Alvarez. O'Halleran war in Jocelyns Apartment eingedrungen, das hatte er zugegeben; seine Fingerabdrücke würden vermutlich mehrfach mit denen übereinstimmen, die sie sichergestellt hatten. Der Rancher zählte zu den wenigen, die wussten, wo sie ihren Ersatzschlüssel verwahrte, wenngleich jeder das Versteck entdeckt haben könnte.

Dennoch … Trace O'Halleran war der letzte Mann, mit dem sie sich getroffen hatte. Und er war derjenige, den die Schule angerufen hatte, als man sich dort Sorgen um Jocelyn Wallis machte.

Er wirkte völlig normal, doch selbst ruhige, ausgeglichene Leute ließen sich in entsprechenden Situationen zu Gewalttaten hinreißen.

Es wäre besser, ihn zu überprüfen.

Alvarez fuhr ihren Computer herunter und beschloss, dass es an der Zeit für weitere Nachforschungen war. Selbst heute, an Thanksgiving, arbeitete eine Notmannschaft im kriminaltechnischen Labor, also würde sie kurz anrufen und Mikhail Slatkin, den diensthabenden Beamten, bitten, sie vor Jocelyn Wallis' Apartment zu treffen. Jetzt, da sie zu beweisen hatte, dass Miss Wallis nicht einfach ausgerutscht war, musste sie deren Zuhause noch einmal gründlicher unter die Lupe nehmen, genau wie ihre Lebensumstände und ihren Job.

Er zog eine dunkle Baumwollhose, ein frisches Hemd und einen sportlichen Pullover an, dann warf er einen Blick in den Spiegel und kam zu

dem Schluss, dass sein Look für seine Sondervorstellung an Thanksgiving perfekt war. Tadellos.

Um die Wahrheit zu sagen: Er hasste die Feiertage, jeden einzelnen davon, doch er machte gute Miene und setzte ein Lächeln auf, als er durch den Schnee zum Haus seiner Schwester fuhr – ein Seeanwesen, das immer in irgendeiner Renovierungsphase steckte.

Seine große Familie pflegte sich hier an jedem dritten Donnerstag im November zu versammeln, und es wurde erwartet, dass auch er sich sehen ließ, was er nie versäumte. Er heuchelte Interesse an all ihren belanglosen Problemchen, spielte mit seinen Nichten und Neffen und wich jeder Frage nach seinem Privatleben und den Frauen, mit denen er sich traf, aus.

Weil er genau wusste, dass es ihnen im Grunde gleich war. Sie trauten ihm nicht einmal. Er war der Außenseiter, und das würde er

auch immer bleiben. Egal, wie sehr er sich bemühte, sich in diese Familie einzufügen.

Er streifte mit den Lippen über die Wange seiner Schwester und reichte ihr eine Flasche teuren Wein, was ihr und ihrem Ehemann schmeichelte. Er hob seine Nichte von ihren knuffigen Beinchen in die Höhe und hörte sie vor Freude glucksen – schließlich war er der »Spaßonkel«. Er machte sich sogar die Mühe, draußen durch den Schnee zu stapfen, um den Schneemann und die Schneefestung seines Neffen zu bewundern.

Im Haus gab er sich charmant, ließ sogar eine der Führungen seiner Schwester über sich ergehen mitsamt all ihren Erklärungen, was sie in diesem Jahr am Haus »richten« lassen würden – das Gästebadezimmer im Südflügel sollte komplett erneuert werden.

»Hoffentlich ist das vor Weihnachten erledigt, bis dahin sind es ja nur noch fünf Wochen!« Seine Schwester schaute auf die

klaffenden Löcher, wo sich einst Waschbecken und eine Toilette befunden hatten. Fliesen und Mörtel waren entfernt, ein letzter hängen gebliebener Spiegel hatte einen Sprung in einer der Ecken. Sie seufzte schwer. »Ich schätze, ich muss den Handwerkern mal aufs Dach steigen!«

»Ach, das wird bestimmt großartig!«, rief er mit gezwungener Begeisterung.

»Hoffentlich. Dann kannst du bei uns übernachten, in deinen eigenen Räumen; die Kinder werden es lieben!« Ihre Augen verdunkelten sich nur ein klein wenig bei dieser Lüge. »Mir würde es auch gefallen.« Sie berührte seinen Arm, zögerte gerade ein bisschen zu lange. Als ihr Mann hereinkam, zog sie ihre Hand rasch weg. Mit dröhnender Stimme sagte sein Schwager: »Willkommen in unserem Alptraum. Unserem immerwährenden Alptraum.«

Sie gingen nach unten. Er schüttelte seine Schwester und ihren Volltrottel von Ehemann

ab, hörte die Musik spielen und sah, wie die Weingläser nachgefüllt wurden. Sein Vater führte nach allen Seiten hin lebhafte Unterhaltungen.

Natürlich war es seine Aufgabe, den Truthahn zu tranchieren, wozu er sogar eine der albernen Schürzen seines Schwiegersohns umband.

Während der Mahlzeit an dem scheinbar endlos langen Tisch lächelte und lachte er, während er Frage um Frage stellte, in denen mehr als nur eine Spitze steckte. Er zwinkerte seiner Cousine, die ihn schon den ganzen Abend über anstarrte, über den Rand des Weinglases zu, und sie wandte errötend den Blick ab.

Seiner Schwester war das natürlich nicht entgangen, was er an ihren verächtlich gekräuselten Lippen erkennen konnte.

Seine ganze Familie hatte über sein Liebesleben spekuliert, und er hatte ihnen

gerade genug Informationen gegeben, um sie zufriedenzustellen, doch es war eine Art Spiel, dass sie versuchten, ihn mit verschiedenen Frauen zu verkuppeln.

Als wäre er auf ihre Unterstützung angewiesen.

Dieses Jahr hatten die Neckereien begonnen, als seine Schwester verkündete, ihre beste Freundin mache gerade eine schmutzige Scheidung durch. Die Frau war »hübsch«, hatte eine »gute Figur«, einen »anständigen Job« und »*keine* Kinder«. Es sei gut möglich, dass einiges für sie dabei heraussprungen würde, falls ihr Mann, dieses Ungeheuer, sie nicht über den Tisch zog.

Seine Mutter erzählte, eine der ehemaligen Highschool-Freundinnen seines Bruders sei wieder in der Stadt, noch dazu als frischgebackener Single, doch sein Vater wies darauf hin, dass diese Lady, die alle für »die Eine«

hielten, drei Töchter habe, die älteste im Teenageralter.

Doch was war mit der Frau, mit der er arbeitete, wie war noch gleich ihr Name? Du weißt schon, welche. War sie nicht Rechtsanwältin? Sie sah gut aus und war äußerst clever.

Wie schade, dass ihn sein Job oft so weit von zu Hause wegführte.

Er müsste sich endlich niederlassen, ermahnte ihn sein Vater. Machte sich der Alte Sorgen? Hegte er einen Verdacht?

Vielleicht sehe sein Terminplan im nächsten Jahr etwas besser aus und er könne mehr Zeit hier verbringen …

Er hörte das Gespräch plätschern, lächelte freundlich, sprach über die bevorstehenden Weihnachtsfeiertage und darüber, wie sie alle das Fest zusammen verbringen wollten, obwohl es von Jahr zu Jahr schwieriger wurde.

Seine Schwester nahm ihn beiseite, als er half, die Teller abzuräumen; sie mache sich

Sorgen um die Gesundheit des Vaters, sagte sie. Wer könne schon wissen, ob der alte Herr bei ihrem nächsten Thanksgiving-Treffen noch dabei sein würde? Jeder Tag, den er erlebte und bewegungsfähig war, sei ein Segen.

Nächstes Jahr … nun, so weit wolle er gar nicht denken.

Natürlich nicht. Wer wusste schon, was für ein neues Projekt bis dahin anstand.

Aber fünf zu eins, dass der alte Herr, rüstig wie er war, noch all seine Nachkommen überlebte.

Er blieb, bis sein Vater einen letzten Scotch geleert hatte, dann setzte er ihn und seine Mutter in den wartenden Wagen, einen Cadillac, mit Chauffeur. Er schüttelte seinem Vater die Hand und stellte fest, dass der Händedruck des Alten so fest war wie immer.

»Sag etwas zu Mutter«, beharrte seine Schwester flüsternd, und er lobte das »blühende« Aussehen der alten Schachtel und betonte, wie

sehr er sich darauf freue, dass sie an Weihnachten alle wieder zusammenkämen, was eine glatte Lüge war.

Sobald sie hinter dem dichten Vorhang aus vom Himmel rieselndem Schnee verschwunden waren, richteten sich seine Gedanken auf das, was vor ihm lag.

Er drehte eine schnelle Runde, um sich zu verabschieden, behauptete, er müsse dringend nach Hause, weil morgen in aller Früh sein Flieger gehe, und rannte beinahe zu seinem Auto.

Erst als das weitläufige Seeanwesen aus seinem Rückspiegel verschwunden war, ließ er die Maske fallen und entspannte sich. Das Lächeln, das er die letzten fünf Stunden über aufgesetzt hatte, verschwand. Er rieb seine Narbe, die sich unter den Haaren direkt am Ansatz einer seiner Schläfen verbarg, und seine Gedanken verfinsterten sich.

Er hatte keine Zeit für diesen Feiertagsunsinn.

Im Radio dudelte irgendein abgeschmacktes Weihnachtslied, und er schaltete es ab, konzentrierte sich auf die Straße vor ihm und auf die Lichter seiner Scheinwerfer, die den Schneesturm durchschnitten. So rollte er Meile für Meile dahin.

Er durfte keine Zeit verschwenden.

Es gab so viel zu tun.

Die undankbaren Schmarotzer, die sich »seine Familie« nannten, wussten es nur nicht. Konnten es nicht wissen und würden es auch niemals wissen.

Kapitel 13

So, das war's«, sagte Alvarez, als sie zusammen mit Mikhail Slatkin und seiner Assistentin Ashley Tang die Sachen aus Jocelyn Wallis' Apartment zusammenpackte und zu dem wartenden Van des staatlichen kriminaltechnischen Labors schleppte. Das potenzielle Beweismaterial war fotografiert, eingetütet und beschriftet und anschließend von Slatkin abgezeichnet worden.

Mikhail Slatkin, ein großer, grobknochiger Mann Ende zwanzig mit einem scharfen Verstand und zurückhaltendem Auftreten, war rein körperlich das absolute Gegenteil von der Frau, mit der er zusammenarbeitete. Die zierliche Asiatin wog selbst in Stiefeln und dickem Skianzug keine fünfzig Kilo, vermutete Alvarez. Es

ging das Gerücht, Tang, mittlerweile achtundzwanzig und von ebenso scharfem Verstand wie Slatkin, habe noch vor ihrem einundzwanzigsten Geburtstag ihren Abschluss in Stanford gemacht.

Sie waren zusammen durch die kleine Wohnung der Lehrerin gegangen und hatten Ausschau nach Beweismaterial gehalten, das sie möglicherweise übersehen hatten. Beim ersten Durchgang hatten sie noch nicht berücksichtigt, dass Jocelyn Wallis eventuell vergiftet – ermordet – worden war.

Ja, es hatten sich Spuren von Arsen im Körper des Opfers gefunden, doch sie war an den Verletzungen gestorben, die von ihrem Sturz in die Klamm herrührten. War sie verwirrt gewesen, in einem deliranten Zustand, und deshalb ausgeglitten, oder hatte der Killer in der Nähe gelauert und ihr den entscheidenden Stoß versetzt, anstatt zu warten, bis das Gift seine tödliche Wirkung entfaltete?

Slatkin schloss den weißen Van auf, in dessen Schmutzschicht jemand »WASCH MICH« geschmiert hatte.

»Ich brauche die Auswertung dringend, am besten sofort«, sagte Alvarez, als Slatkin die Taschen mit dem Beweismaterial nach seinen Vorstellungen hinten im Van verstaute.

Endlich schlug er die Tür zu. »Was für eine Überraschung.«

Tang, deren Atem kleine Wölkchen in der feuchtkalten Luft bildete, kletterte auf den Beifahrersitz und versicherte Alvarez: »Wir kümmern uns darum.«

Selena ging gerade zu ihrem Jeep, als ein blauer Plymouth älteren Baujahrs auf einen Stellplatz unter dem Carport rollte. Eine Dame Ende siebzig stieg aus, gehüllt in einen übergroßen Mantel. Im selben Augenblick sprang ein aufgedrehter Dackel in einem albernen roten Pullöverchen, farblich passend zu Hut und Schal seiner Besitzerin, aus dem Wagen und

zerrte wie verrückt an seiner Leine. Mit lautem Gebell wickelte er diese um die Beine seines Frauchens, dann entdeckte er Alvarez und erstarrte. Dunkle Augen richteten sich mit unverhohlenem Misstrauen auf den Detective. »Brav, Kaiser, brav«, gurrte die Frau liebevoll und öffnete den Kofferraum, um eine große Tragetasche mit Lebensmitteln herauszuheben.

Kaiser knurrte Alvarez an. Sein Frauchen blickte über ihre Brillengläser und kicherte. »Beachten Sie ihn gar nicht«, sagte sie, »Hunde, die bellen, beißen nicht.« Dann schloss sie mit einem Knall den Kofferraum und pfiff leise. »Komm, Kaiser.«

»Entschuldigen Sie, wohnen Sie hier?«

»Ja. Apartment 1C.« Sie nickte in Richtung ihrer Wohnung im Erdgeschoss, die gleich neben der der toten Lehrerin lag.

»Dann sind Sie die Nachbarin von Jocelyn Wallis.«

Die alte Dame zog betroffen die Mundwinkel herab und legte die Stirn in Falten. »Ja. Das arme Ding. Sie haben in den Nachrichten gebracht, was ihr zugestoßen ist. Ich war nicht in der Stadt, habe meiner Schwester Frannie einen Besuch abgestattet. Mein Gott, sie ist eine grauenvolle Köchin. Auch wenn sie meine Schwester ist, die ich sehr liebe, würde es ihr nicht schaden, mal ein Kochbuch aufzuschlagen oder ein Rezept aus dem Internet auszuprobieren. Aber nein: Sie brät den Truthahn, wie sie es immer schon getan hat, bis er so trocken ist wie die Sahara. Ganz anders die Füllung, die ist ekelig schleimig. Wie kriegt man so was bloß hin?« Als würde ihr plötzlich klar, dass sie vom Thema abschweifte, fügte sie hinzu: »Das mit Jocelyn tut mir wirklich leid. Sie war ein nettes Mädchen, eine nette Frau, meine ich, nur ein bisschen zu …« Als hätte sie es sich anders überlegt, brach sie ab, zuckte die Achseln, zog an der Leine und zerrte Kaiser zur Eingangstür.

»Entschuldigen Sie, Madam.« Alvarez zückte ihre Dienstmarke und stellte sich vor. »Wenn Sie nichts dagegen haben, würde ich mich gern ein wenig mit Ihnen über Miss Wallis unterhalten.« Sie hatten noch nicht allzu viele Nachbarn befragt, da sie zunächst davon ausgegangen waren, dass es sich um einen Unfall handelte.

»Sicher«, stimmte die Frau zu, nachdem sie Alvarez' Marke studiert hatte. »Mein Name ist Lois Emmerson … aber bitte, kommen Sie doch rein, ins Warme.« Die Tasche mit den Lebensmitteln fest an einem Arm, Kaisers Leine in der Hand, marschierte sie zu der Tür neben der von Jocelyn Wallis und ließ Alvarez in ihre blitzblanke Wohnung eintreten.

Nachdem sie die Einkaufstasche auf einem Tresen abgestellt hatte, der die Küche vom Wohnzimmer trennte, nahm sie Kaiser die Leine ab, hängte sie auf, dann legte sie Mantel, Handschuhe, Schal und Mütze ab. Darunter

trug sie einen roten Pullover mit weißen Punkten – genau wie ihr Hund.

»Sie stricken«, stellte Alvarez fest.

»Wie eine Verrückte! Kein Mohairknäuel ist vor mir sicher!«

Der Hund schnüffelte an der Tür zur Speisekammer. Sie reichte ihm einen halben Hundekeks und sagte: »Ich werde uns einen Tee machen.«

Alvarez versuchte abzulehnen, doch vergebens. Lois Emmerson erklärte, sie beide müssten sich »aufwärmen«; die alte Dame war einsam, vermutete Selena. Alleinstehend. Keine Kinder. Kaiser war ihre einzige Gesellschaft, und Frannie, die grauenvolle Köchin, ihre ganze Familie. Ms. Emmerson wärmte Wasser in der Mikrowelle auf, und es war eindeutig, dass sie reden wollte. Also zog Alvarez ihren Mantel aus und legte ihn über einen der Barhocker vor dem Tresen.

»Sie sagten, etwas an Jocelyn Wallis sei Ihnen unangenehm aufgefallen.«

»Nein, das meinte ich nicht.« Die Mikrowelle klingelte, und Lois nahm flink die Glaskanne heraus. Geschickt, als hätte sie das schon millionenmal getan, goss sie das kochend heiße Wasser in zwei etwas abgenutzt aussehende Porzellantassen. Dann tauchte sie einen gebrauchten Teebeutel in ihre Tasse und fragte: »Möchten Sie Orange Pekoe oder English Breakfast?«

»Pekoe, bitte«, antwortete Alvarez, bemüht, das Gespräch in Gang zu halten. Sie stand im Essbereich auf der anderen Seite des Küchentresens und sah zu, wie Lois eine Dose mit losem Tee hervorkramte und einen Löffel voll in die zweite Tasse schaufelte.

Während der Tee zog, erinnerte Alvarez die alte Dame: »Sie sagten: ›Sie war ein nettes Mädchen, eine nette Frau, meine ich, nur ein

bisschen zu …‹, dann haben Sie den Satz abgebrochen. Was wollten Sie sagen?«

»Oh. Tja.« Plötzlich nachdenklich, spielte Lois mit ihrem Teebeutel. »Jocelyn war kompliziert, auch wenn ich sie nicht besonders gut kannte.« Sie drückte den Beutel aus und warf ihn in den Müll. Sofort steckte Kaiser seine lange Schnauze in den offenen Eimer. »Raus da, Mister! Du weißt genau, dass du das nicht darfst!«

Mit eingezogenem Schwanz sauste der Dackel aus der Küche. Lois folgte ihm auf die andere Seite des Küchentresens und bot Alvarez einen Platz auf einem der antiken Sessel an.

»Was meinen Sie mit ›kompliziert‹?«

»Vielleicht ist das das falsche Wort.« Sie pustete über den dampfenden Tee und setzte sich auf einen der anderen Sessel auf ein abgewetztes Kissen. Dann stellte sie ihre Tasse auf dem Kaffeetisch ab und stützte nachdenklich die Ellbogen auf. »Wissen Sie, Jocelyn war

jung und … nicht unbedingt stürmisch, eher enthusiastisch und so versessen darauf, sich zu verlieben. Sie war bereits verheiratet, und das nicht nur einmal, sondern zweimal. Dabei war sie erst … vierunddreißig?« Missbilligend zog Lois die Mundwinkel herab.

»Fünfunddreißig«, stellte Alvarez richtig. »Heutzutage ist es nichts Ungewöhnliches, wenn man in diesem Alter bereits mehrfach verheiratet war.«

»Oh, ich weiß, ich weiß, und ich verurteile sie ja auch gar nicht.« Lois Emmerson schüttelte nachdrücklich den Kopf und fügte hinzu: »Dennoch hatte ich den Eindruck, dass sie auf der Suche nach einem Mann war, und zwar auf Biegen und Brechen. Sie hat im Internet nach einem Partner geschaut, sich mit dem Vater eines ihrer Schüler getroffen und schien langsam, aber sicher zu verzweifeln.« Sie nippte an ihrem Tee.

»Hatte sie viel Herrenbesuch?«

Lois winkte ab, als wüsste sie darauf keine rechte Antwort. *Vielleicht ja, vielleicht nein.*

»Ein paar Männer hab ich hier gesehen. Aber ich bin keine Schnüfflerin, deswegen kann ich das nicht mit Bestimmtheit sagen. Dieser Rancher, der Vater ihres Schülers, der war da. Trask oder Trevor oder so ähnlich … Groß. Attraktiv.«

»Trace O'Halleran.«

»Ja, so hieß er. Aber die Beziehung war schon seit einer Weile zu Ende.« Sie schürzte die Lippen, als sie sich erinnerte. »Ich denke, sie war sehr enttäuscht darüber. Ihre biologische Uhr tickte ziemlich laut.«

»Hat sie sich in letzter Zeit mit jemand anderem getroffen?«

»Mit niemandem, den ich kenne. Zwei Männer waren da, glaube ich. Einer war groß, gebaut wie ein Bodybuilder. Er fuhr einen dunklen Pick-up. Ich erinnere mich nur an ihn, weil Kaiser, der kleine Frechdachs, sein Bein

am Vorderreifen gehoben hat. Ein Michelin, das weiß ich noch.«

»Einheimische Nummernschilder?«

»Oh … da habe ich keine Ahnung.« Sie schüttelte den Kopf. »Nachdem Kaiser sein Geschäft erledigt hatte, bin ich gleich ins Haus zurückgekehrt.«

»Können Sie den Pick-up näher beschreiben?«, fragte Alvarez. Wahrscheinlich war das Ganze ohne jeden Belang, aber sie hatten nicht viel, dem sie nachgehen konnten.

»Nein … nur dass er groß war, nicht einer von diesen kleinen Dingern.«

»Amerikanische Marke?«

Sie zuckte die Achseln. »Alles, woran ich mich erinnere, ist, dass er dunkel war. Schwarz oder blau oder grau, und er war ziemlich neu, glaube ich, keine Dellen und sehr schöne Reifen.« Sie unterdrückte ein Schmunzeln über die Untat ihres dreisten Dackels.

»Das Gesicht des Mannes konnten Sie nicht erkennen?«

»Nein.«

»War er schwarz oder weiß? Oder ein Latino?«

»Weiß … glaube ich. Ich bin mir aber nicht sicher.«

So viel zur Identifizierung des geheimnisvollen Unbekannten.

»War er häufiger hier?«

»Das weiß ich nicht. Ich habe lediglich ein paarmal seinen Pick-up bemerkt. Gesehen habe ich ihn nur dieses eine Mal, und das auch nur von hinten.« Sie lächelte verzagt. »Es tut mir leid.«

»Sie sagten, Sie hätten noch einen zweiten Mann gesehen?«

»Vielleicht. Vielleicht nicht«, erwiderte Lois nachdenklich. »Möglicherweise war es wieder der mit dem dunklen Truck.«

Alvarez stellte noch ein paar weitere Fragen, doch mehr erfuhr sie nicht. Ms. Emmerson wusste nur wenig über Jocelyns Freundeskreis, doch sie nahm an, dass die meisten ihrer sozialen Kontakte über die Evergreen Elementary School zustande gekommen waren – eben mit Kollegen. Sie hatte von einer Schwester gehört, die irgendwo außerhalb des Bundesstaats lebte, genau wie die Eltern. Die beiden Frauen waren sich nur sporadisch am Briefkasten oder auf dem Grundstück begegnet, wenn Jocelyn zum Joggen gegangen war und Lois Kaiser Gassi geführt hatte, weshalb die Informationen, über die die alte Dame verfügte, äußerst bruchstückhaft waren.

Alvarez trank ihren Tee aus und wollte gerade aufstehen, um sich zu verabschieden, als Lois erwartungsvoll den Blick hob.

»Möchten Sie, dass ich aus Ihrem Teesatz lese?«

»Pardon?«

»Den Teesatz in Ihrer Tasse. Deshalb habe ich Ihnen lose Blätter gegeben – damit ich sie lesen kann!«

»Ach? Das können Sie?« Alvarez konnte es nicht fassen. Seit sie in Grizzly Falls lebte, hatte sie schon Ivor Hicks kennengelernt, einen Mann, der schwor, Außerirdische hätten ihn entführt und Experimente mit ihm durchgeführt, außerdem Grace Perchant, eine Frau, die angeblich mit Geistern sprechen und in die Zukunft blicken konnte, und jetzt diese … alte Dame, die aussah wie eine Bibliothekarin im Ruhestand und ihr die Zukunft aus Teeblättern vorhersagen wollte.

»Selbstverständlich kann ich das.«

»Bitte sehr«, sagte Alvarez ermunternd, doch Lois war bereits um den Kaffeetisch herumgekommen, um in die Tasse spähen zu können. Sie legte eine Serviette auf den Rand, drehte sie geschickt um, damit auch der letzte Tropfen Tee abfließen konnte, dann stellte sie

die Tasse wieder ab und studierte eingehend die Blätter.

»Oh, nun … hmmm …«

Alvarez nahm sich fest vor, sich nicht ködern zu lassen.

»Das ist interessant«, fuhr Lois fort, und als Alvarez nicht reagierte, sagte sie: »Sieht so aus, als käme eine Veränderung auf Sie zu … vielleicht die Arbeit betreffend? Oder … nein. Da geht es wohl vielmehr um die Liebe. Ich sehe ein Herz in Ihrer nahen Zukunft, aber …« Sie runzelte die Stirn.

Frag nicht nach! Doch die Worte sprudelten bereits aus ihrem Mund. »Aber was?«

»Gefahr ist auch zu sehen … Böses.« Sie deutete auf eine Schliere kleiner Blätter am Rand der Tasse. »Das ist die Gegenwart; und hier, das Herz, liegt ein Stückchen weiter in der Zukunft …« Eine ihrer ergrauenden Augenbrauen schoss in die Höhe. »Ein neuer Freund?«

»Das bezweifle ich.« Alvarez erhob sich und nahm ihren Mantel von der Stuhllehne.

»Sie scheinen zu den Skeptikern zu zählen.«

»Kommt darauf an, was Sie mir weismachen wollen.« Sie schlüpfte schon in die Ärmel, als Kaiser, der es sich unter dem Tisch bequem gemacht hatte, auf die Füße sprang. Wild kläffend raste er zu der Schiebetür, durch die man auf die Veranda gelangte. Dort stellte er sich auf die Hinterbeine und kratzte mit seinen Krallen am Glas, während er wie ein Verrückter jaulte und bellte.

»Aus! Kaiser! Hör sofort damit auf!«, befahl Lois, stand eilig von ihrem Sessel auf und ging schnellen Schritts zur Hintertür. »Was zum Teufel …? O mein Gott.« Sie schlug die Hand auf die Brust.

Alvarez folgte ihrem Blick und entdeckte eine verwahrlost aussehende Katze, die auf dem abgedeckten Verandatisch hockte und

unverwandt durch die Glastür in die Wohnung starrte.

»Lieber Himmel, das arme Ding gehört Jocelyn! Ach du jemine, ich kann es nicht reinlassen, wegen Kaiser. Er würde die Katze in Stücke reißen … aber sie friert doch so!«

»Ich werde sie mitnehmen.«

»Aber nein! Ich lasse nicht zu, dass Sie sie in ein Tierheim bringen! Wir werden schon ein Zuhause für sie finden.« Lois bückte sich, entsetzt über diesen Gedanken, und hob den vor Aufregung zitternden Dackel hoch.

»Ich meinte, ich werde sie mit zu mir nach Hause nehmen.«

»Oh, das wäre … gut!«

Lois trug den sich windenden Kaiser aus dem Wohnzimmer, der noch immer so wild kläffte, als wäre ihm Satan persönlich erschienen. »Ich sperre ihn im Schlafzimmer ein«, rief sie über die Schulter, dann wandte sie sich an den Hund. »Du solltest es eigentlich besser wissen,

Kaiser …« Ihre Stimme verklang, als sie die Schlafzimmertür hinter sich schloss. Die Katze, deren Schnurrhaare gefroren aussahen, blickte Alvarez an.

Diese entriegelte die Tür und schob sie auf. Ohne zu zögern sprang die Katze – schwarz, mit weißen Pfötchen und einem weißen Fleck am Hals – vom Tisch, schlenderte ins Wohnzimmer und rieb sich an Alvarez' Jeans. »He.« Sie bückte sich, streichelte das Tier, das jetzt einen Buckel machte, und schmolz dahin, als es anfing, Achten um ihre Beine zu ziehen.

Eine Tür klappte.

»Er *hasst* Katzen!«, sagte Lois, als sie ins Wohnzimmer zurückkehrte. »Oh, ich sehe, Sie haben bereits Freundschaft geschlossen. Die arme Kleine! Sie muss halb verhungert sein!«

»Ich werde ihr etwas zu fressen geben.«

»Das ist gut!« Lois versuchte, die Katze zu streicheln, doch sie flitzte davon und versteckte sich hinter dem Sofa. »Oh, oh. Jetzt ist sie

schüchtern. Ich habe noch eine zweite Transportbox von damals, als Kaiser ein Welpe war. Da könnten wir sie hineinsetzen.«

»Vorausgesetzt, wir erwischen sie.«

»Das versuchen Sie, ich suche mal die Transportbox.«

Zu ihrer Überraschung leistete das Tier keinen großen Widerstand. Binnen zehn Minuten saßen sie beide im Auto und fuhren zu Alvarez' Wohnung; vom Rücksitz drang klägliches Miauen.

Als sie Mrs. Smith, wie sie die Katze vorübergehend nannte, zur Haustür trug, fragte sie sich, ob sie es übers Herz bringen würde, sie ins Tierheim zu schaffen, oder ob sie Jocelyn Wallis' Katze nicht einfach behalten sollte. Vor ihrem geistigen Auge stieg das Bild von Lois Emmerson und ihrem Dackel in Pullovern im Partnerlook auf, und sie kam nicht umhin, sich ein solches Szenario für sich selbst auszumalen. Blühte ihr dasselbe Schicksal wie

der alten Dame? Würde auch sie am Ende allein dastehen, mit einem Haustier als Ersatzkind, einer Katze mit eigener Garderobe?

»Niemals«, schnaubte sie, schloss die Wohnungstür auf und betrat das sterile Apartment, das sie ihr Zuhause nannte. Sie gab der Katze von dem Dosenfutter, das sie vor der Heimfahrt aus Jocelyn Wallis' Apartment geholt hatte, faltete ein Handtuch zu einem Katzenbett und ließ Mrs. Smith auf Entdeckungsreise gehen. Während diese ihre neue Umgebung erkundete, ging Alvarez ins Bad und schüttete etwas von der Katzenstreu, die ebenfalls aus der Wohnung der toten Lehrerin stammte, in eine flache Kiste, dann griff sie nach der Katze und setzte sie hinein. »Denk dran, okay, Mrs. Smith?« Die Katze raste aus dem Badezimmer. »Na großartig.«

Alvarez sprang schnell unter die Dusche, trocknete sich hastig ab und zog eine schwarze Hose und einen rostroten Rolli an. Dazu wählte

sie große Creolen und ließ ihre langen schwarzen Haare zur Abwechslung einmal offen.

Zurück in ihrer kleinen Kochnische, holte sie eine verstaubte Flasche Cabernet aus dem Vorratsschrank und rieb sie mit einem Küchentuch ab, während die Katze auf den Tresen sprang. »Du übertreibst es«, warnte sie, doch Mrs. Smith miaute lediglich und zeigte ihre kleinen, nadelspitzen Zähne. »Sei brav.«

Nie im Leben!, schien die Katze zu antworten, aber Selena schnappte sich trotzdem Schal und Mantel, schlüpfte hinein, und bevor sie es sich anders überlegen konnte, nahm sie die Flasche Cabernet und ihre Handtasche und marschierte zur Tür hinaus.

Draußen fiel der Schnee in großen weichen Flocken, die im Licht der Außenlampen glitzerten.

Sie schalt sich eine Riesennärrin, dann eilte sie durch den aufkommenden Blizzard zu ihrem Jeep, stieg ein und blieb unschlüssig sitzen.

Sollte sie wirklich Dan Graysons Einladung annehmen?

Während Jocelyn Wallis' Katze in ihrem Apartment hockte?

Zögernd ließ sie den Schlüssel über der Zündung schweben, schloss die Augen und zählte bis zehn. »Ach, warum denn nicht?«, murmelte sie dann. Was konnte denn schlimmstenfalls passieren? Dass sie sich lächerlich machte? Dass er mit einer anderen Frau allein war? Oder dass gar keine anderen Gäste da waren und er überrascht wäre, wenn sie plötzlich auf der Schwelle stand?

Wer nicht wagt, der nicht gewinnt. Oder: *Nada aventurado, nada adquirido,* wie sie als Teenager zu sagen pflegte – ein Ausspruch, den ihre Großmutter stets mit einem Kopfschütteln quittiert hatte.

Energisch steckte sie den Schlüssel ins Zündschloss und ließ den Motor an. Sekunden später fuhr sie vom Parkplatz durch den

herabrieselnden Schnee und fragte sich, was um alles in der Welt sie sagen sollte, wenn sie vor der Haustür ihres Chefs stand.

Kapitel 14

Damit waren wir doch schon längst durch.« Pescoli stützte sich auf ihren Ellbogen und blickte auf ihn hinab. Sie lagen in Santanas großem Bett, aus dem Wohnzimmer flackerte das Licht des Kaminfeuers durch die offene Tür ins Schlafzimmer des Blockhauses. Seufzend blickte sie auf den Mann hinunter, den sie liebte, auch wenn sie es hasste, sich diese Tatsache einzugestehen. Mein Gott, sie war doch verrückt. Besonders nach ihm.

Es duftete nach Chili – *Truthahn*-Chili, hatte er ihr mitgeteilt –, vermischt mit dem Geruch der brennenden Holzscheite. Ihr Thanksgiving-Dinner war alles andere als traditionell gewesen, und dafür liebte sie ihn. Die meiste Zeit hatten sie genau hier verbracht, in seinem

Bett; sein Hund, ein Husky namens Nikita, lag zusammengerollt auf dem Fußboden in der Nähe der Tür. Durchs Fenster sahen sie den Schnee fallen, und für ein paar wundervolle friedliche Stunden war es so, als gäbe es nur sie beide auf der Welt.

Santana war nackt, genau wie sie, seine Haut hob sich dunkel von den weißen Laken ab, das schwarze Haar fiel ihm zerrauft in die Stirn, seine tiefbraunen Augen glühten vor Leidenschaft, und sie fand ihn einfach nur unglaublich sexy. Immer noch, obwohl sie schon über ein Jahr zusammen waren.

Der Mistkerl hatte den Mut zu grinsen, seine Zähne blitzten weiß auf in dem dämmrigen Raum. »Ich denke, damit sind wir noch lange nicht durch, im Gegenteil: Wir werden das Thema wieder und wieder durchkauen, bis du endlich der Tatsache ins Auge siehst, dass du mich brauchst.«

»Brauchst?«

»Exakt. Genau das tust du. Finde dich damit ab.«

»Ich brauche –«

»– niemanden«, beendete er den Satz für sie. »Ja, ich weiß. Das habe ich schließlich oft genug gehört.«

»Warum setzt du mich dann unter Druck?« Er hatte sie gebeten, bei ihm einzuziehen. Wieder einmal. Vor einem Jahr, während ihrer Genesung von den seelischen und körperlichen Wunden, die ihr ein geistesgestörter Serienkiller beigebracht hatte, hatte sie ihm beigepflichtet, dass es eine gute Idee sei, zusammenzuwohnen. Die Vorstellung war verlockend gewesen, hatte ihr ein Gefühl von Sicherheit vermittelt. Aber jetzt …

»Komm schon, Regan. Wäre das denn so schlimm?« Er streckte seine warme, schwielige Hand nach ihr aus und ließ sie ihre Rippen hinaufgleiten. Ihre Haut kribbelte, wo er sie berührte, und sie spürte, dass sie erregt wurde.

»Wir könnten so viel Spaß haben.« Er richtete sich auf und berührte mit der Zunge eine ihrer Brustwarzen. Sein Atem strich heiß über ihre schweißfeuchte Haut. »Denk darüber nach. Das könnten wir jeden Tag haben: Liebe spät in der Nacht, Liebe am Morgen …«

Sie verspürte das vertraute Verlangen tief in ihrem Innern. Als merkte er, wie stark sie auf ihn ansprach, ließ er seine Hand tiefer rutschen und spreizte die Finger zwischen ihren Beinen, so dass er mit den Fingerspitzen ihre empfindlichsten Punkte berührte. »Denk darüber nach«, wiederholte er flüsternd.

»Du kannst ein echter Mistkerl sein, Cowboy, wenn du es darauf anlegst.«

»Jahrelange Übung.« Wieder die Zunge. Eine kurze Berührung, die ihr Innerstes zum Schmelzen brachte.

Ihre Brustwarzen richteten sich auf. Sie stöhnte.

Sie wollte ihn, ja, verdammt, sie wollte ihn wirklich, konnte einfach nicht genug bekommen von diesem Mann.

Santana lachte, als hätte er ihre Gedanken gelesen.

»Ich meine es ernst.«

»Ich auch.« Geschmeidig wie eine Raubkatze rollte er sich auf sie und drückte sie auf die Matratze. In seinen Augen loderte ein dunkles, heftiges Feuer. »Wir reden jetzt lange genug davon zusammenzuziehen.«

»Ich weiß, aber ich habe immer noch Kinder zu Hause …«

»Denen eine starke Vaterfigur guttun würde.«

»Oh …«, sagte sie, doch sein Gewicht, das genau auf den richtigen Stellen lastete, machte es ihr schwer, einen klaren Gedanken zu fassen. Was zum Teufel stimmte nicht mit ihr? Obwohl sie auf die vierzig zuging, war sie mit einem Mal so scharf wie ein Teenager.

Zumindest, wenn es um diesen verfluchten Santana ging, und das Schlimmste war: Dieser Mistkerl wusste das!

»Es läuft doch gut«, sagte sie.

»Es könnte besser laufen«, widersprach er.

»Oder schlechter.«

»Komm schon, Regan, nun riskier doch mal was.« Er küsste sie voller Leidenschaft, dann knabberte er an ihrer Unterlippe.

»Wenn du denkst, du kannst mich überreden, indem du … oooh.« Seine Hand wanderte wieder zwischen ihre Beine, und sie konnte nicht anders, als sich ihm entgegenzuwölben, ihr Blut rauschte, ihr Herz schlug einen Trommelwirbel. Die Finger ins Laken gekrallt, schloss sie die Augen und gab sich ihm hin. Als er in sie eindrang, stöhnte sie laut auf und spürte, wie sie die vertraute Woge der Erregung durchflutete, als er anfing, sich in ihr zu bewegen, keuchend, die Haut feucht vor Schweiß.

War der Gedanke an eine gemeinsame Zukunft wirklich so schlimm? Der Gedanke, den Rest ihres Lebens mit ihm zu verbringen?

Doch jetzt konnte sie nicht weiter darüber nachgrübeln und wollte es auch gar nicht. Im Augenblick wollte sie nur die Nacht mit ihm genießen, und zwar ganz.

Kacey blickte aus den großen Fenstern auf der Rückseite der Rolling-Hills-Seniorenresidenz und stellte fest, dass sie länger bei ihrer Mutter geblieben war, als sie vorgehabt hatte. Draußen glitzerten die großen Schneeflocken im Licht der Außenbeleuchtung, die strategisch über das Gelände verteilt war. Ein offener Pavillon, dekoriert mit weißen Lichterketten, erstrahlte in der Ferne, auch eine der Koniferen war festlich erleuchtet.

Einige andere Gäste hatten ihr Festessen beendet und winkten Maribelle auf ihrem Weg aus dem Speisesaal zu oder blieben an ihrem

Tisch stehen, um ihr ein frohes Thanksgiving zu wünschen. Maribelle stellte sie Kacey vor und wünschte ihnen ebenfalls frohe Feiertage.

Kacey wollte gerade aufstehen, als ein großer, stattlicher Mann mit kahlrasiertem Kopf und militärischer Haltung zu ihnen trat und sie unbefangen anlächelte.

»Ist das deine Tochter?«, fragte er, und Maribelle beeilte sich, Kacey David Spencer vorzustellen, der verkündete, er sei »bezaubert«. Als wären sie am Set eines Films aus den fünfziger Jahren. »Sie sind so schön wie Ihre Mutter«, bemerkte er und zwinkerte Maribelle zu, die tatsächlich errötete. »Die beste Bridge-Spielerin von Rolling Hills, wenn nicht der ganzen Stadt. Es war mir ein Vergnügen, Sie kennenzulernen, Acacia.« Er tätschelte zärtlich die Schulter ihrer Mutter, bevor er durch die Doppeltür zum Foyer verschwand.

»Verstehst du, warum es mir hier gefällt?«, fragte ihre Mutter, den Blick auf Spencers steifen Rücken geheftet.

»Ja, ich denke schon. Und ich verstehe jetzt, warum du so versessen darauf warst, dass ich herkomme. Du wolltest, dass ich ihn kennenlerne, hab ich recht?«

Ihre Mutter machte Anstalten zu leugnen, dann zuckte sie die Achseln. »Du hast mich ertappt.«

»Ist es etwas Ernstes zwischen euch?«

»Aber nein!« Maribelle lachte, ein glockenhelles Lachen, das Kacey schon seit Jahren nicht mehr gehört hatte. »Ich nenne ihn den Commander«, vertraute sie ihr kichernd an.

»Hast du dich verliebt?«

»Nun, das weiß ich nicht.«

»Mom. Lüg mich nicht an. Das liegt doch klar auf der Hand. Warum habe ich vorher nie von ihm gehört?«

»Es gab nichts zu erzählen, wirklich nicht.« Doch das Funkeln in ihren Augen strafte ihre Worte Lügen. »Was denkst du?«

»Über ihn oder über dich?«

»Über uns.«

»Ich möchte nur, dass du glücklich bist«, hörte sich Kacey sagen, doch auch wenn sie den beiden ihren Segen gab, so hatte sie Fragen, und eine davon war, warum ihre Mutter in all den Jahren, die sie mit Kaceys Vater verheiratet gewesen war, nie so unbefangen glücklich gewirkt hatte. Warum hatte Kacey die Ehe ihrer Eltern stets als angespannt empfunden? Sie war zu dem Schluss gekommen, dass ihre Mutter ihren Vater nie wirklich geliebt hatte, dass sie der Ansicht gewesen war, unter ihrem Stand geheiratet zu haben, als sie die Frau eines Handwerkers geworden war, wo sie doch Bildung, eine Karriere vorweisen konnte. Maribelle hatte als Krankenschwester an einer anerkannten Klinik gearbeitet und sich womöglich

zu Höherem berufen gefühlt, zu etwas, das sie jetzt in David Spencer sah.

Kacey fragte sich auch, wie gut sie ihre Mutter kannte. Wie gut sie sie je gekannt hatte. Maribelle war voller Geheimnisse, eine Frau, die die Wahrheit nur zu gern verschleierte.

»Na so was! Sie sind tatsächlich da!«

Dan Grayson stand im Türrahmen, übers ganze Gesicht grinsend, und riss die Tür weit auf, damit Alvarez eintreten konnte.

Sie hätte beinahe auf dem Absatz kehrtgemacht, als sie den Wagen neben der Garage entdeckt hatte, so hoch mit Schnee bedeckt, dass es ihr unmöglich war, die Marke festzustellen. Er sah aus wie ein Kleinwagen.

»He, Hattie! Wir haben Gesellschaft!«, rief er über die Schulter, und Alvarez sank der Mut. »Kommen Sie rein, kommen Sie rein. Es ist höllisch kalt draußen!« Er gab die Schwelle frei und winkte sie ins Haus. Selena zwang sich zu

einem Lächeln, auch wenn ihr ganz und gar nicht danach zumute war.

Was hatte sie da bloß für einen Fehler gemacht! Er bat sie nur herein, weil er höflich sein wollte, das war alles. Doch jetzt gab es kein Zurück mehr; sie würde sich einfach so schnell wie möglich entschuldigen und auf den Heimweg machen. Beklommen trat sie in die Diele und hörte donnernde Schritte.

Zwei Mädchen um die sieben, eineiige Zwillinge, bogen um die Ecke. Eine war rosa gekleidet, die Haare von einem passenden Haarband aus dem Gesicht gehalten, die andere, ganz in Grün, trug einen Pferdeschwanz, aus dem sich einzelne Strähnen lösten. Sie lächelte, und Alvarez bemerkte die Lücke in ihren Schneidezähnen.

»Mädchen, das ist Detective, ähm, Ms. Alvarez«, stellte er sie vor, dann, an Selena gewandt: »Selena, das sind McKenzie und Mallory.«

»Hi«, sagte das Mädchen in Rosa, McKenzie. Ihre Schwester starrte Alvarez kritisch an. Plötzlich waren weitere Schritte zu vernehmen. Eine Frau, die einer Fünfziger-Jahre-Sitcom hätte entsprungen sein können, trat zu ihnen. Groß, schlank, mit hohen Absätzen und einem wie angegossen sitzenden Etuikleid, bedachte sie Alvarez mit einem strahlenden Lächeln.

»Ich bin Hattie«, begrüßte sie sie mit warmer Stimme. Sie trug tatsächlich eine Perlenkette und hatte eine dieser zarten, völlig überflüssigen Schürzen um ihre Wespentaille gebunden. Ihr Haar war zurückgekämmt und mit einem eleganten Kamm festgesteckt.

»Selena«, stellte sich Alvarez vor und reichte Hattie, die ganz offensichtlich die Gastgeberin war, peinlich berührt die Weinflasche.

»Ich freue mich, dass Sie es geschafft haben, noch dazu rechtzeitig!«, rief diese und fuhr, an Grayson gewandt, fort: »Nun nimm ihr doch bitte mal den Mantel ab. Meine Güte, Dan, also

wirklich!« Sie blickte auf die Flasche. »Cabernet! Mein Lieblingswein!«

Rette mich!, flehte Alvarez innerlich, reichte Grayson ihren Mantel und folgte Hattie ins Esszimmer. Auf dem Tisch lag eine sorgfältig gebügelte Decke, frisches Grün und ein Preiselbeerzweig waren rund um die dicken weißen Kerzen in der Mitte dekoriert. Vier Platzteller aus Porzellan standen auf den Tischsets und schrien förmlich heraus, dass man sie nicht erwartet hatte.

»Dan, kannst du die bitte öffnen?«, fragte Harriet und reichte ihm mit einem Zwinkern die Flasche, dann verschwand sie durch einen Durchgang, vermutlich in die Küche.

»Alles klar!« An Selena gewandt, erklärte er: »Hattie ist … war … meine Schwägerin. Die Mädchen sind meine Nichten.«

»Oh.«

Das erklärte nicht viel, und als habe er ihr ihre Verwirrung angemerkt, fügte er hinzu: »Hattie ist die Schwester meiner Ex-Frau.«

Ach du liebe Güte, das wurde ja immer komplizierter!

Sie gingen in die Küche, wo Hattie einen weiteren Teller aus dem Schrank nahm. Auf der Anrichte stand ein perfekt gebratener Truthahn, daneben eine offene Flasche Chablis mit zwei nicht zueinanderpassenden Weingläsern.

Alvarez stöhnte innerlich, während Hattie in der Besteckschublade klapperte und Messer, Gabel und Löffel zusammensuchte.

Mach das Beste daraus, ermahnte sie sich. *Halte einfach die nächsten Stunden durch und lächle. Auch wenn das hier dein ganz persönlicher Alptraum ist, du schaffst das. Wie schwierig kann ein bisschen Smalltalk schon sein, verglichen mit der Suche nach Hinweisen zum Tod von Jocelyn Wallis oder den Ermittlungen*

am Tatort eines sadistischen Killers? Es ist doch nur ein Essen –!

»Dan, warum fängst du nicht schon mal an, den Truthahn zu tranchieren?«, schlug Hattie vor, während Grayson den Rotwein öffnete.

»Gute Idee.«

Alvarez steckte die Nase in das Glas, das er ihr anbot. Diese Seite hatte sie noch nie an Grayson gesehen. Den entspannten Familienmenschen. Ja, was hatte sie denn gedacht?

Hattie glasierte die Süßkartoffeln bis zur Vollendung, dann rührte sie die Bratensoße für die Kartoffeln an. Preiselbeersoße und eine Kürbis-Pie kühlten auf dem Tresen ab. Martha Stewart, Amerikas berühmte Vorzeigehausfrau, war nichts gegen Graysons Schwägerin. So viel häuslicher Perfektionismus war einfach zu viel für Alvarez. Warum war sie bloß hierhergekommen? Sie kam sich wie ein Eindringling vor.

Sie nahmen am Tisch Platz; Alvarez den Zwillingen gegenüber, Grayson an einem Ende

des Tisches, Hattie am anderen. In Gedanken spielte Alvarez alle möglichen Fluchtmöglichkeiten durch. Hattie bestand darauf, dass die Mädchen ein Dankgebet sprachen. Mallory kriegte kein Wort heraus, aber McKenzie sagte ein Kindergebet auf, das sie offenbar für diesen Anlass gelernt hatte.

Das Essen schmeckte köstlich, der Truthahn war saftig, die Süßkartoffeln ein Gedicht, aber trotzdem konnte Alvarez das Ganze nicht richtig genießen.

Als Hattie das Dessert servierte und Grayson zuckersüß anstrahlte, tastete sie verstohlen nach ihrem Handy und drückte heimlich eine Taste, die es zum Klingeln brachte. Mit vorgetäuschtem Unmut zog sie das Telefon aus der Tasche und meldete sich: »Alvarez.« Dann schob sie mit besorgtem Gesicht ihren Stuhl zurück, stand auf und ging in die Diele. »Ja? Ist gut … Verstanden … Ja, selbstverständlich …« Nach etwa drei Minuten kehrte sie ins

Esszimmer zurück. »Es tut mir leid, ich muss los«, sagte sie. »Bleiben Sie sitzen. Ich hole mir meinen Mantel selbst.«

»Ärger?« Grayson war bereits aufgestanden.

»Nichts Ernstes.« Zumindest das war nicht gelogen.

»Dann bleiben Sie doch noch zu Kaffee und Pie«, bat Hattie, die vorbildlich geschwungenen Augenbrauen besorgt gekräuselt. McKenzie ahmte den Ausdruck ihrer Mutter nach, während Mallory probehalber einen Finger in die Schlagsahne tauchte, die auf ihrer warmen Kürbis-Pie schmolz.

»Es tut mir leid, das geht wirklich nicht. Vielen Dank fürs Essen. Es war großartig.« Alvarez wich Graysons Blick aus. Sie, die stets Geradlinige, hasste es, Ausflüchte zu Hilfe zu nehmen.

Grayson folgte ihr in die Diele und nahm ihren Mantel von einem Garderobenhaken

neben der Tür. »Was immer es sein mag – kann es nicht warten?«

»Ich glaube nicht.«

Er fasste sie beim Ellbogen. »Was ist denn los?«

»Etwas mit den Laboranfragen und Berichten ist durcheinandergeraten – ein ganz schöner Schlamassel.« Er ließ sie los. Fast hätte sie vor Erleichterung aufgeseufzt. »Wie ich schon sagte: nichts Ernstes. Ich will das Ganze nur sofort in Ordnung bringen.« Er half ihr in den Mantel. Plötzlich kam sie sich albern vor. Sie griff nach ihrem Schal, der ebenfalls an dem Garderobenhaken hing, und öffnete gleichzeitig die Haustür. »Vielen Dank für die Einladung. Das Essen war unglaublich gut«, sagte sie und eilte hinaus zu ihrem Wagen.

Beim Jeep angekommen, warf sie einen Blick über die Schulter und sah, dass Grayson noch immer auf der Schwelle stand und ihr hinterherblickte.

»Dan?«, ertönte Hatties gedämpfte Stimme aus dem Esszimmer.

Alvarez steckte energisch den Schlüssel ins Zündschloss. Der Motor erwachte zum Leben, die Scheibenwischer fegten den Schnee beiseite, der sich schon wieder auf der Windschutzscheibe angesammelt hatte. Sie setzte zurück und trat aufs Gas. Im Rückspiegel sah sie, wie sich die Tür von Graysons Blockhaus schloss. Das warme Licht war verschwunden, sie war allein in der dunklen, kalten Winternacht.

Enttäuschung machte sich in ihrem Herzen breit. Was hatte sie erwartet?, schalt sie sich selbst. Ein intimes Dinner zu zweit mit dem Sheriff, bei dem sie ihren mitgebrachten Wein tranken und sich womöglich sogar küssten?

Der Gedanke war mehr, als sie im Augenblick verkraftete. Sie bog in die Hauptverkehrsstraße ein, nur um hinter einem Schneepflug stecken zu bleiben, der

gemächlich den Schnee an den Straßenrand schob und mit seiner gewaltigen Schaufel über die Eisschicht schabte.

Alvarez bremste auf fünfzehn Meilen pro Stunde ab und nahm sich vor, nie wieder eine solche Dummheit zu begehen.

Sie war noch immer nicht zu Hause.

Das konnte er an den nicht vorhandenen Wagenspuren erkennen und an den Lichtern, die in einem bestimmten Abstand gemäß der Zeitschaltuhr an- und ausgingen. Die Schreibtischlampe im Arbeitszimmer schaltete sich um fünf Uhr morgens ein, die Tischlampe unten um halb vier nachmittags. Immer pünktlich, Tag für Tag.

Andere Lichtpfützen waren durch die nackten Zweige der umstehenden Bäume nicht zu erkennen. Im Frühling und im Sommer war ihr Haus auf dem Gelände der ehemaligen Farm ihrer Großeltern von der Straße aus nicht zu

sehen, doch um diese Jahreszeit trugen die Pappeln, Espen und Traubenkirschen keine Blätter und boten freie Sicht.

Er war vorsichtig gewesen, da er nicht wusste, ob sie heute noch nach Hause zurückkehren würde; sie sollte nicht durch seine Fußabdrücke im Schnee auf ihn aufmerksam werden. Dennoch war er hier, denn auch wenn ihm ein Überfall im Augenblick vermutlich mehr Aufmerksamkeit bescheren würde, als ihm lieb war, wollte er eine günstige Gelegenheit ergreifen, sobald sie sich ergab. Außerdem boten ihm die Feiertage eine gewisse Deckung: Es waren mehr Menschen unterwegs als sonst, und die Leute waren beschäftigt und abgelenkt. Zurzeit hatte sie weder eine Alarmanlage noch einen Wachhund noch einen Mitbewohner, doch all das konnte sich von jetzt auf gleich ändern. Er musste schnell sein, handeln, solange es noch machbar war.

Langsam war er an ihrer Auffahrt vorbeigerollt, dann noch einmal, um sicherzugehen, dass sie nicht aufgetaucht war, und hatte beschlossen, diese Chance zu nutzen.

In anderthalb Meilen Entfernung stellte er den Wagen hinter einem Geröllhaufen in einem alten Steinbruch ab und schnallte seine Langlaufski an. Glücklicherweise grenzte die Farm ihrer Familie an einen Nationalpark, so dass er nur über wenige Zäune steigen musste. Zahlreiche Wege und Pfade wanden sich durch die Pinien-, Lärchen- und Wacholderbestände; gut, dass er zuvor die kürzesten Routen ausgekundschaftet hatte.

Ausgerüstet mit einem Nachtsichtgerät, glitt er vorsichtig durch den stillen Wald, schreckte einen Schneehasen auf, der schnell in ein Dickicht aus tief verschneiten Kiefern hoppelte.

Adrenalin pulste durch sein Blut, und er sperrte die Ohren auf und scannte mit Hilfe seines Nachtsichtgeräts die Umgebung, dann

lief er weiter. Ein Reh verharrte wie erstarrt, als er vorüberglitt, ein Marder schlich durchs Unterholz.

Er rammte die Skistöcke in den Schnee und durchquerte den Wald bis zu dem Zaun, der den Besitz der Collins vom Nationalpark trennte. Nachdem er eine Minute gezögert, erneut die Ohren gespitzt und die vor ihm liegenden Felder nach Anzeichen von Leben abgesucht hatte, schnallte er die Ski ab und stieg in seine Schneeschuhe, dann kletterte er über den Zaun.

Auf der anderen Seite bewegte er sich so schnell und leise wie Jahre zuvor in der Wüste, als er bei den Marines gewesen war. Er hielt sich dicht am Zaun, damit seine Spuren nicht allzu sehr auffielen, und schlich zu den Nebengebäuden. Trotz der Minustemperaturen schwitzte er; seine Nerven waren straff wie Drahtseile, seine Muskeln angespannt. Er war bereit.

An der Rückseite des Stalls angekommen, hielt er inne und atmete tief durch, dann drückte er sich an den Außenmauern entlang in Richtung Haus. Warmes Licht fiel aus dem Arbeitszimmerfenster.

Wider Willen musste er schmunzeln.

Ihr Bestreben, das Haus so erscheinen zu lassen, als sei jemand anwesend, war amateurhaft, wenn nicht naiv.

Er betrat den Garten hinter dem kleinen Farmhaus und blieb wieder stehen. Prüfend sah er sich um, vergewisserte sich, dass tatsächlich niemand darin war, dann schlich er durchs Gebüsch zur Rückseite der Garage.

Der Schnee fiel so dicht, dass man kaum die Hand vor Augen erkennen konnte; die nächtliche Stille wurde nur von seinen eigenen Atemgeräuschen und dem Klopfen seines Herzens durchbrochen.

Er wäre ungestört, fragte sich nur, wie lange.

Schnell löste er die Schneeschuhe von seinen Stiefeln, dann schlich er um die Garage herum und leuchtete mit seiner Taschenlampe durch das Fenster der Seitentür.

Kein Auto.

Sie war nicht zurückgekehrt.

Noch nicht.

Vorsichtig setzte er seine Füße genau in die Trittspuren, die sie zuvor hinterlassen hatte, bis er an der hinteren Verandatür angekommen war. Aus den Tiefen seiner Jackentasche förderte er einen Schlüsselbund zutage und suchte den heraus, den er neu hatte anfertigen lassen. Er grinste, als er daran dachte, wie er die Heizung außerstand gesetzt und so getan hatte, als sei er vom Reparaturdienst. Nachdem er die Schlüssel aus ihrer Handtasche gefischt hatte, hatte er behauptet, ein Ersatzteil besorgen zu müssen, und war schnurstracks zum nächsten Schlüsseldienst gefahren. Anschließend hatte er die Schlüssel in ihre

Handtasche zurückgelegt und die Heizung mit dem »Ersatzteil« repariert, das er zuvor ausgebaut hatte. So simpel. So leicht. Und genauso leicht öffnete er jetzt die Tür.

Er zog seine Stiefel aus, versteckte sie hinter einem Stapel Gartenmöbel und tappte auf Socken in Acacias Zuhause. Verschiedene Gerüche umhüllten ihn: kalter Kaffee, eine dunkle Pfütze in der Glaskanne der Kaffeemaschine; verschiedene Düfte von den Duftkerzen, die überall in den Zimmern verteilt waren; selbst ein Hauch ihres Parfums hing in der Luft.

Er griff in seine Jackentasche, zog ein kleines Glasfläschchen heraus und schüttete das Puder in den gemahlenen Kaffee, der auf einem Regal neben der Kaffeemaschine stand. Dann – genau wie er es bei seinem Einsatz in Afghanistan gelernt hatte – verteilte er Wanzen in ihrem Schlafzimmer, im Wohnzimmer, in der Küche und im Arbeitszimmer. Sie hatten eine große Reichweite, so dass er Gespräche auch über eine

weite Entfernung mithören oder aufzeichnen konnte.

Perfekt.

Immer noch grinsend, brachte er das letzte winzige Mikrophon unter ihrem Bett an und fragte sich, was er da wohl zu hören bekäme.

Dann blickte er auf die Uhr und verließ das Haus auf demselben Weg, auf dem er es betreten hatte, zuversichtlich, dass der heftige Schneefall seine Spuren verwischen würde. Er schloss die Tür hinter sich ab, zog seine Stiefel an und achtete auch diesmal darauf, genau in ihre Fußstapfen zu treten. Käme sie nicht gleich in der nächsten halben Stunde nach Hause, würde ihr niemals auffallen, dass ihre Schritte zuvor kleiner gewesen waren.

O ja, sie war eine ganz Clevere, diese Acacia Lambert, aber sie hatte keine Ahnung, mit wem sie es zu tun hatte.

Doch das wusste keine von ihnen, und es gab noch so viele andere, auf die er sein Augenmerk richten musste.

Lächelnd stellte er sein Nachtsichtgerät ein und fand seine Schneeschuhe genau da, wo er sie abgestellt hatte.

Er malte sich aus, wie das Miststück am Morgen die erste Tasse Kaffee trinken würde. Acacia Lambert hätte absolut keine Chance gegen ihn. Nicht die geringste.

Das würde ihr nur allzu bald klarwerden.

Doch dann wäre es schon zu spät.

Kapitel 15

Auf der Heimfahrt fiel der Schnee in dicken Flocken, die Kacey, wäre sie besserer Stimmung gewesen, begeistert hätten. Stattdessen grübelte sie über das plötzliche Interesse ihrer Mutter an David Spencer nach. Nicht dass sie Maribelle ihr Glück nicht gönnte, doch die Frau hatte jahrelang die unglückliche, pflichtbewusste, wenngleich desinteressierte Ehefrau eines Mannes gespielt, an dessen Seite sie es kaum auszuhalten schien. Als Kaceys Vater einen Schlaganfall erlitten hatte, von dem er nie wieder ganz genesen war, hatten sie ihr Haus verkauft und waren gemeinsam nach Rolling Hills gezogen. Mit Unterstützung des dortigen Personals hatte Maribelle ihn widerwillig gepflegt, und während dieser Zeit hatte sich selten

auch nur der Anflug eines Lächelns auf ihrem Gesicht gezeigt.

Zwei Jahre später war er gestorben, und erst dann hatte Maribelle ansatzweise Gefühle gezeigt, die darauf schließen ließen, dass sie ihren Mann tatsächlich geliebt hatte und seinen Tod als Verlust empfand.

Doch selbst da hatte Kacey den Eindruck gehabt, dass sie sich mehr in ihrer Rolle als leidgeprüfte Witwe gefiel, als aufrichtig um ihren verstorbenen Mann zu trauern.

»Hör auf damit«, schalt sie sich selbst und starrte auf die verschneite Straße vor sich. Nur noch ein paar Meilen, dann hätte sie es geschafft und wäre endlich zu Hause.

Ihre Mutter war glücklich, und das war alles, was zählte, redete sie sich ein. Sie sollte dankbar sein, dass Maribelle in Rolling Hills jemanden gefunden hatte.

Trotzdem verspürte sie eine nagende Unzufriedenheit, und sie fragte sich, warum ihre

Mutter so dringend versucht hatte, das Thema »Familie« zu umschiffen.

Es war merkwürdig, wie Maribelle auf ihre Frage nach möglichen Halbgeschwistern, Cousins oder Cousinen reagiert hatte.

Sie lügt, dachte Kacey. Hinter ihr blitzten Scheinwerfer auf. Sie schaute in den Rückspiegel, aus dem ihr ihr eigenes Spiegelbild mit gerunzelter Stirn entgegenblickte. *Deine Mutter belügt dich rundheraus.* »Aber warum?«, fragte sie sich laut.

Vielleicht war es ja gar nicht ihr Vater, der andere Kinder hatte; vielleicht war es Maribelle selbst. Aber war das möglich?

Die Scheinwerfer blendeten sie, der Typ hinter ihr schien Fernlicht anzuhaben.

Die Verschlossenheit ihrer Mutter würde sie nicht davon abhalten, weitere Nachforschungen anzustellen. Als Ärztin hatte Kacey Zugang zu Informationen und Patientenakten, die ihr dabei helfen würden, die Wahrheit

herauszufinden; und wenn sie selbst nicht weiterkäme, bestünde immer noch die Möglichkeit, sich an einen ihrer Patienten zu wenden, der ihr gegenüber – während einer Teilnarkose unter Medikamenten stehend – behauptet hatte, sich in alle möglichen Regierungsdateien einhacken zu können. Sie sah keinen Grund, warum sie sich nicht an Tydeus Chilcoate, den vermeintlichen Computergott, wenden sollte; schlimmstenfalls hatte er einfach dummes Zeug geredet.

Wie hatte sich Maribelle ausgedrückt? Oh, richtig, sie hatte Kaceys Fragen als »Verhör« bezeichnet. Angriff war immer noch die beste Verteidigung und lenkte wunderbar vom eigentlichen Thema ab.

Gereizt beobachtete sie, wie der Scheißkerl in dem Wagen hinter ihr auf die Überholspur lenkte und Gas gab. Mit aufheulendem Motor und durchdrehenden Reifen schoss der helle Van an ihr vorbei. War der Typ bescheuert?

Sie fuhr langsamer, um ihn vorbeizulassen. »Idiot!«, schimpfte sie vor sich hin und warf einen Blick aus dem Seitenfenster. Vorne saßen zwei Personen, ein Mann und eine Frau, nahm sie an. Die Frau auf dem Beifahrersitz rauchte eine Zigarette. Sie schaute zu Kacey hinüber und sagte etwas zu dem Fahrer.

Plötzlich verlor der Kerl die Kontrolle über sein Fahrzeug.

Der Van schlitterte auf ihre Fahrspur.

»Verdammt!« Kacey trat auf die Bremse und lenkte zum Randstreifen, von dem aus es nur ein kurzes Stück war bis zu dem tiefen Graben, der an der Straße entlangführte.

Ihr Herz setzte einen Schlag aus.

Ihre Reifen gerieten ins Rutschen.

Sie umklammerte das Steuer so fest, dass ihre Knöchel weiß hervortraten, und versuchte, ruhig zu bleiben. »Komm schon, komm schon«, sagte sie beschwörend. Auf ihrer Stirn

sammelten sich Schweißtropfen. Der Van schoss vorbei, Schnee wirbelte auf.

Nicht gegenlenken! Diese unumstößliche Regel hatte ihr Großvater ihr eingebleut, als sie ihre vorläufige Fahrerlaubnis erhalten hatte. Trotzdem kam es ihr falsch vor, auf die Schneehaufen am Straßenrand zuzuschlittern.

Gerat bloß nicht in Panik!

Mit hämmerndem Herzen versuchte sie, ihren ausbrechenden Wagen auf die Spur zurückzuziehen, doch gerade als sie den Ford Edge ausgerichtet hatte, streifte sie mit dem Kotflügel einen der Schneehaufen. Eis sprühte durch die Luft.

»Verfluchter Mist!«

Sie überreagierte, und der Wagen geriet erneut ins Schleudern und rutschte auf die Gegenfahrbahn.

Scheinwerfer blendeten auf.

O Gott!

Ein riesiger Pick-up raste ihr entgegen.

Panisch riss sie das Lenkrad herum. Der Ford schlingerte zur Seite, und sie trat auf die Bremse, verzweifelt bemüht, dem entgegenkommenden Fahrzeug auszuweichen.

Eine Hupe gellte durch die Nacht.

»Allmächtiger!« Fast wäre ihr das Herz stehengeblieben. Die Bremsen blockierten, und noch immer rutschte der kleine SUV zur Seite, direkt vor den gewaltigen Kühlergrill des Pick-ups.

»Verdammte Scheiße!« Hektisch drückte sie das Gaspedal durch und versuchte verzweifelt, die Gewalt über den Wagen zurückzubekommen. Die Reifen drehten durch. »Komm schon! Komm schon!«

Der Pick-up kam immer näher, doch er bremste nicht ab. Jetzt war er so nahe, dass sie das Gesicht des Fahrers erkennen konnte. Ihre Blicke begegneten sich. Für den Bruchteil einer Sekunde meinte sie, ihn von irgendwoher zu kennen, sein Gesicht schon einmal gesehen zu

haben. Dann wappnete sie sich gegen den Zusammenstoß. Der Fahrer drückte auf die Hupe und stieg endlich auf die Bremse. Der Pick-up geriet nun ebenfalls ins Schlingern.

Kacey gab Gas.

Die Reifen des Edge fanden Halt, der Wagen schoss schräg nach vorn, doch nicht schnell genug, um dem Pick-up auszuweichen, der mit der Kante seines Kühlergrills ihren hinteren linken Kotflügel erwischte.

Wumm!

Durch den kleinen Geländewagen ging ein Ruck. Kaceys Sicherheitsgurt straffte sich. Ihr Wagen wirbelte wie verrückt im Kreis über beide Fahrspuren, Schnee und Eis stoben durch die Luft. »Komm schon, komm schon«, flehte sie, als könne der Edge sie verstehen. Verzweifelt versuchte sie, das Fahrzeug unter Kontrolle zu bringen. Ihr war übel.

Endlich blieb der Wagen stehen.

Kaceys Magen beruhigte sich. »Verdammt«, flüsterte sie. Ihr Herz hämmerte, ihr Puls raste. Sie holte tief Luft und spürte, wie der Angstschweiß auf ihrer Stirn zu trocknen begann.

Ihr SUV zeigte mit der Schnauze genau in Richtung Gegenverkehr, zum Glück kamen ihr keine Fahrzeuge entgegen. Ein Stück weiter die Straße hinunter hatte der Pick-up angehalten, seine Rücklichter strahlten rot und spiegelten sich im schmutzigen Schnee auf der Fahrbahn wider.

Kaceys Hände zitterten heftig, als sie aufs Gaspedal drückte, auf die richtige Spur lenkte und vorsichtig auf den Pick-up zurollte.

Ob es ihr passte oder nicht: Sie würde aussteigen und dem dunkelhaarigen Fahrer erklären müssen, was passiert war; außerdem würden sie wegen der Schadensregulierung die jeweiligen Versicherungsdaten austauschen müssen. Doch als Kaceys Scheinwerfer das Heck des schneebedeckten Pick-ups erfassten,

gab der Fahrer Gas und fuhr mit durchdrehenden Reifen davon, Schnee und Eis hinter sich aufwirbelnd.

»He!«, rief sie. *Was zum Teufel sollte das denn?*

Für den Bruchteil einer Sekunde erwog sie, hinter ihm herzufahren, immerhin war ihr Wagen beschädigt und möglicherweise auch der Pick-up. Solange der Fahrer des Vans, der sie abgedrängt hatte, nicht ausfindig gemacht worden war, trug sie die Schuld an dem Unfall. Sie trat aufs Gas, doch ihre Reifen drehten ebenfalls durch, und der Pick-up war längst in der Nacht verschwunden. Sein Nummernschild stammte aus Idaho, so viel hatte sie erkennen können, doch es war schmutzig und voller Schnee gewesen, nur die Ziffer Acht – oder war es eine Drei? – lesbar.

Der Fahrer war ihr bekannt vorgekommen, aber wieso? Wegen seiner dunklen Haare? Oder wegen seines durchdringenden Blicks?

Sie konzentrierte sich so sehr darauf, sich an das Gesicht des Mannes zu erinnern, dass sie die Frau am Straßenrand zunächst gar nicht wahrnahm. Plötzlich bemerkte sie aus dem Augenwinkel eine Bewegung und stellte fest, dass sie nicht allein war. Eine große, schlanke Frau mit grauen Strähnen in den blonden Haaren, die unter einer weißen Mütze hervorlugten, spazierte einen Pfad entlang, der aus dem umliegenden Nationalpark herausführte. Grace Perchant. Die Einheimische, die behauptete, mit Geistern sprechen und die Zukunft vorhersagen zu können. Neben Grace ging ein riesiger Hund mit hellbraun-grauem, struppigem Fell und den Augen eines erfahrenen Raubtiers. Es ging das Gerücht, dass in ihm zur Hälfte ein Wolf steckte, was Kacey bei diesem Anblick keine Sekunde bezweifelte.

Grace tauchte am Fahrerfenster auf. Kacey fuhr es herunter und fragte: »Haben Sie das

gesehen?« Die Frau nickte. »Ich habe keine Ahnung, warum er weggefahren ist.«

»Machen Sie sich darum mal keine Gedanken.«

Der Wolfshund stieß ein tiefes Knurren aus, seine Augen, die so blass waren wie die seiner Besitzerin, richteten sich auf den Wald.

»Still, Bane!«, befahl Grace, und das riesige Tier verstummte.

Doch Kacey machte sich sehr wohl Gedanken. »Aber … sein Pick-up ist womöglich beschädigt, und mein Wagen …«

»Ihr Wagen ist in Ordnung.« Grace schaute in die Dunkelheit, in die Richtung, in die der Pick-up verschwunden war.

»Ich sollte mit ihm reden.«

»Nein.« Grace konzentrierte sich wieder auf Kacey. Ihre blassgrünen Augen waren schreckgeweitet und voller Sorge. »Sie sollten auf keinen Fall mit ihm reden.«

»Warum nicht? Kennen Sie ihn?«

Grace schüttelte den Kopf, dann schweifte ihr Blick auf die vereiste Straße, die von der Dunkelheit verschluckt wurde. »Ich weiß nur, dass er böse ist«, sagte sie. Ihr Atem bildete kleine Wölkchen in der eisigen Luft. »Er meint es nicht gut mit Ihnen.«

»Er ist weggefahren! Außerdem glaube ich nicht, dass er mich absichtlich gestreift hat.«

Grace sah sie durchdringend an. »Seien Sie vorsichtig«, warnte sie Kacey, dann pfiff sie nach dem Hund und marschierte über die Straße zu einer Stelle, an der der Graben nicht allzu tief war. Ein schmaler Weg führte von dort aus in den Wald.

»Eigenartig«, murmelte Kacey, noch immer aufgewühlt, dann wendete sie mit einiger Mühe und legte vorsichtig die letzten vier Meilen zu dem Haus zurück, das sie seit einiger Zeit ihr Heim nannte. Die Auffahrt war dick verschneit, doch der Edge pflügte mit Leichtigkeit durch die weiße Schicht zur Garage hin.

Es war schon fast dreiundzwanzig Uhr, als sie, endlich angekommen, tief durchatmete und dem Ticken des abkühlenden Motors lauschte. Sie stieg aus dem Wagen, stellte das Garagenlicht an und begutachtete den Schaden an ihrem Wagen.

Ein eingedellter Kotflügel hinten, an der Seite, wo sie der Pick-up mit seinem Kühlergrill erwischt hatte, ein paar Kratzer und eine kleine Beule, mehr nicht. Problemlos zu reparieren. Sie hatte Glück gehabt, dass nichts Schlimmeres passiert war. Morgen würde sie sich um alles kümmern, sagte sie sich, schloss die Seitentür der Garage hinter sich und stapfte zur Hintertür. Alles war still, der Schnee fiel sanft vom Himmel; die Fußabdrücke, die sie zuvor hinterlassen hatte und in die sie ihre Stiefel nun wieder setzte, waren teilweise zugeschneit. Auf der Veranda blieb sie stehen und ließ ihren Blick über den Garten schweifen. Warum, wusste sie selbst nicht, doch schon den ganzen

Abend über hatte sie ein ungutes Gefühl gehabt. Der Unfall war da nicht gerade dienlich gewesen, genauso wenig wie der überraschende Aufbruch des beteiligten Fahrers.

Was hatte Grace gesagt? Der Fahrer sei »böse«, er meine es »nicht gut« mit ihr.

Das ist doch lächerlich. Fall bloß nicht darauf rein! Er war ein ganz normaler Mann, der es eilig hatte und zufällig in den Unfall verwickelt wurde. Dennoch wurde sie das Gefühl nicht los, dass sie ihn schon einmal gesehen hatte. Sie fröstelte. »Jetzt bildest du dir etwas ein.« Sie sperrte die Hintertür auf, trat ein und schloss gründlich hinter sich ab.

Als sie das Licht anknipste, hatte sie plötzlich das unheimliche Gefühl, dass jemand hier gewesen war. Aber das war lächerlich.

Trotzdem sah sie in jedes Zimmer, bevor sie Schal und Mantel ablegte und beides an den Garderobenständer bei der Eingangstür hängte.

Kein maskierter, messerschwingender Schwarzer Mann, der ihr auflauerte. Kein düsterer Schatten, der ihren Weg kreuzte. Auch kein glühendes Augenpaar, das hinter den Vorhängen jede ihrer Bewegungen verfolgte.

Leise vor sich hin brummelnd, huschte sie die Treppe hinauf, doch einige Stufen vor dem oberen Absatz blieb sie abrupt stehen. Sie meinte, einen außergewöhnlichen Geruch in der kleinen Mauernische wahrzunehmen, in der ein Porträt ihrer Großeltern vor der verblassten Tapete hing. Das blasse Rosenmuster hatte Grannie sehr gemocht, und Kacey hatte sich zwar geschworen, die Tapete zu ersetzen, aber bisher weder die Zeit noch das Herz gehabt, sie von den Wänden zu reißen.

Sie drückte ihren Zeigefinger an die Lippen, dann strich sie damit über die lächelnden Gesichter ihrer Großeltern und fragte sich, was sie über die Frauen wussten, die ihr so ähnlich

sahen. Jocelyn Wallis und Shelly Bonaventure, ihre Doppelgängerinnen.

Die drittletzte Treppenstufe knarrte, wie immer, und Kacey lächelte, als sie daran dachte, wie sie sie als Kind immer übersprungen hatte in der festen Überzeugung, sie würde ihr Unglück bringen. Später hatte sie sie meiden müssen, um nicht ihren schnarchenden Großvater aufzuwecken oder ihre Großmutter, die einen leichten Schlaf hatte, wenn sie sich in jenen wundervollen warmen Sommernächten aus dem Haus geschlichen hatte, in denen sie mit ihrem Pferd ohne Sattel über die mondbeschienenen Felder geritten war, den Geruch von frisch geschnittenem Gras und aufwirbelndem Staub in der Nase.

Jene Sommer in Montana schienen eine Ewigkeit her zu sein, Teil einer Kindheit, der nichts zu tun hatte mit der Frau, zu der sie geworden war – die ehrgeizige Medizinstudentin, die von einem Irren überfallen worden war.

Fast hätte sie deswegen ihre Karriere aufgegeben, noch bevor sie recht begonnen hatte.

Wem machte sie eigentlich etwas vor?

Seitdem dieser Psychopath ihr in dem Parkhaus aufgelauert hatte, war sie nicht mehr dieselbe. Verschwunden war jede Spur von dem Mädchen, das einst um Mitternacht mit seinem Pferd über die Felder galoppiert war, das sich an einem Seil über den Fluss geschwungen und ins Wasser hatte fallen lassen oder furchtlos durch die umliegenden Hügel gewandert war … Nein, irgendwo zwischen der permanenten Kritik ihrer Mutter und dem grauenvollen Überfall war Kaceys Selbstbewusstsein auf der Strecke geblieben.

Mit den Jahren hatte sie etwas davon zurückgewonnen, konnte sogar besser mit der Scheidung umgehen, als sie gedacht hatte, und dennoch: Tief in ihrem Innern verbarg sich eine

zutiefst verängstigte Frau, die gerade in diesem Augenblick aus der Versenkung auftauchte.

Du darfst das nicht zulassen. Lass nicht zu, dass dich irgendeine Spinnerin aus der Bahn wirft. Grace Perchant glaubt, sie kann mit Geistern reden, das muss man sich mal vorstellen!, rief sie sich zur Ordnung und betrat den Raum, den sie stets gemieden hatte: das Schlafzimmer ihrer Großeltern. Irgendwie war ihr das wie ein Sakrileg vorgekommen. Anstatt das Licht anzuknipsen, schritt sie durch das dunkle Zimmer zum Fenster und blickte hinaus über die dunklen Felder. Es hatte nicht aufgehört zu schneien.

Wieder verspürte sie ein merkwürdiges Frösteln. Sie dachte an den Fahrer des Pickups, der ihren Wagen gestreift hatte, an ihre Blicke, die einander begegnet waren. Kannte sie ihn tatsächlich? Oder hatte sie sich in diesem Augenblick des Schreckens geirrt?

Kapitel 16

Okay … nein … warte …« Pescoli, die ihrer Partnerin Selena Alvarez in einer Nische im Wild Will gegenübersaß, hob beschwichtigend die Hände und legte den Kopf schief. Es war einen Tag nach Thanksgiving, und sie hatten sich im Zentrum von Grizzly Falls in einem Restaurant mit Bar verabredet. »Du hast dir die Zukunft aus einer Teetasse lesen lassen von einer Frau, die sich im Partnerlook mit ihrem Dackel kleidet, und anschließend die Katze des Opfers gestohlen?«

»Aufgenommen. Vorübergehend.«

Pescoli starrte Alvarez an, als wären ihr plötzlich Hörner gewachsen. »Wer bist du, und wo ist meine Partnerin?«, fragte sie fassungslos, schnappte sich die Ketchupflasche

und gab einen großen Klecks auf ihren Teller. »Als Nächstes behauptest du noch, du wärst mit einem Raumschiff zu Crytor – oder wie auch immer der hieß – gebeamt worden, diesem außerirdischen Reptiliengeneral, der vor Jahren angeblich Ivor Hicks entführt hat.«

Alvarez spielte mit den Resten ihres Thunfischsalats und beschloss zu beichten. Wenn sie es nicht tat, würde Regan es ohnehin von jemand anders erfahren. Also gab sie zu, dass sie an Thanksgiving bei Dan Grayson gewesen war.

»Ach du liebe Güte!«, rief Pescoli verblüfft. »Du bist in seine Familienfeier geplatzt und –«

»Ich war eingeladen, okay?«

»Aus Mitleid!«

Alvarez bedachte ihre Partnerin mit einem grimmigen Blick. »Es war ein Fehler, ich weiß. Ich hab’s ja kapiert. Ich erzähle es dir auch nur, damit es dich nicht wie aus heiterem Himmel trifft, sollte der Sheriff davon anfangen.« Sie

stieß ihre Gabel in ein Salatblatt. »Und, was hast du gemacht?«

Zu ihrer Überraschung wurde Pescoli rot, nahm ihr Reuben-Sandwich und tunkte es in die Ketchuppfütze, bevor sie einen Bissen davon nahm.

»Das dachte ich mir.« Alvarez versuchte, nicht neidisch zu klingen.

»Hat der Besuch bei der Nachbarin noch etwas anderes gebracht als die Katze?«, wechselte Regan kauend das Thema und spülte mit einem Schluck Cola light nach.

»Könnte sein, dass wir auf der Suche nach einem dunklen Pick-up sind.«

Pescoli warf ihr einen Blick zu. »Wann sind wir das nicht?«

Alvarez zuckte die Achseln.

»Hat besagter Pick-up Nummernschilder? Irgendwelche besonderen Kennzeichen? Vielleicht einen Anhänger oder eine Staubox für Werkzeuge?«

»Möglich, aber das hat Lois entweder nicht gesehen, oder sie erinnert sich nicht daran.«

»Lois ist die Dackelmama, die aufeinander abgestimmte Pullover für Mensch und Tier strickt und den Teesatz liest? Die Nachbarin von Jocelyn Wallis?«

»Ja«, antwortete Alvarez geduldig.

»Hm. Nicht unbedingt die glaubwürdigste Zeugin.« Pescoli trank ihre Cola light aus. Noch bevor sie abwinken konnte, stellte ihr Sandi, die Kellnerin und gleichzeitige Besitzerin des Restaurants, wieder ein volles Glas hin. »Danke, das ist genug.«

»Das Nachfüllen ist umsonst«, erklärte Sandi, eine kleine, etwas magere Frau mit einem breiten Grinsen. Sie war die geborene Geschäftsfrau. Bei der äußerst unschönen Scheidung von ihrem Mann William Aldridge, nach dem das Wild Will benannt war, hatte sie das Restaurant zugesprochen bekommen, und sie war mit Herz und Seele bei der Sache. So

hatte sie zum Beispiel die zuvor eher langweilige Speisekarte mit einheimischen Gerichten – Heidelbeeren, Wild, Forelle – aufgepeppt und die Räumlichkeiten völlig neu gestaltet, so dass es aussah wie in einer Jagdhütte. Unter der Decke hingen Wagenräder mit Windlichtern darauf, die groben Holzwände zierten die ausgestopften Köpfe von Dickhornschafen, Antilopen und Hirschen, sogar ein Elch starrte mit seinen glasigen Augen auf die Gäste an den Tischen und in den Sitznischen herab. Es war unheimlich, bizarr und irgendwie makaber, fand Alvarez, doch es passte zu Grizzly Falls.

Sandi zwinkerte ihnen mit einem ihrer zu stark geschminkten Augen zu und eilte zu einem Tisch, an dem ein Pärchen darum kämpfte, drei lautstarke Kinder im Alter zwischen zwei und sechs im Zaum zu halten. Mom und Dad waren ganz offensichtlich überfordert, ihre Taschen abzustellen, Getränke auszuwählen und gleichzeitig die Fragen ihrer quirligen

Söhne zu beantworten. Sandi zog drei kleine Malbücher aus ihrer Schürze, schnappte sich ein Glas voller Buntstifte von einem Tisch in der Nähe, und als die Kleinen eifrig zu malen begannen, notierte sie in aller Ruhe die Bestellung der Eltern.

»Jetzt erzähl mir noch mal von dem Gift.« Pescoli nahm einen weiteren Bissen, während Alvarez berichtete, was sie in Jocelyn Wallis' Wohnung entdeckt hatte und warum alles auf einen Mord hindeutete.

Sie besprachen den Fall, dann beglichen sie die Rechnung, zogen ihre Jacken an und gingen an Grizz – dem ausgestopften Grizzly, der die Gäste begrüßte – vorbei zur Tür. Grizz, erstarrt für alle Ewigkeiten, das Maul geöffnet zu einem endlosen Knurren, bei dem er seine gewaltigen Zähne entblößte, war für gewöhnlich der Jahreszeit entsprechend gekleidet. Auch heute machte er keine Ausnahme: Er trug eine weiße Haube und einen Pilgerkragen über seinem

zotteligen Pelz, als wäre er eine Pilgerin. Zu seinen großen krallenbewehrten Füßen lagen verschiedene Kürbisse und ein überquellendes Füllhorn; ein ausgestopfter Truthahn lugte um die getrockneten Getreidehalme, die rund um den Bären drapiert waren.

»Wie putzig«, murmelte Pescoli.

Alvarez drückte die Glastür mit der Schulter auf. Ein Schwall eisiger Winterluft traf sie ins Gesicht. Der Gehsteig war freigeschaufelt und gestreut, der Asphalt schimmerte durch die angeschmolzene Eisschicht. Das Dröhnen der Wasserfälle war noch über den Verkehrslärm hinweg zu vernehmen. Die Passanten waren in dicke Jacken und Mäntel gehüllt, die meisten von ihnen hatten Schals umgebunden und Mützen bis tief über die Ohren gezogen. Manche jonglierten mit Paketen, andere hielten die in Fausthandschuhen steckenden Hände ihrer Kinder fest. Ein paar drückten sich rauchend in den Eingangsbereichen der

Geschäfte herum, die, bereits mit Zedernkränzen, roten Schleifen und glänzenden Lichtern geschmückt, weihnachtliche Stimmung verbreiteten. Es hatte aufgehört zu schneien, doch die tief hängende Wolkendecke ließ keine Sonnenstrahlen durch.

Beide Detectives waren mit ihrem eigenen Fahrzeug gekommen. Alvarez war noch vor Tagesanbruch im Büro des Sheriffs gewesen und hatte Pescoli angerufen, die bereit gewesen war, sich mit ihr zu treffen, obwohl sie eigentlich frei hatte. »Du weißt, dass ich heute nicht arbeiten muss«, sagte diese daher, als sie an ihrem Jeep ankamen.

»Ich dachte nur, du wolltest gern auf dem neuesten Stand sein«, erwiderte Alvarez.

»Nun, da hast du recht. Die Kinder sind bei Lucky, also ist es keine große Sache. Michelle wollte ohnehin mit Bianca shoppen gehen.«

»Hast du nicht gesagt, sie hätte finanzielle Probleme?«

»Ja, schon, aber es ist doch Schwarzer Freitag, der Tag nach Thanksgiving, an dem man kaufen kann, bis die Kreditkarte glüht – da gibt es keinerlei Limit.« Sie zögerte, die Hand am Türgriff. »Ich schätze, du willst diesen heiligen Shopping-Tag im Büro verbringen?«

»Ja.«

»Und die Nacht vermutlich auch.«

»Während der Feiertage schnellt die Zahl der häuslichen Auseinandersetzungen für gewöhnlich dramatisch in die Höhe.« Das war ein Trend, der sich nie zu ändern schien. Man nehme ein paar Verwandte, biete ihnen zu essen und zu trinken an, und ruck, zuck reißen alte Wunden wieder auf. Befeuert von ein bisschen Alkohol und einer griffbereiten Waffe, können die Dinge in rasantem Tempo außer Kontrolle geraten. Hatte sie das nicht oft genug in ihrer eigenen Familie miterlebt? »Ich hab jede Menge zu tun.«

Pescoli öffnete die Tür. »Danke, und halt mich auf dem Laufenden.«

»Das mache ich.«

Sie ließ den Motor an, setzte aus der Parklücke und fuhr davon, während Alvarez in eine Seitenstraße in der Nähe des Flusses ging, wo sie ihr eigenes Auto abgestellt hatte. Selbst bei dieser Kälte lehnten Angler am Geländer. Ihre Angelschnüre verschwanden in dem dunklen, aufgewirbelten Wasser tief unter ihnen; ein paar Fußgänger eilten geschäftig den Gehsteig entlang. Alvarez wandte sich vom Fluss ab, machte eine Hundertachtzig-Grad-Drehung und schaute nach oben über die Ladenfronten und Dächer hinweg zum Boxer Bluff. Sie ließ die Augen über den dunklen Hügel schweifen, bis sie ganz oben bei der Unfallstelle im Park hängenblieben. Unweigerlich konzentrierte sie sich auf die bröckelnde Brüstung, über die Jocelyn Wallis in den Tod

gestürzt war, doch von hier unten war so gut wie nichts zu erkennen.

War es wirklich ein Unfall gewesen? War es nicht viel wahrscheinlicher, dass man sie in die Tiefe gestoßen hatte?

Hatte es der Killer so eilig, sie tot zu sehen, dass er nicht abwarten konnte, bis das Gift, das er ihr ins Kaffeepulver gemischt hatte, Wirkung zeigte? Sie ging davon aus, dass er nichts von ihrer Herzerkrankung wusste; vermutlich hatte nicht einmal Jocelyn Wallis selbst etwas davon geahnt. Mit Sicherheit aber hatte der Mörder gewusst, dass das Arsen, wenn er es seinem Opfer unbemerkt über einen längeren Zeitraum verabreichen konnte, tödlich war.

»Wer zum Teufel bist du?«, fragte sie laut. Ihr Atem bildete kleine Wölkchen in der kalten Luft.

Sie riss den Blick vom Boxer Bluff los und schloss ihr Auto auf. Vielleicht hatte der Bastard Angst bekommen, die Symptome, die das

Arsen hervorrief, würden Jocelyn Wallis zwingen, vor ihrem Tod einen Arzt aufzusuchen. Nun, wenn sie schnell genug reagiert hätte, wäre sie vielleicht verschont geblieben.

War er nur kribbelig, konnte es nicht länger abwarten, oder gab es einen Grund, dass er seinen ursprünglichen Plan, sie langsam verenden zu lassen, geändert hatte?

Vorausgesetzt, Jocelyn war tatsächlich über die Brüstung gestoßen worden, was noch immer nicht bestätigt war.

»Noch nicht«, sagte sie zu sich selbst und kletterte in ihren Jeep. Während sie den Motor anließ, blickte sie noch einmal hinauf zum Gipfel des Hügels. Fast bildlich sah sie vor sich, wie Jocelyn Wallis über die Brüstung in die Tiefe stürzte, mit rudernden Armen und Beinen, das Gesicht verzerrt vor Angst und Schmerz, während hinter ihr eine schemenhafte Gestalt ihren Fall verfolgte – hämisch grinsend, voller Stolz über seine durchtriebene Tat.

Alvarez spürte ein säuerliches Gefühl in ihrem Magen aufsteigen.

»Ich kriege dich, du mieser Kerl«, schwor sie leise, obwohl sie nicht einmal sagen konnte, ob tatsächlich jemand an besagter Stelle gestanden hatte.

Doch das würde sie herausfinden.

So oder so.

»Deine Mutter auf Leitung drei«, sagte Heather zu Kacey, als diese aus Behandlungsraum zwei trat, wo sie soeben den siebten Patienten mit grippalem Infekt untersucht hatte. »He, geht es dir gut?«

Die Antwort lautete nein, denn die Wahrheit war, dass sie vergangene Nacht nicht mehr als zwanzig Minuten am Stück geschlafen hatte. Das Gefühl, jemand sei in ihrem Haus gewesen, hatte dazu geführt, dass sie jedes Mal, wenn auch nur ein Balken knarrte, der Wind heulte oder ein Zweig gegen ein Fenster schlug,

aufgeschreckt war. Noch dazu hatten ihr Alpträume von dem Überfall zu schaffen gemacht, so dass sie mehrfach schweißgebadet aufgewacht war. Zweimal war sie nach unten gegangen und hatte nachgeschaut, ob auch wirklich sämtliche Türen und Fenster verriegelt waren; sie hatte sich sogar vergewissert, dass die Schrotflinte ihres Großvaters an Ort und Stelle hing: in der Bodenkammer unter dem Dachvorsprung, wohin man durch eine kleine Tür vom Flur vor ihrem Schlafzimmer gelangte.

Als der Wecker um fünf Uhr morgens geklingelt hatte, hatte sie sich aus dem Bett zwingen müssen.

Selbst die zwei Tassen Kaffee, die sie vor der Arbeit hinuntergestürzt hatte, hatten ihr nicht den gewünschten Schwung gegeben, so dass sie sich eher mühevoll durch den Tag schleppte. Durch einen höllischen Tag. Heather hatte sieben zusätzliche Patienten in ihren Terminplan eingeschoben, alle mit

Grippesymptomen; eine alte Dame war so krank gewesen, dass Kacey sie direkt nach nebenan ins St. Bartholomew Hospital überwiesen hatte.

Es ging zu wie im Irrenhaus: Das Wartezimmer quoll über, alle waren gereizt. Hinzu kam, dass die Computer für fast zwei Stunden abgestürzt waren und man ihren Kollegen Dr. Martin Cortez im Krankenhaus aufgehalten hatte.

»Es geht mir gut. Ich bin nur müde«, schwindelte sie, denn ihr Magen war schon den ganzen Tag übersäuert. »Richte Mom doch bitte aus, dass ich sie zurückrufe.«

Heather schnitt eine Grimasse. »Ich werd’s versuchen. ›Die Frau Doktor ist gerade bei den Patienten und wird Sie in ein paar Stunden zurückrufen‹, aber« – sie schüttelte energisch den Kopf – »das bringt doch nichts.«

»Dann stell mir den Anruf eben durch«, sagte Kacey, die sich über das plötzliche

Interesse ihrer Mutter wunderte. Sie hatten sich doch erst gestern Abend gesehen; oft sprachen sie ein, zwei Wochen nicht miteinander.

In ihrem Büro angekommen, ließ sie sich auf ihren Schreibtischstuhl fallen, drückte auf den Annahmeknopf der antiquierten Telefonanlage und sagte: »He, Mom! Fröhliches Shoppen!«

»Als würde ich wie ganz Amerika die Einkaufszentren stürmen!«, drang es ohne eine Spur von Amüsement durch die Leitung. »Acacia, ich habe nachgedacht …«, erklärte sie, und Kacey musste sich auf die Zunge beißen, um keinen schnippischen Kommentar zur Denkweise ihrer Mutter abzugeben. Offenbar war Maribelle nicht zum Scherzen aufgelegt.

»Worüber?«

»Über unser Gespräch gestern Abend.«

Kacey lehnte sich zurück und sah aus dem Fenster. Es fing wieder an zu schneien, eine weitere weiße Schicht legte sich auf die

Sträucher rund um die Poliklinik. »Und worüber genau?« Sie hätte wetten können, dass es nicht um den Commander ging und ausnahmsweise auch nicht um Kaceys Liebesleben. Offenbar hatte sie gestern Abend einen Nerv getroffen.

»Nun, es gefällt mir gar nicht, dass du denkst, dein Vater könnte … du weißt schon … noch weitere Kinder gezeugt haben, und wenn nicht er, dann einer seiner Verwandten. Was für eine überaus absurde Vorstellung!« Ihre Stimme klang todernst. »Ich weiß, dass du aufgeregt bist wegen dieser toten Frauen, die dir angeblich ähnlich sehen, deshalb wollte ich mich vergewissern, dass es dir gutgeht.«

Klartext: dass du nicht noch weiter nachfragst.

»Danke, Mom, es geht mir gut.«

»Dann ist also … alles wieder in Ordnung?«

Keineswegs. »So in Ordnung, wie es hier nur sein kann.«

»Gut.« Ein hörbarer Seufzer. »Da bin ich aber froh.«

Klartext: Da bin ich aber froh, dass du nicht weiter nachbohrst.

Maribelle, die ihrer Tochter nicht wirklich zu glauben schien, diese aber auch nicht der Lüge bezichtigen wollte, fügte hinzu: »Es war fabelhaft, dich gestern Abend zu sehen. Ich mache mich gleich auf den Weg zum Dinner. Der Commander und ich haben eine Verabredung. Kannst du dir das vorstellen? In meinem Alter?«

»Das ist doch großartig, Mom!«

»Findest du wirklich?«

»Absolut!« Das stimmte. Wenn Maribelle einen Mann fand, der sie glücklich machte – umso besser.

»Ich auch. Dann werde ich mich mal beeilen und meine weibliche Rüstung anlegen!«

Klartext: Make-up, figurformende Dessous.

»Du schaffst das schon, Mom.«

»Ich rufe bald wieder an.«

»Gern.« Kacey legte auf und starrte aus dem Fenster. Sie fühlte sich leer. So viele Frauen hatten eine enge, liebevolle Beziehung zu ihren Müttern, warum, so fragte sie sich, war ausgerechnet die zu ihrer Mutter die meiste Zeit kühl und wenig herzlich? Sie waren wie Fremde, und das kam ihr nicht richtig vor. Nicht dass es keine schlimmeren, feindseligen, ja sogar gewalttätigen Mutter-Tochter-Beziehungen gab, doch dieses Wissen linderte nicht den Schmerz, der seit ihrer Kindheit in ihr schwelte. Keine Geschwister. Eine distanzierte Mutter. Ein Vater, der sich zwar kümmerte, aber zu beschäftigt war. Wären die Großeltern nicht gewesen ...

Abgestoßen von der Wendung, die ihre Gedanken nahmen, konzentrierte sie sich auf das Positive. Vielleicht war ein bisschen Abstand zu ihrer Mutter gar nicht so schlecht, dann konnte sie so viel in der Vergangenheit

ihrer Familie herumwühlen, wie sie lustig war, und musste sich nicht den ganzen Unsinn wie »Du bringst den guten Namen unserer Familie in Verruf« oder »Du ziehst die Ehre deines Vaters in den Schmutz« anhören. »Es ist, wie es ist«, sagte sie laut und wunderte sich, wie mühelos sie ihre Mutter angelogen hatte. In Wahrheit hatte sie den Ball längst ins Rollen gebracht. Noch bevor heute Morgen der erste Patient hereinspaziert war, hatte sie E-Mails an die entsprechenden Ämter und Krankenhäuser geschickt. Sie wollte herausfinden, wie viele Frauen – bislang waren es ja nur Frauen –, etwa gleich alt wie sie und aus der Gegend von Helena, unter unglücklichen, wenn nicht gar verdächtigen Umständen ums Leben gekommen waren. Sie schaute auf das aktuelle Promi-Magazin, das sie beim Lebensmittelhändler mitgenommen hatte. Auf dem Cover war Shelly Bonaventure abgebildet. In dem dazugehörigen Artikel stieß sie auf den Namen des Beamten,

der die Ermittlungen leitete, ein Jonas Hayes vom LAPD. Sobald sie einen Zusammenhang erkennen konnte – wenn denn tatsächlich einer bestand –, würde sie sich mit ihm in Verbindung setzen. Auch wenn Shelly Bonaventures Tod als Selbstmord eingestuft worden war.

Es bestand durchaus die Möglichkeit, dass sie voreilige Schlüsse zog; vielleicht hatte Shelly Bonaventure schlicht und einfach beschlossen, ihrem Leben ein Ende zu setzen, und vielleicht hatte Jocelyn Wallis tatsächlich nur einen Fehltritt gemacht, der sie in die Klamm hinabbeförderte.

Bislang hatte niemand auf ihre E-Mails geantwortet, und vermutlich war bis nach dem Thanksgiving-Wochenende auch nicht damit zu rechnen, wenn überhaupt.

Kacey trommelte mit den Fingern auf die Schreibtischplatte und runzelte die Stirn. Sie wollte sich nicht nervös machen lassen, und sie

hatte auch nicht vor, noch einmal eine Nacht wie die vorherige zu erleben. Sie brauchte ein Gefühl von Sicherheit, um sich entspannen und schlafen zu können. Sie blickte auf die Uhr an der Wand. Siebzehn Uhr siebzehn. Das örtliche Tierheim schloss um sechs, das hatte sie bereits herausgefunden. Außerdem war sie während ihrer fünfzehnminütigen Mittags-pause, in der sie hastig ein paar Käsestangen und Cracker verdrückt hatte, die Bilder und Beschreibungen einiger der zur Vermittlung stehenden Hunde durchgegangen. Ihre Gedanken hatten eine Kehrtwende vollzogen: Jetzt war sie sich sicher, dass sie einen Hund brauchte, und irgendwo da draußen wartete einer verzweifelt darauf, dass sie ihn bei sich aufnahm. Sie war alle Argumente für und wider einen Vierbeiner durchgegangen, hatte die Stunden, die sie im Job verbrachte, gegen ihre Freizeit gestellt, doch sie war zu dem Schluss gekommen, dass sie Gesellschaft brauchte und

einen Wachhund, der ihr Schutz gab, sollte jemand versuchen, in ihr Haus einzudringen.

Du bist paranoid, warf sie sich im Stillen vor, doch in dem Augenblick knallte die Hintertür der Klinik zu, und sie wäre vor Schreck fast vom Stuhl gesprungen. Ihr Herz raste. Wegen nichts.

»Reiß dich zusammen«, murmelte sie. Ihr war flau im Magen. Durchs Fenster erspähte sie Randy Yates hinter dem Lenker seines zehn Jahre alten Chevy Tahoe, ein verbeulter Geländewagen, der das ganze Jahr über mit einer unbenutzten Skibox ausgestattet war. Ein paar Minuten später rief Heather: »Bis nächste Woche!«, und wieder schlug mit einem lauten Knall die Hintertür zu.

Jetzt war sie allein.

»Gewöhn dich dran«, riet sie sich selbst, dann nahm sie zwei Magentabletten, griff nach ihrem Mantel, schaltete die Alarmanlage ein und machte die Lichter aus.

Als Nächstes stand das Tierheim auf dem Programm.

Draußen war es schon dunkel, die Straßenlaternen verbreiteten ein weiches Licht und brachten die herabrieselnden Schneeflocken zum Funkeln. In den umliegenden Ladenfronten blinkten farbige Lichter, die sich in den Schaufensterscheiben spiegelten, doch Kacey, die zu ihrem Auto eilte, bemerkte sie kaum. Die winterliche Kälte schnitt durch ihren Mantel, und als sie endlich hinterm Steuer saß, bibberte sie. Bevor sie aus der Parklücke setzte, stellte sie die Heizung so hoch wie möglich, dann schaltete sie ihren Lieblingssender im Radio ein. »Silver Bells«, gesungen von einem Country-Music-Duo, das sie nicht kannte, erklang aus den Lautsprechern. Kaceys Zähne klapperten. Selbst durch ihre Handschuhe hindurch fühlte sich das Lenkrad an wie Eis, weihnachtliche Stimmung wollte sich bei ihr nicht einstellen.

Trotz des zähflüssigen Verkehrs hatte sie etwa fünfzehn Minuten später das Tierheim erreicht, gerade als sich das Wageninnere von polarer auf subpolare Zone erwärmt hatte.

Die Tür war abgeschlossen, also bog sie um die Ecke und versuchte es bei der angeschlossenen Tierklinik. Eine Kakophonie aus Gekläff und Gejaule begrüßte sie, als sie das an einen Stall erinnernde Gebäude betrat, in dem der Geruch nach Urin nur unzureichend von dem Kiefernduft des Reinigungsmittels überdeckt wurde. Eine Glocke über der Tür kündigte im Luftzug bimmelnd ihren Besuch an.

Ein Mädchen, kaum älter als ein Teenager, stand hinter einem langen Empfangstisch und ging die Tagesbelege durch. »Kann ich Ihnen helfen?«, fragte sie und schob den Papierkram beiseite. Sie hatte krauses braunes Haar, eine Zahnspange und blickte leicht verwirrt drein. »Sind … sind Sie hier, um Ihr Tier abzuholen?«

»Nein, nein. Ich hatte gehofft, mir die Tiere ansehen zu können, die zur Vermittlung stehen.«

»Oh, natürlich.« Das Mädchen warf einen Blick auf die runde Uhr über dem Durchgang, als wollte sie Kacey zu verstehen geben, wie spät es war. »Sicher, ähm, alle Hunde sind hinten. Wenn Sie mir bitte diese Papiere ausfüllen?« Sie schob einen Stoß Blätter, auf denen ANTRAG ZUR TIERADOPTION stand, und einen Kugelschreiber über den Empfangstisch und wandte sich wieder ihrer Arbeit zu.

Während Kacey mit dem Ausfüllen des Antrags beschäftigt war, erschien eine schlanke Frau in dem Durchgang hinter der Rezeption. Ihr langes schwarzes Haar war im Nacken mit Klammern zusammengesteckt, ihre gelbbraune Haut und die ausgeprägten hohen Wangenknochen wiesen auf ihre indianische Abstammung hin. Sie trug einen Arztkittel und schien es eilig zu haben. Kacey nahm an, dass es sich

um die Tierärztin von Grizzly Falls handelte, Jordan Eagle.

»Amber«, sagte Eagle zu dem Mädchen am Empfang, »ich habe gerade einen Anruf von Trace O'Halleran bekommen. Er bringt seinen Hund her, ein Notfall, in spätestens zehn Minuten ist er da.«

O'Halleran war auf dem Weg hierher? Albernerweise fing Kaceys Herz an, schneller zu schlagen, während Amber mit hängenden Schultern einen weiteren Blick auf die Uhr warf und seufzte. »Aber ich muss –«

»Bitte bleiben Sie, bis er hier ist. Ich werde dann abschließen«, sagte die Tierärztin mit fester Stimme, was Amber mit einem gequälten Achselzucken quittierte.

»Na schön.«

»Wenn Sie sich ein bisschen mit den Belegen beeilen, können Sie gleich anschließend Feierabend machen.« Jordan Eagles Blick wanderte zu Kacey. »Sie möchten ein Tier zu sich

nehmen?« Ihr Gesichtsausdruck wurde eine Spur weicher.

Kacey nickte, stellte sich vor und erklärte: »Ich interessiere mich weniger für einen Welpen; ein mittelgroßer Hund, der stubenrein ist und gut mit Kindern und anderen Tieren zurechtkommt, wäre mir lieber.« Wieder beschlich sie das mulmige Gefühl, dass jemand während ihrer Abwesenheit in ihr Haus eingedrungen war. »Ein Hund, der bedrohlicher wirkt, als er es tatsächlich ist, wäre prima. Einer, der bellt, wenn ein Fremder kommt, der aber nicht den Nachbarjungen vom Fahrrad holt oder durchdreht, wenn ein Eichhörnchen übers Dach läuft.«

Die Tierärztin brachte tatsächlich ein Lächeln zustande. »Oh, ich verstehe, Sie wollen einfach nur den perfekten Hund.«

»Das wäre schön, ja.«

Amber beendete die Abrechnung und verdrehte die Augen.

Wenn ihre Chefin etwas bemerkt hatte, so ignorierte sie das passiv aggressive Verhalten des Mädchens. Sie deutete mit dem Kopf in Richtung Durchgang und sagte: »Kommen Sie mit mir, ich möchte Ihnen Bonzi vorstellen.«

Amber riss den Kopf hoch. »Oh … Bonzi! Er ist der Beste!«

»Das ist er. Geben Sie mir Bescheid, wenn O'Hallerans Hund da ist.« Dann wandte sie sich an Kacey: »Hier entlang.« Mit schnellen, zielstrebigen Schritten ging sie Kacey voran durch ein Labyrinth von Räumen. »Leider haben wir im Augenblick sehr viele Hunde«, erklärte die Tierärztin mit Sorgenfalten auf der Stirn, während sie ihre Besucherin an einem Untersuchungszimmer, einem Operationsraum sowie an einem Bereich mit tiefen Waschbecken vorbeiführte, in denen die Tiere gebadet wurden.

Ein paar Katzen und Hunde, die unter der Aufsicht der Veterinärin standen, beobachteten

aus ihren Käfigen, wie Jordan und Kacey in einen Flur einbogen, der in einen anderen Teil der miteinander verbundenen Gebäude führte. Dort waren die Tiere untergebracht, die auf eine Adoption hofften.

Beim Geräusch der sich öffnenden Tür hob eine weitere ohrenbetäubende Kakophonie aus Gebell und Gejaule an. »Eine begeisterte Meute«, sagte die Tierärztin. Sie betraten einen großen Raum mit mehreren Käfigreihen. »Hier halten wir die Tiere, die nicht dauerhaft zur Pflege bei uns untergebracht sind«, erklärte Jordan. »Sie kommen hierher, sobald sie ein Gesundheitszeugnis und die nötigen Schutzimpfungen erhalten haben, aber sie bleiben nur vorübergehend. Wir versuchen stets, Pflegefamilien für die zu vermittelnden Tiere zu finden, doch im Augenblick sind wir überbelegt.« Sie ging einen kurzen Gang entlang und berührte ein paar feuchte Nasen, die sich ihr entgegenstreckten. »Ich würde sie

alle nehmen, wenn ich könnte, aber … nun, wir tun, was wir können. So, da sind wir. Hier ist Bonzi, Rasse unbestimmt – ein echter ›Senfhund‹: Da haben so einige ihren Senf dazugegeben. Ich nehme mal an, ein Boxer war dabei, ein Pitbull und vielleicht ein Rhodesian Ridgeback sind irgendwo unter seinen Vorfahren. Er ist ungefähr drei oder vier, sanftmütig und umgänglich, obwohl er ziemlich furchteinflößend bellen kann. He, komm her, Bonz«, sagte sie, öffnete den Käfig und legte ihm die Leine an. »Hierher.« Sie tätschelte den großen Kopf des Hundes, dann führte sie ihn in einen anderen, großen Raum, wo die Hunde offenbar trainiert wurden.

Bonzis kurzes Fell hatte einen warmen Karamellton, seine Pfoten waren weiß, was so aussah, als trüge er verschieden lange Socken. Doch es waren seine Augen, die ihr am meisten auffielen. Dunkelbraun, weise und gütig. Er reichte ihr bis zum Knie.

»Ach, das ist die mittlere Größe«, sagte sie leicht erstaunt.

»Nun, ja, eher das obere Ende«, gab die Tierärztin zu. »Er wiegt nicht ganz fünfunddreißig Kilo.«

Trotz der Tatsache, dass er gute fünfzehn Kilo mehr wog als der Hund, den sie sich vorgestellt hatte, war Kacey hingerissen. Bonzi war ruhig und freundlich und hatte einen Schwanz, mit dem er mühelos den Couchtisch würde abräumen können.

»Seine Vorbesitzer haben ihn wegen ihrer Scheidung abgegeben … sie leben jetzt in getrennten Wohnungen, in denen keine Haustiere erlaubt sind. Das ist eine vertrackte Situation; sie wollten ihn nicht abgeben, aber es blieb ihnen keine andere Wahl. Das Gute ist, dass er die beiden ersten Jahre seines Lebens mit einem kleineren Hund, zwei Katzen und einem kleinen Mädchen verbracht hat und zu allen sehr lieb gewesen ist.« Jordans Piepser

ging, Bonzi gab ein tiefes, kräftiges Bellen von sich, und die Ärztin sagte: »Mein Patient ist da!«

Trace O'Hallerans verletzter Hund. Kacey blickte zur Tür, die in die Tierklinik führte.

»Ich lasse Sie jetzt mit Bonzi allein, damit Sie sich miteinander vertraut machen können. Amber wird kommen und Bonzi zurück in seinen Käfig bringen, bevor Sie aufbrechen. Sollten Sie sich für ihn entscheiden, rufen Sie mich morgen an.«

»Oh, ich möchte ihn gleich mitnehmen, wenn es geht«, sagte Kacey, aber Jordan eilte bereits davon, ihre Schritte verhallten auf dem Betonfußboden, eine Tür schlug zu. Kacey betrachtete den »mittelgroßen« Hund und setzte sich auf den Boden. »Na schön, Bonzi. Wie lautet deine Geschichte?«

Der Hund gähnte und zeigte ein Maul voller großer Zähne, dann seufzte er, drehte sich im Kreis und legte sich neben sie, seinen großen

Kopf plazierte er auf ihren überkreuzten Beinen. Sie kraulte seine Ohren, und er schnaufte und blickte mit seinen weisen Augen zu ihr auf.

Wachhund? Das bezweifelte sie, obwohl er definitiv drohend bellen konnte. Auf alle Fälle wäre ihr sehr viel wohler bei dem Gedanken, dass er bei ihr war, wenn ein Eindringling durch ihr Haus schlich. Ohnehin hatte sie längst ihre Entscheidung gefällt. Kacey betrachtete seine kräftigen Kiefer, die auf ihrem Oberschenkel ruhten, und wusste, dass sie diesen *fast* fünfunddreißig Kilo schweren »Senfhund« für den Rest seines Lebens behalten würde.

Kapitel 17

Die letzte Person, die Trace O'Halleran in den hinteren Räumen der Tierklinik vermutet hätte, war Dr. Acacia Lambert. Der Rancher wartete zusammen mit seinem Sohn auf die Diagnose für seinen übel zugerichteten Hund. Doch da war sie höchstpersönlich, der Blick so wissbegierig, wie er ihn in Erinnerung hatte, das Gesicht so schön wie zuvor.

Es ärgerte ihn, dass er das überhaupt bemerkte.

»Hi«, sagte sie. Ein Lächeln umspielte ihre vollen Lippen, als ihr Blick von ihm zu seinem Sohn wanderte. »Wie geht es dir, Eli? Bist du vorsichtig mit deinem Arm?« Sie musste auf ihrem Weg nach draußen der Tierärztin begegnet sein und seinen verletzten Hund

gesehen haben; ihr besorgtes Gesicht sprach Bände.

»Sarge ist verletzt!«, platzte Eli heraus, das kleine Gesicht sorgenvoll verzogen. »Er ist mit einem blutenden Bein ins Haus gehumpelt, man konnte sogar den Knochen sehen!«

»Oh, das ist ja schrecklich«, entgegnete sie sanft, »aber jetzt ist er ja bei Dr. Eagle, und sie ist eine richtig gute Tierärztin.« Sie kniete sich neben Eli, doch sie blickte dabei Trace an. »Was ist passiert?«

»Ich habe wirklich keine Ahnung. Sieht aus, als hätte Sarge einen Kampf gegen Gott-weiß-was verloren. Vielleicht gegen einen Bären oder Waschbären, wenn nicht gar gegen einen Puma. Er war mit mir unterwegs, als ich meine Nachmittagsrunde gedreht habe, und dann ist er abgehauen, um ein bisschen durch die Gegend zu schnüffeln, wie immer. Ich habe ihn gerufen und gewartet, dann bin ich zum Haus zurückgegangen und habe die Frau abgelöst,

die auf Eli aufpasst. Gerade als ich losgehen wollte, um nach ihm zu suchen, hat er sich zurückgeschleppt.« Er presste die Kiefer aufeinander, als er daran dachte, wie Sarge zur Hintertür gehumpelt kam, eine blutige Spur im Schnee hinterlassend. Der Hund tat ihm schrecklich leid und noch mehr sein Sohn, der gegen eine Flut von Tränen ankämpfte. Als wäre er ein Erwachsener. »Wir haben die Tierärztin angerufen.«

»Er ist wirklich schlimm verletzt.« Elis Gesicht war gerötet, seine Unterlippe zitterte. »Er darf nicht sterben!«

»Daran sollten wir gar nicht denken«, ermahnte ihn Trace sanft.

»Miss Wallis *ist* gestorben!«

»Ich weiß.« Und wie er das wusste! Es war eine höllische Woche für sie alle gewesen. »Aber Sarge ist ein Kämpfer.«

»Dr. Eagle wird ihr Bestes tun, um ihn wieder gesund zu machen«, bekräftigte Kacey.

»Er wird nicht sterben, oder?«

Sie drückte seine Hand. »Ich weiß es nicht. Wir werden wohl einfach abwarten müssen.« Sie sah zu Trace auf. »Ich könnte mit Eli zu Dino rübergehen und ihm eine Pizza oder was immer er möchte bestellen«, schlug sie vor. »Und wenn Sie hier fertig sind, kommen Sie auch rüber.«

Die Idee war gut, fand Trace, denn Dinos Pizzeria war gleich auf der anderen Straßenseite. Solange sie nichts Genaueres über Sarges Verletzungen wussten, gab es keinen Grund für Eli, hier herumzusitzen und sich Sorgen zu machen. Sollten sie den Hund tatsächlich einschläfern müssen, würde Trace ihm das lieber auf seine eigene Art und Weise beibringen. Es war sicher besser für den Jungen, wenn er diese Entscheidung nicht mitbekam. »Ich denke, das geht in Ordnung«, sagte er, da er wusste, dass Eli Dr. Lambert mochte. »Was denkst du?«

Eli schaute Kacey an, und sie nahm seine kleine Hand in ihre. »Wollen wir uns ein Eis aussuchen, bevor wir unsere Pizza bestellen?«

»Und es zuerst essen?«

»Nun …« Sie sah Trace an.

»Tut euch keinen Zwang an. Ich bin gleich da«, erwiderte dieser und sah ihnen nach, wie sie zusammen aus der Tür gingen.

Ein Schwall winterlicher Luft wehte in den Raum, die kleine Glocke über der Tür bimmelte.

Durch das Fenster zur Straße beobachtete Trace, wie Kacey seinen Sohn über die Straße geleitete. Sie blickte übertrieben oft nach rechts und nach links auf die verschneite Fahrbahn, dann über die Schulter, die Stirn besorgt in Falten gelegt.

Wegen des kaum vorhandenen Verkehrs?

Oder steckte etwas anderes dahinter?

Nun mach dir mal keine unnötigen Sorgen. Sie ist nur vorsichtig.

Alles, was zählte, war, dass sie seinen Jungen gerade liebevoll über die Straße führte. Trace' Herz schlug plötzlich schneller, als ihm klarwurde, dass Elis eigene Mutter nie so besorgt um dessen Wohlergehen gewirkt hatte.

Leanna hatte sich als Mutter nicht gerade einen Orden verdient.

Seltsam, dachte er, als er sah, wie Kacey die Tür zum Restaurant öffnete, dessen moderne Einrichtung so gar nicht zu dem in der Stadt allgegenwärtigen Western-Thema passte. Die Front der Pizzeria war komplett verglast, der Jahreszeit gemäß mit Schlittschuh laufenden Schneemännern und -frauen beklebt, die allesamt mit Pizzas beladen waren. Es war beinahe unheimlich, wie sehr Kacey ihn an Leanna erinnerte. Ein unheilvolles Gefühl beschlich ihn und breitete sich eiskalt in seinem Inneren aus. Er schauderte. Hatte er nicht genau dasselbe bei Jocelyn Wallis gedacht?

Wirklich unheimlich, sagte er zu sich selbst. In diesem Augenblick öffnete sich die Tür hinter der Rezeption, und Jordan Eagle kam mit ernstem Gesicht herein.

»Es sieht schlecht aus«, sagte er, noch bevor sie den Mund öffnen konnte.

»Nun, zumindest nicht gut.«

»Werden wir ihn verlieren?«

»Das glaube ich nicht, aber ich mache mir Sorgen um sein Bein. Die Sehnen und Muskeln sind ziemlich mitgenommen.« Ihre dunklen, aufrichtigen Augen wichen seinen nicht aus. Sie erklärte ihm, dass sie Sarge operieren wolle, um so viel zu retten wie nur möglich.

»Tun Sie, was Sie können«, bat Trace. Er war auf einer Ranch aufgewachsen, hatte Tiere leiden, manche sterben sehen, wusste auch, dass sein alter Herr mehr als genug von ihnen eigenhändig mit seiner Schrotflinte oder der Pistole »erlöst« hatte. Der Tod war Teil des Lebens. Trace akzeptierte das. Trotzdem war er

dankbar dafür, dass Sarge durchkommen würde. Er wollte Eli nicht auch noch den Verlust des Hundes zumuten. Nicht, wo er gerade vom Tod seiner Lehrerin erfahren hatte und immer noch unter der abrupten Trennung von seiner Mutter litt.

»Tun Sie, was Sie können«, wiederholte er daher.

»Es könnte teuer werden.«

Er spannte die Kiefer an. »Halten Sie mich einfach auf dem Laufenden.«

»Das werde ich.«

»Danke.« Er setzte seinen Hut auf und marschierte hinaus auf die Straße.

Vor seinem inneren Auge sah er den Hund, wie er, eingewickelt in eine Decke, die für gewöhnlich blanken Augen trüb vor Schmerz, zu Elis Füßen auf dem Boden der Fahrerkabine seines Pick-ups gelegen hatte. Verdammt, er hoffte wirklich, der Kläffer würde durchkommen. Die Hände in den Hosentaschen

vergraben, lief Trace über die Straße und spähte durch die Glastür der Pizzeria, wo die Freitagabendgäste auf Bänken an langen Tischen voller halb gegessener Pizzastücke und fast leeren Biergläsern saßen.

Kacey hatte Eli hochgehoben, damit er eine bessere Sicht auf die Sorten in der Eistheke hatte. Neben ihnen standen zwei Grundschülerinnen in engen Jeans und übergroßen Sweatshirts und erörterten eifrig mögliche Bestellungen.

Er drückte die Tür auf, doch das nagende Gefühl, dass irgendetwas mit Kacey nicht stimmte, verfolgte ihn bis hinein in das lärmige Restaurant. Es duftete nach Oregano und Tomatensoße, warmem Brot und Bier. Eine Schar Teenager säuberte die Tische und wartete am Tresen auf Anweisungen, die ein Mann in den Siebzigern mit dickem grauem Oberlippenbart, gestreiftem Hemd und schwarzer Hose bellte, während er Bier zapfte und Wein ausschenkte

und gleichzeitig mit Adleraugen die Kasse im Blick behielt.

Als hätte er einen sechsten Sinn, fuhr Elis Kopf hoch, als er die Tür gehen hörte. Er schnellte herum, wand sich aus Kaceys Armen und rannte auf Trace zu. »Wie geht es Sarge?«, fragte er ängstlich, das kleine Gesicht sorgenvoll verzogen.

»So weit, so gut, aber er muss operiert werden.« Trace zog den Jungen in seine Arme. »Dr. Eagle tut ihr Bestes.«

»Du hast ihn dagelassen«, rief Eli anklagend. Tränen sammelten sich in seinen Augen. Verlegen versuchte er, sie mit den Fingern wegzuwischen, die aus seinem blauen Gipsverband ragten.

»Nur über Nacht. Die Ärztin sagt, sie ruft uns morgen an.«

»Aber wird er wieder gesund werden?«

»Soweit ich verstanden habe, ja.«

»Darf ich zu ihm?«, fragte Eli, während ein korpulentes Mädchen an der Ausgabe etwas in ein Mikrophon sprach. »Nummer siebenundvierzig, bitte, Nummer siebenundvierzig.«

»Darf ich Sarge sehen?«, wiederholte Eli.

»Vielleicht morgen. Wir müssen abwarten.«

Eli wollte widersprechen, deshalb versuchte Trace, die sinnlose Diskussion in andere Bahnen zu lenken. »Was meinst du, sollen wir hier zusammen etwas essen?«

»Sie hat mir erlaubt, ein Eis zu bestellen!« Eli deutete mit seinem Gipsarm auf Kacey.

»Das stimmt«, antwortete diese, »und du möchtest die Weihnachtsplätzchensorte, oder?«

»Ja!«

»Klingt … interessant«, sagte Trace.

»Köstlich«, behauptete Kacey. »Pfefferminzeis mit Schokokeksen und Pfefferminzblättchen, damit kann man nichts verkehrt machen. Mmm!« Ihre grünen Augen funkelten

belustigt. »Ich denke, ich bestelle eine doppelte Portion!«

»Ich auch!«, rief Eli begeistert.

»Nummer neununddreißig, bitte, Nummer neununddreißig!«, hallte es durchs Restaurant. Ein sportlich wirkendes Mädchen im Teenager-alter stand von einem der Tische auf, an dem sie mit ihren Freundinnen saß, um ihr Tablett abzuholen; ihr langer blonder Pferdeschwanz hüpfte auf und ab.

»Wie steht’s mit Ihnen?«, fragte Kacey, den Blick auf Trace gerichtet. »Doppelte Portion? Oder lieber eine dreifache?«

»Ähm … ich nehme ein Bier.«

Sie grinste breit, als sie an den Tresen neben der Eistheke traten. »Zu Ihrem Eis, oder?«

»Wie wäre es mit der Pizza Carne?« Er deutete mit dem Kinn auf die Speisenauswahl, die oben an der Wand angeschlagen war, während sich ein dürrer Teenager mit unreiner Haut, einem rasierten Kopf und dicker Brille,

den Eisportionierer in der Hand, jetzt für ihre Bestellung bereitmachte. Die beiden Grundschülerinnen hatten ihre Wahl offenbar erfolgreich getroffen und schlenderten zu einem runden Tisch hinüber.

»Ich bezahle«, sagte Trace.

Kacey war noch in das Angebot vertieft. »Mit Hackfleisch? Wir könnten auch eine halbe Pizza Carne bestellen und eine halbe vegetarische und die Rechnung teilen.«

»Nur wenn Sie eine halbe Gemüsepizza alleine verdrücken können.«

»Eine halbe Gemüsepizza *und* eine doppelte Portion Weihnachtsplätzcheneis.«

Er spürte, wie seine Mundwinkel zuckten. »Dann lassen Sie uns Armdrücken machen wegen der Rechnung.«

»Tun Sie’s nicht«, warnte Eli sie. »Mein Dad ist der stärkste Mann weit und breit.«

»Tatsächlich?« Ihr Grinsen wurde noch breiter. »Nun, wir werden sehen. Ich bin ebenfalls ziemlich stark.«

»Ne!« Eli schüttelte den Kopf. »Nicht so stark wie mein Dad!«

»Hm. Dann eben noch stärker.« Sie zwinkerte.

Der Teenager hinter dem Tresen wurde langsam ungeduldig. »Möchten Sie jetzt etwas bestellen?«

»Wir nehmen zwei doppelte Portionen Weihnachtsplätzcheneis im … Hörnchen.« Sie sah Eli an, der hastig nickte.

»Mit Schokostreuseln!«

Kacey kicherte. »Mit Schokostreuseln.« Sie warf Trace einen Blick zu. »Und?« Ihre dunklen Augenbrauen wölbten sich nach oben. »Für Sie?«

»Ich bleibe bei Pizza.«

Er gab ihre Pizzabestellung auf, orderte zwei Bier und eine Limo, dann setzten sie sich in

eine unbequeme Nische in dem immer voller werdenden Restaurant, wo sie die nächste Stunde verbrachten. Kacey hatte geflunkert, was ihren Appetit anbetraf; sie schaffte nur zwei Stück der vegetarischen Pizza, während Trace und Eli in Windeseile die Hälfte mit Hackfleisch, Käse und Peperoni verdrückten. Im Grunde, so dachte Trace, hatte er das meiste gegessen, da sein Sohn schon vom Eis pappsatt war. Genau wie die Ärztin es ihnen nach dieser grauenhaften Woche verordnet hatte.

»Ich habe noch gar nicht gefragt, was Sie in der Tierklinik wollten?«, nahm Trace das Gespräch wieder auf und blickte aus dem Fenster auf das Gebäude auf der gegenüberliegenden Straßenseite.

»Ich möchte mir einen Hund zulegen«, gab sie zu.

»Egal, was für einen?«

»Der, den ich gern bei mir aufnehmen würde, ist ein Mischling. Ein großer Kerl. Vermutlich Boxer und Pitbull, sagt die Tierärztin.«

»Als Wachhund?«, fragte er und dachte daran, wie sie mehrmals über die Schulter geblickt hatte, als sie mit Eli über die Straße gegangen war.

»Das ist ein Kriterium.« Ihre Augen schweiften zur Seite, hinüber zu der Ecke, in der sich Eli zusammen mit einer Gruppe Gleichaltriger um die Arcade-Automaten drängte. »Ich, ähm, ich lebe allein.« Sie nahm ihr Glas. »Könnte Gesellschaft brauchen. Sie wissen schon.«

»Ja.« Er nickte, dachte wieder an Sarge und betete im Stillen, dass der Hund es schaffen würde.

»Dann sind Sie also in der Gegend hier groß geworden?«, fragte sie, um das Thema zu wechseln, und schob ein Stück liegen gebliebenen Pizzarand auf eine Seite ihres Tellers.

»Ich habe fast mein ganzes Leben hier verbracht, abgesehen von der Zeit am College und ein paar Jahren bei der Armee. Ich habe die Ranch geerbt, und mir gefällt die Arbeit. Was ist mit Ihnen?«

»Ich bin in Helena geboren und aufgewachsen, doch meine Großeltern haben hier gelebt, so dass ich meine Sommer hier auf ihrer Farm verbracht habe.« Sie lächelte versunken und betrachtete wehmütig ihr fast leeres Glas, während sie die glücklichen Bilder ihrer Jugend heraufbeschwor. Flüchtig fragte er sich, ob sie wohl Leanna gekannt hatte, die die ersten Jahre ihres Vagabundenlebens ebenfalls in Montanas Hauptstadt verbracht hatte.

»Dann haben Sie also beschlossen, hier ansässig zu werden?«

»Schlussendlich, ja.« Sie hob den Blick und sah ihn wieder an. »Ich bin in Missoula aufs College gegangen, dann auf die medizinische Fakultät in Seattle, wo ich auch eine Zeitlang

geblieben bin. Ich habe geheiratet, mich wieder scheiden lassen, und als ich dann die Farm erbte, beschloss ich, nach Grizzly Falls zu gehen.«

»Keine Kinder?«

Sie schüttelte den Kopf und rümpfte ungehalten die Nase. »Er … war nicht ›bereit‹ dazu.« Sie malte mit den Fingern Anführungszeichen in die Luft, dann schüttelte sie den Kopf. »Es ist vorbei, seit drei Jahren, um genau zu sein, und ich habe mir geschworen, nicht gehässig zu werden, selbst wenn er ein prima Ziel abgeben würde.« Sie zuckte eine schmale Schulter und verbannte den Mann, mit dem sie einst verheiratet gewesen war, aus ihrem Kopf. »Wie sieht’s bei Ihnen aus? Was ist mit Elis Mutter passiert?« Sie nahm einen Schluck aus ihrem Glas.

»Sie hat sich aus dem Staub gemacht. Ich habe nie wieder etwas von ihr gehört.«

Kacey sah ihn nachdenklich an.

»Wir kommen gut zurecht«, erklärte er mit fester Stimme.

Der Ausdruck auf ihrem Gesicht war neutral, doch er hätte darauf wetten können, dass sie ihm keine Sekunde lang glaubte. Und das Schlimme daran war: Sie hatte recht. Er dachte an Elis kummervolles Weinen, als er ihn verzweifelt gebeten hatte herauszufinden, wo Leanna steckte. Mein Gott, es zerriss ihm beinahe das Herz, wenn er sich vorstellte, welche Narben sein Sohn davongetragen hatte.

Noch bevor sie das Gespräch weiterführen konnten, wurden sie von lautem Rufen unterbrochen. »He! Kacey! Dr. Lambert!«

Trace wandte sich um und sah die Rezeptionistin der Poliklinik durch die Tische hindurch auf sie zukommen. In einer Hand balancierte sie ein Glas Wein, an der anderen zerrte sie einen dieser Typen irgendwo in den Zwanzigern mit ungepflegtem Bart und gammeliger Mütze hinter sich her.

»Hi, Heather«, sagte Kacey.

»Das ist Jimmy«, stellte diese ihren Begleiter rasch vor, dann richteten sich ihre Augen auf Trace. »Sie sind Elis Vater, stimmt’s?« Sie nickte bekräftigend. »Wie geht es ihm … oh!«

In diesem Augenblick kam Eli zurück zur Sitznische. »Ich brauche mehr Geld!«

»He, Kumpel, tun wir das nicht alle?«, fragte Jimmy.

Eli warf ihm einen Wer-zum-Teufel-bist-du-denn-Blick zu. »Für ein paar Spiele«, erklärte er seinem Vater.

»Ich denke, es wird langsam Zeit zu gehen.« Trace schob seinen Stuhl zurück.

»Wow.« Jimmy musterte Kacey, die ebenfalls aufgestanden war. »Sie erinnern mich an jemanden.«

»An Miss Wallis!«, rief Eli, dann verdüsterte sich sein Gesicht, als ihm einfiel, dass seine Lehrerin tot war.

»Shelly Bonaventure«, sagte Heather.

Jimmy schnippte mit den Fingern. »Das ist es! Menschenskind, Sie könnten ihre Doppelgängerin sein.«

»Könnte«, erwiderte Kacey, die es plötzlich genauso eilig hatte wie Trace und sich ihren Mantel schnappte, den sie über einen leeren Stuhl geworfen hatte.

Doch der Typ hatte recht. Trace kannte die Schauspielerin zwar kaum, aber in der vergangenen Woche hatte ihr Foto auf den Titelseiten sämtlicher Illustrierten geprangt, die neben der Kasse des Lebensmittelladens lagen, wo er einkaufte. Außerdem hatte er etwas über sie in den Nachrichten gehört, als er den Wetterbericht schauen wollte.

»Sie kam hier aus der Gegend, oder?«, fragte Jimmy.

»Aus Helena, glaube ich«, bestätigte Heather.

»Helena«, wiederholte Trace und sah Elis Ärztin an. *Wie Leanna. Und wie Kacey.*

»Ich denke, ich sollte mich ebenfalls auf den Weg machen«, sagte Kacey. »Vielen Dank.«

Heathers Blick schweifte von ihrer Chefin zu Trace und Eli, und es gelang ihr nur mit Mühe, ein wissendes Lächeln zu unterdrücken.

»Können wir zu Sarge?«, fragte Eli noch einmal, als Trace ihm in seine Jacke half.

»Morgen, Kumpel.«

»Aber ich möchte ihn jetzt sehen.« Eli sah durch die Fensterscheibe nach draußen auf die Tierklinik.

»Wir müssen Dr. Eagle in Ruhe ihre Arbeit machen lassen.«

Eli schob schmollend die Unterlippe vor, aber er widersprach seinem Vater nicht.

»Bis nächste Woche im Büro«, rief Kacey Heather zu und hob zum Abschied die Hand, dann bahnte sie sich gemeinsam mit Trace und Eli einen Weg aus der überfüllten Pizzeria und trat hinaus in die eisige Nacht. Mittlerweile schneite es nur noch in winzigen Flöckchen.

Die beiden brachten die Ärztin zu ihrem Wagen. Sie suchte nach ihren Wagenschlüsseln und wandte sich lächelnd an Trace. »Vielen Dank für die Pizza.«

»Kein Problem. Eli …« Er stupste seinen Jungen an. »Möchtest du Dr. Lambert nicht was sagen?« Sein Sohn sah ihn fragend an. »Wegen des Eishörnchens?«

»Oh, ja, danke«, sagte Eli, der sich wieder an seine guten Manieren erinnerte.

»Gern geschehen. Pass auf deinen Arm auf, ja?« Dann wandte sie sich ein letztes Mal an Trace und sagte: »Dr. Lambert klingt ein bisschen zu formell. Ich heiße Kacey.«

»Kacey«, wiederholte Trace.

Sie öffnete die Tür ihres Ford Edge und setzte sich ans Steuer.

Hand in Hand blickten die beiden ihr nach, wie sie aus der Parklücke setzte und davonfuhr. Trace schob den Jungen zu seinem Pick-up, der ganz in der Nähe stand. Auf der Heimfahrt

dachte er an Leanna, Jocelyn Wallis und Shelly Bonaventure.

Zwei der Frauen waren tot. Eine verschollen. Und die vierte, Kacey, hatte einen wachsamen Blick über die Schulter geworfen, bevor sie über die Straße ging.

Drei von ihnen hatten Wurzeln in Helena. Alle sahen sie sich zum Verwechseln ähnlich.

Er bremste vor der Ampel in der Nähe von Shorty’s Diner und fragte sich, was für eine Verbindung zwischen den Frauen bestehen mochte.

Sie kam nach Hause! Er hörte ihren Schlüssel im Schloss, das Knarren der Hintertür und das Tappen ihrer Schritte, als sie die Küche durchquerte.

Es war verblüffend, wie klar die Geräusche übertragen wurden. Er lehnte sich tiefer in seinen Sessel und hörte über die versteckten Mikrophone, wie sie das Radio anstellte, dann

das Reißen von Papier. Oh, natürlich, sie öffnete ihre Post!

Auch ohne Kamera – das Risiko hatte er bislang nicht eingehen wollen – konnte er sich sehr gut vorstellen, wie Acacia durchs Haus ging, ihre Schuhe abstreifte, Badewasser einließ …

Was für eine Frau …

Er malte sich aus, wie sie ihr Haar hochsteckte, ihre Kleidung auszog und in eine Ecke des Badezimmers warf und sich dann nackt, die Brustwarzen hart und aufgerichtet vor Kälte, in die dampfende Badewanne gleiten ließ.

Würde sie sich ein Schaumbad einlassen? Vielleicht ein, zwei Kerzen anstecken und zusehen, wie sich die kleinen Flammen zuckend in der beschlagenen Badezimmerscheibe spiegelten? Würde sie so tief eintauchen, dass ihre Nackenhaare feucht werden würden? Würden die Wassertropfen auf ihren langen Beinen

glitzern, wenn sie ihre Knöchel auf den Rand der Klauenfußbadewanne legte?

Er leckte sich die Lippen und fuhr mit der Fingerspitze über die kleine Narbe an seiner Schläfe, wo sie ihm mit seinem eigenen Messer die Haut aufgeschlitzt hatte.

Sein Herz pochte laut in seinen Ohren, als er ein leises Plätschern über die Kopfhörer vernahm. Er hatte jetzt wirklich keine Zeit für so was; es gab noch viel zu viel zu tun und trotzdem … Er schloss die Augen. Sein Herz schlug rasend schnell, sein Atem ging stoßweise, sein Schwanz erwachte zum Leben.

Er stellte sich ihren schlanken Hals vor, der aussah wie gemeißelt, stellte sich das Messer vor, mit dem sie ihn für immer gezeichnet hatte – eine glänzende Klinge, die er über ihre weiße Haut zog. Ihre Augen würden sich weiten vor Überraschung, Blutstropfen würden hervorquellen und auf ihrer Haut glitzern wie Diamanten, bevor sie in dunklen Rinnsalen zu

ihrem Brustbein, über ihre Brüste und ins Wasser flossen, wo sie eine tiefrote Blume in dem weißen Schaum bildeten.

Er stöhnte leise bei der Vorstellung, ein Gefühl der Wonne durchflutete ihn.

Jetzt!

»Nein.« Seine eigene Stimme ließ ihn hochschrecken. Er musste Geduld haben, redete er sich ein, durfte seinen Trieben nicht nachgeben. Erst musste er sich um die anderen kümmern! »Warte«, ermahnte er sich selbst, doch tief in seinem Inneren, in den dunkelsten Ecken seines Herzens, wusste er, dass er das nicht mehr lange aushalten würde. Bei Acacia Collins Lambert ging es um etwas Persönliches.

Während er über das kleine, im Badezimmer versteckte Mikrophon dem sanften Plätschern des Badewannenwassers lauschte, stellte er sich vor, sie läge in ihrem eigenen, langsam kühler werdenden Blut. Schon bald würde sie ihren letzten Atemzug tun.

Wieder fuhr er über die Narbe, den feinen weißen Schnitt an seiner Schläfe. Kaum sichtbar und dennoch eine Mahnung. Er kniff die Augen zusammen und stand auf, um einen Blick in den runden Spiegel zu werfen, den er an die Wand über seinem Schreibtisch gehängt hatte.

Einen kurzen Augenblick meinte er, sie hinter sich zu erblicken.

Acacia! Sie starrte in den Spiegel und verhöhnte ihn! Als hätte sie ihn erwartet! Erschrocken fuhr er herum.

Doch niemand war da. Natürlich nicht. Was er gesehen hatte, entpuppte sich als Garderobenständer, an dem ein Kapuzenpullover hing.

Heftig atmend wandte er sich wieder dem Spiegel zu und betrachtete erneut die Narbe, die sie ihm beigebracht hatte.

Nur wenige Menschen kannten die dünne weiße Linie, und noch weniger hatten sich danach erkundigt.

Doch er war sich ihrer bewusst.

Jeden einzelnen Tag.

Kapitel 18

Ich werd verrückt.«

Trace lehnte sich in seinem Schreibtischstuhl zurück und starrte auf den Bildschirm seines Computers. Er war die öffentlich verfügbaren Behördendaten durchgegangen und hatte herausgefunden, dass auch Jocelyn Wallis in Helena, Montana, geboren war.

Vier von vieren. War das möglich, vor allem in Anbetracht dessen, dass weder Helena mit seinen nicht mal dreißigtausend Einwohnern noch Grizzly Falls besonders groß waren?

Drei der Frauen hast du persönlich kennengelernt. Zufall?

Was zum Teufel hatte das zu bedeuten? Nichts?

Natürlich nicht. Während der Drucker die Seiten ausspuckte, nahm er sich den ersten Stoß vor und überflog ihn noch einmal, versuchte, eine Verbindung herzustellen, doch es gelang ihm nicht. Er reckte eine Hand Richtung Decke, streckte seine verspannten Schultermuskeln und ließ den Kopf kreisen, dann fuhr er gähnend den Computer herunter und blickte auf die Uhr. Mitternacht war schon vorüber, und Eli war auf der Couch vor dem Fernseher eingeschlafen. Trace hatte versucht, ihn vorher ins Bett zu schicken, aber sein Sohn hatte protestiert. Er könne nicht allein in seinem Zimmer schlafen; er vermisse Sarge. Der Junge machte sich schreckliche Sorgen um den Hund.

Trace trat aus dem kleinen Raum, den er als Arbeitszimmer benutzte, und ging zu seinem Sohn, der ausgestreckt auf den zerdrückten Polstern lag. Im Schlaf sah Eli fast aus wie ein Engel, der seine Flügel gegen einen leuchtend blauen Gips eingetauscht hatte.

Der Junge hatte Trace' Leben völlig umgekrempelt.

Bevor er Vater wurde, war Trace O'Halleran dafür bekannt gewesen, dass er gern einen über den Durst trank und sich mit den falschen Frauen umgab. Er hatte sich ordentlich die Hörner abgestoßen, doch damit war es in dem Augenblick vorbei gewesen, in dem Eli in sein Leben getreten war. Stets wurde behauptet, dass Kinder alles veränderten, aber er hatte nie wirklich darüber nachgedacht. Bis er selbst Vater geworden war.

Jetzt bückte er sich, um seinen Jungen von der Couch zu heben. Eli blinzelte nicht mal, als Trace ihn die alte Treppe zu seinem Kinderzimmer im oberen Stockwerk hinauftrug.

Das Zimmer war ein Saustall. Überall lagen Spielzeug und Bücher verstreut, zwischendrin Klamotten, das Bett war ungemacht. Durchs Fenster fiel das trübe grauweiße Licht einer

frostigen Schneenacht auf die zerknitterte Bettdecke.

Vorsichtig legte Trace Eli aufs Bett und zog die Decke über ihn. Der Junge seufzte im Schlaf und rollte sich auf die Seite.

Sein Sohn.

Trace presste die Kiefer zusammen bei dem Gedanken an all die Geheimnisse, die er vor Eli verbarg. Eines Tages würde er reinen Tisch machen müssen, so viel war klar. Es war Elis Recht zu erfahren, dass Trace nicht sein leiblicher Vater war. Doch sobald der Junge das wüsste, kämen weitere Fragen, und die wären so schwierig zu beantworten wie die neulich, als Eli sich weinend nach dem Verbleib seiner Mutter erkundigt und von Trace verlangt hatte, sie ausfindig zu machen.

Und genau das war Trace nicht möglich. Er würde Elis Fragen nicht beantworten können.

Leanna hatte die Identität von Elis Vater nie preisgegeben. Trace hatte vermutet, dass sie

ihn nur flüchtig gekannt und einfach nicht aufgepasst hatte. Ihre eigene Beziehung hatte als glühende Romanze in einer Bar begonnen; sie hatten beide zu viel getrunken, und am Ende war Leanna schwanger gewesen. Trace hatte daraufhin das Richtige getan: Er hatte Leanna geheiratet und Eli adoptiert. Irgendwann hatte er sich damit auseinandersetzen müssen, dass sie entweder eine Fehlgeburt oder aber gelogen hatte, denn es gab keinerlei Anzeichen mehr dafür, dass sie tatsächlich schwanger war.

Nicht dass das von Bedeutung gewesen wäre. Die Auseinandersetzungen zwischen ihnen hatten bereits begonnen, es hagelte bei jeder Gelegenheit Vorwürfe, und eines Nachts war sie einfach verschwunden. Er war in einem leeren Bett aufgewacht. Ihr Wagen war weg, ebenso ihre Kleidung, ihr Handy, der Laptop und ihre Toilettensachen.

Ihr Sohn war das Einzige, was sie dagelassen hatte.

Was ihm mehr als recht war.

Er warf einen Blick auf den schlafenden Eli und konnte sich nicht vorstellen, ein Kind mehr zu lieben als ihn. Er verstand nicht, warum sie gegangen war, doch als die Scheidungspapiere eintrafen und sie ihm das komplette Sorgerecht für ihren Sohn übertrug, hatte er schnell und ohne zu zögern unterschrieben.

Sie hatten ein paarmal miteinander telefoniert, und sie war ab und an vorbeigekommen, doch das war mit den Jahren immer weniger geworden. Er konnte sich nicht mehr daran erinnern, wann er das letzte Mal mit Leanna gesprochen hatte. Als Eli vor sechs Monaten versucht hatte, sie anzurufen, war der Anschluss abgemeldet gewesen.

Du musst sie ausfindig machen. Es steht ihm zu, seine Mutter zu kennen, ganz egal, was für ein herzloses Miststück sie ist. – Aber woher

willst du wissen, dass sie nicht tot ist? Wie Shelly Bonaventure. Wie Jocelyn Wallis?

Trace beschloss, morgen früh ein paar Anrufe wegen Leanna zu tätigen. Erst letzten Monat hatte er mehrere alte Nummern auf einem Zettel in der Schreibtischschublade gefunden, als er nach einem neuen Scheckheft gesucht hatte. Eine Nummer hatte die Vorwahl von Phoenix – war nicht eine ihrer Freundinnen dorthin gezogen? –, eine andere war irgendwo aus Washington, doch damit konnte er nichts anfangen.

Seine Gedanken kehrten zu Acacia »Kacey« Lambert zurück, und er ermahnte sich, es für heute Nacht gut sein zu lassen. Es würde schon nichts Schlimmes dahinterstecken. Manchmal passierten eben merkwürdige Dinge. Er zog sein Hemd aus, Jeans und Socken und ließ sich aufs Bett fallen. Dann schloss er die Augen und stieß einen langen Seufzer aus.

Vor seinem inneren Auge erschien Kacey Lamberts Gesicht, und Trace stellte verärgert fest, was für ein unbelehrbarer Dummkopf er doch war.

Alvarez rief von ihrem Handy aus bei Jonas Hayes vom LAPD an und hinterließ ihm eine Nachricht auf der Mailbox. Obwohl sie nicht davon ausging, dass der Detective am Samstagmorgen nach Thanksgiving arbeitete, so nahm sie doch an, dass er seine Mailbox abhören und sie – hoffentlich bald – zurückrufen würde. Zwar wollte sie selbst nicht recht glauben, dass der Tod von Shelly Bonaventure mit dem von Jocelyn Wallis in Zusammenhang stand, aber sie ging lieber auf Nummer sicher.

Die Tatsache, dass die Opfer einander so ähnlich sahen, beunruhigte sie.

Sie gab der scheuen Mrs. Smith Futter, doch die Katze versteckte sich. *Gib ihr Zeit,* sagte sie sich, während sie in einem Zug ihren

Powershake aus Heidelbeeren, Bananen, Joghurt und Weizenkleie hinunterstürzte. »Champions-Frühstück«, murmelte sie, dann schnappte sie sich ihre Sporttasche und eilte nach draußen.

Natürlich war der Schnee überfroren, die eisige Schicht glitzerte auf den Gehwegen, den Bäumen und Sträuchern der umliegenden Gärten, trotzdem fuhr sie mit ihrem Jeep von dem rutschigen Parkplatz und bog auf die Landstraße ein, die während der Nacht mehrfach geräumt und gestreut wurde.

Zum Glück war so früh am Morgen kaum Verkehr im Zentrum von Grizzly Falls; eine schwache Sonne ging langsam im Osten auf und zog rosa Streifen durch die grauen Wolken. Sie stellte das Radio an. Der Wetterbericht war gerade vorbei, »Up on the Rooftop« tönte aus den Lautsprechern, doch sie hörte kaum hin, so beschäftigt war sie damit, das peinliche Thanksgiving-Essen mit der Fünfziger-Jahre-

Hausfrau Hattie und ihren beiden Kindern in Graysons Haus aus ihren Gedanken zu verbannen. Was für ein entsetzlicher Fehler war es doch gewesen, die Einladung des Sheriffs anzunehmen!

Schwägerin … na klar!

Albernerweise spürte sie, wie ihre Wangen rot wurden. »Nie wieder«, schwor sie sich und wechselte die Spur, um einen langsam fahrenden Pick-up mit einer Ladung Weihnachtsbäumen zu überholen, während aus dem Radio ein Chor von Kinderstimmen »Ho, Ho, Ho!« schmetterte.

Vor dem Fitnessstudio bog sie ab, auf einen nahezu leeren Parkplatz.

»Up on the housetop,
click, click, click,
down thru’ the chimney
with good Saint Nick.«

»Schluss damit!« Alvarez schaltete das Radio aus und stellte den Jeep in der Nähe des

Haupteingangs ab. Das Gebäude war riesig, ein Olympiaschwimmbecken, mehrere Saunas, Krafträume und Basketballplätze waren darin untergebracht. Sie schrieb sich in die Anwesenheitsliste ein, schnappte sich ein Handtuch und ging zur Damenumkleide, wo sie ihre Tasche einschloss.

Beim Trainieren, so hoffte sie, würde sie endlich wieder den Kopf freibekommen. Heute würde sie ein fünfundvierzigminütiges Cardio-Workout am Crosstrainer machen, dann eine halbe Stunde Gewichte an verschiedenen Maschinen stemmen, um gezielt gewisse Körperpartien zu straffen.

Normalerweise schaltete sie nach ungefähr der Hälfte des Trainings ab, und sämtliche Fragen, die sie während eines Falls beschäftigten, lösten sich auf oder machten plötzlich Sinn, doch heute war das anders. Sie fand keine Antworten zum Tod von Jocelyn Wallis. Stundenlang war sie die Telefonlisten und Rechnungen

der Frau durchgegangen, sogar ihren Müll, doch ihr war nichts Merkwürdiges oder Verdächtiges aufgefallen, und einen alles erhellenden Geistesblitz hatte sie auch nicht gehabt. Die Ex-Männer hatten Alibis; die Scheidungen waren stets gütlich verlaufen.

Ein Testament war nicht gefunden worden, zumindest noch nicht, die Lebensversicherung war nicht der Rede wert.

Die Lehrerin hatte nur wenige Freunde, Feinde waren keine bekannt, und sie hatte keinerlei Verbindung zu Shelly Bonaventure, abgesehen von ihrem Geburtsort und ihrem Äußeren. Der Fall war höllisch frustrierend.

Alvarez wischte sich mit dem Handtuch die Stirn, setzte sich an eine Beinpresse und stellte die Gewichte höher ein. Ihre Muskeln waren jetzt gelockert, und sie schaffte drei Einheiten mit je fünfzehn Wiederholungen. Als sie fertig war, drang ihr zwar der Schweiß aus jeder Pore, aber sie wusste nicht mehr als vorher.

Entmutigt ging sie unter die Dusche und redete sich ein, die Wahrheit würde schon ans Tageslicht kommen. Sie müsste sich nur etwas mehr Mühe geben, ein bisschen weiter nachforschen.

Kacey rieb sich ihren verspannten Nacken und blickte auf die Uhr in ihrem Büro. Viertel nach zwei. Der Vormittag war nur so verflogen. Ein Termin war auf den anderen gefolgt, und wieder waren mehrere Patienten dazwischengeschoben worden. Die Tatsache, dass es das Thanksgiving-Wochenende war – *das* Shopping-Wochenende des Jahres –, schützte die Leute nicht vor Grippeviren, Bronchitis, Erkältungsinfektionen oder ausgerenkten Daumen.

Sie hatte heute Vormittag schon in so viele Hälse und Ohren geblickt wie sonst an einem ganzen Tag. Samstags hatte die Poliklinik eigentlich nur bis fünfzehn Uhr geöffnet, aber

das klappte nur selten, da die meisten berufstätigen Eltern ihre Arzttermine auf diesen freien Tag legen mussten.

Glücklicherweise arbeitete Kacey nur jeden zweiten Samstag, die beiden anderen Wochenenden übernahm Martin. Sie wechselten sich auch an den Freitagen ab, so dass sie zwei aufeinanderfolgende Tage in diesen Wochen frei hatten. Genauso machte es auch der Rest der Belegschaft.

Jetzt knurrte ihr der Magen und erinnerte sie daran, dass sie seit der Banane um sechs Uhr in der Früh nichts mehr gegessen hatte. Die drei anschließenden Tassen Kaffee hatten sie auch nicht unbedingt gestärkt. Sie griff in ihre Schreibtischschublade, in der sie ihren Vorrat an Granola-Keksen und Schokoriegeln aufbewahrte, fischte ein Snickers heraus und nahm sich selbst das Versprechen ab, am Abend einen gesunden Thunfischsalat mit tonnenweise Gemüse zu essen.

Vielleicht.

Lass Worten Taten folgen, zitierte sie ihre verstorbene Großmutter Ada, als sie die Folie aufriss. Wie oft hatte sie ihren Patienten geraten, gesunde, ausgewogene Mahlzeiten zu sich zu nehmen, acht Gläser Wasser pro Tag zu trinken und nicht zu viel Zucker zu essen? »Viel zu oft«, murmelte sie, blickte auf die Patientenakten, die sich auf ihrem Schreibtisch stapelten, und biss genussvoll seufzend in den Schokokaramellriegel.

Den ganzen Tag schon hatte sie sich nicht ganz wohl gefühlt, was sie einer unruhigen Nacht zugeschrieben hatte, in der sie von Eindringlingen und dunklen Pick-ups verfolgt worden war und nicht zuletzt von weitaus erfreulicheren Phantasien über Trace O’Halleran.

Er ist der Vater eines deiner Patienten, rief sie sich in Erinnerung, *und damit strikt tabu,* doch nachdem sie ihm gestern in der Tierklinik über den Weg gelaufen war und mit Eli und

ihm Pizza gegessen hatte, fiel es ihr noch schwerer, den rauhbeinigen Rancher aus ihren Gedanken zu verdrängen.

Sie hatte sich gerade den letzten Bissen Snickers in den Mund geschoben, als es klopfte und Nadine, die Rezeptionistin, die an den Wochenenden da war, den Kopf zur Tür hereinstreckte. »Ihr nächster Termin hat angerufen, eine neue Patientin, Mrs. Alexander. Sie kommt fünfzehn Minuten später, aber Helen Ingles ist da und fragt, ob Sie sie dazwischenschieben würden.«

Kacey nickte.

Nadine, eine gepflegte Frau, die auf die sechzig zuging, hatte ein energisches Kinn und schmal gezupfte Augenbrauen; sie trug nur wenig Make-up und eine lavendelfarbene Brille, ihr kurzes, fransig geschnittenes Haar umrahmte ihr Gesicht. Ihre blassen Lippen waren missbilligend verzogen.

»Ist noch etwas?«, fragte Kacey.

»Heute Morgen war ich als Erste da, und die verflixte Hauptsicherung war wieder herausgesprungen. Kein einziges Licht hat gebrannt!«

Ein immer wiederkehrendes Thema. »Würden Sie bitte dem Vermieter Bescheid geben?«

»Ich habe ihm bereits eine Nachricht auf seinem Anrufbeantworter hinterlassen und ihm eine E-Mail geschrieben«, erklärte sie pikiert. Nadine Kavenaugh hatte einst beim Militär gedient und war eine kleinliche Pedantin, die Leute nicht ausstehen konnte, die – so drückte sie es aus – »nichts auf die Reihe brachten«. Die alltägliche Routine durfte auf keinen Fall durcheinandergeraten.

»Gut.« Kacey drehte sich auf ihrem Schreibtischstuhl herum, warf die Snickers-Folie in den Papierkorb und griff nach ihrem Arztkittel. Als sie Nadine anblickte, bemerkte sie, dass diese ihre dünnen Augenbrauen zusammengezogen hatte. Offenbar durfte es auch keine

Unregelmäßigkeiten in Kaceys Terminplan geben.

»Ich schicke Mrs. Ingles in Behandlungsraum zwei«, sagte sie in leicht schnippischem Ton, »und Mrs. Alexander, sollte sie irgendwann eintreffen, in Raum eins.«

»Ich komme, sobald Randy die Vitalwerte gemessen hat.«

Nadine schnaubte und schloss die Bürotür. Durch das dünne Türblatt hörte Kacey, wie sie energischen Schrittes in die Rezeption zurückkehrte.

Sie zog ihren Arztkittel über, vergewisserte sich, dass sie ihr Stethoskop eingesteckt hatte, dann warf sie einen letzten Blick auf den Monitor, um ihre E-Mail-Eingänge zu prüfen. Sie hatte gehofft, dass die von ihr angeforderten Geburtenregister eingetroffen wären, wenngleich sie wusste, dass keine staatliche Behörde während des verlängerten Thanksgiving-Wochenendes arbeitete. *Du*

darfst das Pferd nicht von hinten aufzäumen, Fräulein, hatte sie ihr Großvater stets gewarnt, und wie erwartet war noch keine Antwort gekommen. Vielleicht machte sie ohnehin unnötig die Pferde scheu – um bei den Pferderedensarten von Großvater Alfred zu bleiben. Nur weil zwei Frauen, die ihr ähnlich sahen, gestorben waren und ihre Mutter sich beim Thema »Familie« ein wenig seltsam verhielt, musste sie doch nicht ausflippen.

Sie schloss ihren E-Mail-Account und eilte den kurzen Gang zu den Behandlungszimmern entlang. Helen Ingles beklagte sich, dass sie die ganze Zeit über müde sei. »Diese verfluchte Müdigkeit bringt mich noch um«, sagte sie und versicherte gleichzeitig, dass sie jeden Morgen gewissenhaft ihre Glukosewerte überprüfe, sich entsprechend ernähre und ihre Übungen mache. »Vielleicht liegt es ja auch daran, dass meine Tochter mit ihrer Achtjährigen bei mir eingezogen ist. Sie lässt sich von ihrem Mann

scheiden und hat keine Arbeit.« Helens Blick verfinsterte sich.

»Erzählen Sie mir davon«, bat Kacey und verbrachte die nächsten zehn Minuten damit, der älteren Frau zuzuhören. Es stellte sich schnell heraus, dass die Sorge um ihre Tochter genauso zu Helens Problem beitrug wie ihr Diabetes. Kacey riet ihr, in der nächsten Woche einen neuen Labortest machen zu lassen, und schlug vor, eine Familientherapeutin aufzusuchen.

»Etwa eine Psychologin?«, fragte Helen entsetzt. »Ich bin doch nicht verrückt!«

»Sie haben einen Einschnitt in ihre Lebensgewohnheiten erfahren. Das ist immer schwierig. Hier, nehmen Sie die Karte und machen Sie einen Termin aus – wenn Sie möchten.« Als sie sah, wie ihre Patientin zögerte, fügte sie hinzu: »Was schadet es schon?«

»Es schadet meinem Stolz, denke ich. Ich bin stets davon ausgegangen, sämtliche Probleme allein in den Griff zu bekommen.«

»Manchmal brauchen wir alle jemanden, der uns zuhört.«

Damit verabschiedete sich Kacey von Helen Ingles, die ernsthaft über ihre Worte nachzudenken schien, und ging weiter zu Behandlungsraum eins. Sie nahm die Akte ihres nächsten Patienten aus einem Korb an der Tür und überflog die Daten. Elle Alexander war fünfunddreißig, hatte rund zehn Kilo Übergewicht und litt unter einem hartnäckigen Husten, der sie nachts wach hielt. Ihr bisher behandelnder Arzt war in Coeur d'Alene, Idaho, ansässig.

Noch immer lesend, klopfte sie an und trat ein. »Mrs. Alexander? Ich bin Dr. Lambert.«

Die Patientin saß mit baumelnden Füßen auf dem Untersuchungstisch. Sie hatte kurzes rotes Haar und rosige Wangen, und sie lächelte breit.

Beinahe wäre Kacey das Herz stehengeblieben, denn auch diese Frau sah ihr auffallend ähnlich. *Noch eine?,* dachte sie ungläubig.

»Hi«, grüßte Elle.

Kacey versuchte sich einzureden, dass sie sich bloß etwas einbildete, dass sie sich von Heather oder Rosie Alsgaard, der Schwester aus der Notaufnahme, hatte anstecken lassen, doch der Blick von Randy Yates, der eben mit dem Blutdruckmessen fertig war, sagte alles.

»Sind Sie miteinander verwandt?«, erkundigte sich der medizinisch-technische Assistent. Elle blickte die Ärztin an und lachte.

»Nein, nein, keineswegs«, wehrte sie ab, »ich habe lediglich eines dieser Allerweltsgesichter – ständig erinnere ich andere Leute an irgendwen.« Sie zuckte die Schultern und grinste. »Sei’s drum. Obwohl wir beide uns nicht wirklich ähnlich sehen. Wir haben doch eine ganz andere Statur!«

Das stimmte. Kacey war gut sieben Zentimeter größer und fünfzehn Kilo leichter, doch die Struktur von Elles Gesicht, ihre schrägen Wangenknochen, das ausgeprägte Kinn, die Form der Augen waren genau wie die von Kacey. Elles Haare waren heller und röter – vielleicht waren sie gefärbt –, und ihre Augen waren mehr blau als grün, aber trotzdem … Außerdem war sie ungefähr im richtigen Alter.

Wofür?

»Langsam glaube ich, ich könnte einen Doppelgängerinnen-Club gründen«, fuhr sie fort. »Seit ich in dieser Stadt bin, habe ich schon mehrere Leute getroffen, die so aussehen wie ich.«

»Ist das wahr?«, hakte Kacey vorsichtig nach.

»Ja, sicher, denken Sie nur an die arme Lehrerin, die verunglückt ist! Eine meiner Fitnesstrainerinnen sieht auch so aus. Ihr Name ist … wie war er noch gleich? … Gloria, glaube

ich. Sie müssen wissen, ich habe gerade erst beim Fit Forever angefangen, deshalb bin ich mir nicht sicher. Und jetzt begegne ich Ihnen!«

Während Randy seine Untersuchungsergebnisse in Elle Alexanders Akte auf seinem Laptop eintippte, gab sich Kacey alle Mühe, die Alarmglocken zu ignorieren, die in ihrem Kopf schrillten. *Irgendwas stimmt hier ganz und gar nicht,* dachte sie und begann mit der Untersuchung. Sie hörte die Lungen der Frau ab, die ihr erzählte, dass ihr Husten trotz verschiedener Antibiotika in den letzten drei Monaten nicht abgeklungen sei, und machte zwei Abstriche. »Sie waren in Coeur d'Alene in ärztlicher Behandlung?«

Elle nannte ihr den Namen des Mediziners, dann wühlte sie in ihrer Handtasche und reichte Kacey die Karte eines Arztes einer Poliklinik in Idaho. »Ich habe ihn aufgesucht, kurz bevor wir hierhergezogen sind«, erklärte sie.

»Haben Sie Ihre Lunge röntgen lassen?«

Elle schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Dann lassen Sie uns damit anfangen und Streptokokken und eine Lungenentzündung ausschließen.«

»Eine Lungenentzündung? Ach du liebe Güte …« Sie wirkte erschrocken. »Ich meine, ich hatte noch nie im Leben eine Lungenentzündung! Ein-, zweimal eine Bronchitis, aber …«

»Warten wir ab, was die Röntgenbilder sagen. Unser Labor ist samstags nicht geöffnet, aber ich werde für Montag eine entsprechende Überweisung ausstellen. Die Bilder werden mir zugeschickt. Die Abstriche gehen ebenfalls ins Labor, wo sie auf Streptokokken untersucht werden.« An den MTA gewandt, sagte sie: »Bitte setzen Sie sich mit der Röntgenabteilung in Verbindung.« Sie steckte die beiden Abstriche in verschiedene Plastikbeutel. Während Elle ihr Kleid zurechtzog und Randys Augen am Bildschirm hafteten, ließ sie heimlich einen

davon in ihre Kitteltasche gleiten. »Das hier muss zum Streptokokkentest«, sagte sie zu dem MTA und legte ihm den anderen Plastikbeutel auf die Ablage neben dem Computer.

Ohne aufzublicken tippte Randy die nötigen Anweisungen ein. »Alles klar!«

»Gut.« Kacey drehte sich wieder zu Elle um, während der junge Mann den Beutel nahm und das Behandlungszimmer verließ. »Ich rufe Sie an, sobald ich mir die Bilder und die Laborergebnisse angesehen habe. Bis dahin verordne ich Ihnen ein stärkeres Antibiotikum. Das sollte die Dinge etwas vorantreiben.« Sie schrieb ein Rezept aus und bat Elle, in der nächsten Woche wiederzukommen. »Sie können sich an der Rezeption einen Termin geben lassen.«

»Das werde ich«, versprach die Frau.

Obwohl ihr der Beutel in der Kitteltasche brannte, fragte Kacey: »Sind Sie in Coeur d’Alene aufgewachsen?«

»In Boise. Warum?«

»Nur so.« Kacey zuckte die Achseln, als wäre sie bloß neugierig, doch ihre Gedanken rasten. *Du überreagierst wirklich. So sehr ähnelt sie dir gar nicht. Zumindest nicht so sehr wie die Schauspielerin und Jocelyn Wallis.*

»Ich habe mein ganzes Leben in Idaho verbracht«, erzählte Elle. »Dort bin ich geboren und groß geworden. Deswegen ist mir der Umzug auch so schwergefallen. Aber Tom – das ist mein Mann – hat einen Job hier angenommen und uns alle entwurzelt. Die Kinder hatten sich gerade in der Schule eingelebt, da mussten wir fort.« Ihre Augen verdunkelten sich. »Es liegt an der Wirtschaft. Selbst Anwälte sind davon betroffen.«

»Ich bin sicher, Sie werden hier bald Freunde finden, und die Schulen sind ausgezeichnet.«

»Das hoffe ich. Mein Sohn hat keine Probleme, sich einzufügen, aber meine Tochter … Für sie ist es schwieriger. Sie ist dreizehn, versucht gerade herauszufinden, wer sie eigentlich ist, und ja, das ist schwer.« Sie seufzte.

»Grizzly Falls ist eine wirklich angenehme Stadt.«

»Ich hoffe, Sie haben recht.« Sie wirkte nicht überzeugt.

»Geben Sie sich etwas Zeit.«

»Mir bleibt vermutlich ohnehin keine Wahl.« Sie griff nach ihrem Mantel, und Kacey verabschiedete sich von Elle Alexander, ihrer letzten Patientin für heute, dann eilte sie in ihr Büro. Sie wartete, bis die Behandlungszimmer aufgeräumt und gereinigt und Nadine und Randy nach Hause gegangen waren. Als sie sicher war, dass alle die Klinik verlassen

hatten, zog sie den Plastikbeutel mit dem Abstrich aus ihrer Kitteltasche. Ihr ganzes Leben schon war sie fasziniert gewesen von Verschwörungstheorien, was immer wieder zu Auseinandersetzungen geführt hatte, zunächst mit ihrer Mutter, dann mit ihrem Ex-Mann. JC hatte sie für verrückt erklärt, doch sie war noch immer – zumindest halb – davon überzeugt, dass hinter der Ermordung John F. Kennedys kein Einzeltäter steckte, dass Prinzessin Diana von ihren Feinden oder einem Mitglied der königlichen Familie umgebracht wurde und dass Kurt Cobain keineswegs Selbstmord begangen hat.

Egal, was ihr Ex-Mann dazu sagte.

Du machst aus einer Mücke einen Elefanten, schalt sie sich. Trotzdem schickte sie den Beutel ins Labor mit der Bitte um Elle Alexanders DNS-Profil.

Und dann war da noch die Trainerin aus dem Fit Forever … Gloria Irgendwer, die ihr laut

Elle ähnlich sah. Kacey beschloss, dem Fitnessstudio so bald wie möglich einen Besuch abzustatten und herauszufinden, ob auch Gloria zum »Club der Doppelgängerinnen« gehörte.

»Bizarr«, sagte sie laut und knipste die Lichter aus.

Kapitel 19

Da konnte er noch so schlau sein, dachte er, als er die baufällige alte Treppe hinunterstürmte, manchmal schien das Schicksal oder Gott oder wer auch immer einfach gegen ihn zu sein. Staubiger Kellergeruch stieg ihm in die Nase. Er öffnete die Tür zu seiner unterirdischen Geheimkammer, schloss automatisch hinter sich ab und versuchte, sich zu beruhigen.

»Eins.« *Atme.* »Zwei.« *Atme noch einmal tief durch.*

Aufgewühlt zählte er bis zehn, dann langsam bis zwanzig, doch seine Fäuste blieben geballt, seine Schultern angespannt, und noch immer sah er rot vor Zorn – ein Zorn, der tief in seinem Innern loderte. Er öffnete eine

Schreibtischschublade und betrachtete den Stoß von Unterlagen, die er zusammengetragen hatte und die bald vernichtet werden sollten. Die Seiten fingen schon an zu vergilben, so viel Zeit hatte er sich für seine Recherchen genommen. Der alte Computer, auf dem er seine Arbeit begonnen hatte, war längst entsorgt; die Daten auf den Disketten, die man damals verwendete, waren beschädigt und nicht mehr abrufbar.

Alles, was blieb, waren diese Ausdrucke, die er so sorgfältig aufbewahrt hatte. Und genau die würde er verbrennen, Seite für Seite, sobald sämtliche der »Unwissenden« tot waren.

Natürlich bestand immer die Möglichkeit, dass eine von ihnen über die Wahrheit stolperte – ein Gedanke, der ihm schier den Magen umdrehte. Das konnte, wollte, durfte er nicht zulassen, dachte er, und neuer Zorn flackerte in ihm auf.

Am liebsten hätte er nach etwas oder jemandem getreten, doch stattdessen ging er zu der Spezialstange für seine Klimmzug- und Reckübungen, die er selbst angebracht hatte, streifte seine Kleidung ab und schnallte sich die Gravity-Boots an. Er begann mit dem Pull-up-Training und spürte, wie sich sein Rückgrat entspannte, während seine Muskeln Höchstleistungen vollbrachten.

Er brauchte das Training, um Dampf abzulassen, deshalb biss er die Zähne zusammen und machte weiter, obwohl ihm bereits der Schweiß über die Haut rann.

Er hatte seine Rache so sorgfältig geplant, hatte sich seit einer halben Ewigkeit mit den »Unwissenden« beschäftigt. Die Fotos, die er jeweils kurz vor ihrem Tod von ihnen gemacht hatte, bewiesen, wie geduldig und vorsichtig er vorgegangen war. Doch von Zeit zu Zeit blieb einer seiner am besten durchdachten Pläne unausgeführt.

Genau das war nun der Fall bei Elle Alexander. Wie um alles in der Welt hätte er vorhersehen können, dass ihr Rechtsverdreher von Ehemann seine Zelte in Idaho abbrechen würde, um bei einer hiesigen Anwaltskanzlei anzufangen? Ausgerechnet in *Grizzly Falls?* Dieser Schritt verkomplizierte die Dinge enorm; die dämliche Elle würde alles zunichtemachen. Sie war bereits in der Poliklinik bei Acacia Lambert gewesen, was nichts Gutes verhieß.

Aber du kannst das in Ordnung bringen. Das weißt du. Denk nach!

Seine Muskeln spannten sich an, als er sich kraftvoll nach oben zog, die Position hielt und sich dann langsam wieder herabließ. Ein paar Sekunden blieb er kopfüber an der Stange hängen, dann wiederholte er die Übung.

Er durfte jetzt nichts vermasseln.

Du hast doch noch Zeit. Konzentrier dich einfach!

Erneut zog er sich nach oben.

Diesmal protestierten seine Bauchmuskeln, trotzdem zwang er sich zu einer weiteren Einheit und schnallte seine Gravity-Boots erst dann ab, als sein Bauch und Rücken in Flammen zu stehen schienen und sich der Schweiß in einer Pfütze auf dem Fußboden sammelte.

Gut. Das tat gut.

Er holte tief Luft und kam geschmeidig auf die Füße. Er war ein gelenkiger, kräftiger Mann. Schon auf der Highschool hatte er sich als Wrestler einen Namen gemacht und war später auf dem College Mitglied des Wettkampfteams gewesen. Er war auf Berge geklettert und hatte Höhlen erforscht, war Sporttaucher gewesen und Ski gefahren. Während seiner Zeit bei den Marines hatte er unter Extrembedingungen in einem Wüstenlager kampiert.

Nie war er vor einer Herausforderung zurückgeschreckt, nicht mal vor der größten seines Lebens.

Und genau aus diesem Grund durfte er nicht zulassen, dass ihm jetzt etwas in die Quere kam.

Durfte sich nicht aus der Ruhe bringen lassen, auch nicht von dem nagenden Gefühl, dass die Ärztin etwas ahnte, vielleicht Bescheid wusste.

»Hör auf damit!«, befahl er sich laut. Seine Sorge würde grundlos sein.

Er hinkte bereits seinem Zeitplan hinterher, und auch wenn er sich geschworen hatte, nichts zu überstürzen, um keinerlei Verdacht zu erregen, spürte er doch, dass er sich beeilen musste. Die Zeit wurde knapp.

Immerhin war ihm klargeworden, welche der »Unwissenden« als Nächste dran war.

Endlich hatte er wieder einen freien Kopf. Er hatte immer einen Plan B in der Hinterhand,

bei dem das Risiko, dass er aufflog, ein wenig höher war, aber unter diesen Umständen blieb ihm keine andere Wahl.

Er würde sich um Elle kümmern müssen, aber er müsste vorsichtig sein, wie immer. Wenn er sich jetzt auch nur einen Fehler erlaubte, würde er auffliegen, noch bevor er seine Mission beendet hätte, bevor er frei wäre. Er durfte nicht so überheblich sein, die Cops für dumm zu erklären; bislang hatte ihm in die Hände gespielt, dass sie in unterschiedlichen Zuständigkeitsbereichen ermittelt hatten. Die Schauspielerin war die Erste gewesen, die nationale Aufmerksamkeit erregt hatte; Shelly Bonaventures viel zu früher Tod war gründlicher untersucht worden, dennoch war er wegen ihrer Lebensweise als Selbstmord eingestuft worden.

Er hatte bisher Glück gehabt, das wusste er.

Doch das würde sich jetzt womöglich ändern.

Jetzt müsste er hier in der Gegend mehrfach zuschlagen, und es war nicht ausgeschlossen, dass die Polizei zwei und zwei zusammenzählte.

Zwei und zwei, dachte er grinsend, ergab bei ihm sehr viel mehr als vier. Er blickte auf die Landkarte mit den umgedrehten Fotos, in denen schwarze Reißzwecken steckten, dann auf den Bilderstapel in seiner Schublade – Beweis dafür, dass diese »Unwissenden« eliminiert waren – und spürte, wie Erregung in ihm aufstieg. Bald würde er ein weiteres Foto hinzufügen können.

Langsam, aber sicher näherte er sich seinem endgültigen Ziel.

Er nahm sich ein sauberes Handtuch von dem akkurat gefalteten Stapel auf dem Regal, auf dem er auch seine Gravity-Boots verwahrte, wischte sich den Schweiß vom Körper und zog anschließend einen flauschigen Bademantel über. Jetzt war er ruhiger, hatte sich wieder ganz unter Kontrolle. Er setzte sich an den

Schreibtisch und fuhr seinen Computer hoch. Auf dem Bildschirm erschienen die Informationen, die er über Elle zusammengetragen hatte, daneben ein Foto. Er würde sie bespitzeln müssen, aber das dürfte kein Problem sein. Sie war eine gedankenlose, zerstreute Frau, die zu beseitigen recht einfach sein dürfte.

Er würde ihr oberste Priorität einräumen.

Mit ein bisschen Geduld, da war er sich sicher, würde sich die perfekte Gelegenheit schon sehr bald ergeben.

Er wäre bereit.

All ihre Sorgen bezüglich der Auswahl des richtigen Hundes waren augenblicklich wie weggeblasen, als Kacey Bonzi am Samstag aus dem Tierheim abholte und ihn mit zu sich nach Hause nahm. Der Mischling, der von Natur aus ruhig war, schnüffelte die Umgebung ums Haus ab, erleichterte sich gleich an einem verkümmerten Rosenstock in der Nähe der Garage und

akzeptierte das Hundebett, das sie ihm zuwies. Nun folgte er ihr mit klackernden Krallen auf Schritt und Tritt durchs Haus, die Ohren aufgestellt, die Augen glänzend vor Neugier.

Schon einen Tag später, am Sonntag, fand sie heraus, dass es ihm genügte, zweimal am Tag eine halbe Meile ausgeführt zu werden; den Rest des Tages verschlief er.

»Ein feiner Wachhund bist du«, neckte sie ihn, als sie ihr Abendessen zubereitete. Zur Antwort gähnte er ausgiebig. Sie dachte daran, Trace O'Halleran anzurufen und sich nach Eli und Sarge zu erkundigen, doch sie befürchtete, das würde zu sehr nach einer Ausrede klingen.

Zu ihrer Überraschung hatte sie den Freitagabend in Dinos Pizzeria genossen. Seitdem dachte sie unablässig an den Rancher und seinen Sohn – nein, um ehrlich zu sein: Sie träumte sogar von ihm. Ein paarmal schon hatte sie den Hörer abgehoben, um seine Nummer zu wählen, doch dann hatte sie es sich anders

überlegt. Trotzdem hatte sie ihn nicht aus ihrem Kopf verbannen können. Zumindest nicht so leicht. Außerdem gab es da jede Menge Fragen, die sie ihm stellen wollte, über ihn und seinen Sohn, doch vor allem über Elis verschollene Mutter. Obwohl es nicht danach aussah, dass Trace derzeit eine Freundin hatte, war er noch vor kurzem mit Jocelyn Wallis liiert gewesen, auch wenn er behauptete, es habe sich um nichts Ernstes gehandelt.

Wie nah hatten sich die beiden wirklich gestanden?, fragte sie sich jetzt.

»Das geht dich nichts an«, sagte sie laut, doch das hielt sie nicht davon ab, weiter an ihn zu denken. Seit ihrer Scheidung war sie mit niemandem mehr ausgegangen, hatte nach JC den Männern abgeschworen, zumindest für eine Weile. Trace O'Halleran, das spürte sie, könnte das ändern.

Binnen einer Sekunde.

Elle trat aufs Gas. Ihr Minivan schoss mit gerade noch erlaubter Höchstgeschwindigkeit über die dunkle Straße, aber sie machte sich keine Sorgen, auch wenn der Abend sehr früh hereingebrochen war. Sie war es gewohnt, »halsbrecherische« Bergstraßen zu fahren, seit sie sechzehn war; für sie war das keine große Sache. Ein schmaler Halbmond stand hoch am tintenblauen Himmel, Eiskristalle glitzerten im Licht ihrer Scheinwerfer auf dem Asphalt.

Durch die Windschutzscheibe blickte sie auf eine wahre Winterwunderlandschaft. Die Straße zog sich wie ein schwarzes Band durch die weiten schneebedeckten Felder, die sich immer wieder mit dichten Espen- und Kiefernwäldchen abwechselten. Die Äste der Bäume bogen sich unter der glitzernden Schneelast.

Ein Blick auf die Uhr am Armaturenbrett zeigte ihr, dass es schon fast halb elf war; sie war gut zwei Stunden später dran als geplant. Sie war ziemlich lange im Einkaufszentrum von

Spokane geblieben, und dann hatte sie, um der guten alten Zeiten willen, auch noch einen Abstecher nach Coeur d'Alene gemacht, wo sie ein schnelles Abendessen zu sich genommen hatte. Was ein großer Fehler gewesen war. Zweifelsohne machte Tom sich langsam Sorgen. Sie würde ihn anrufen müssen.

Elle fischte ihr Handy aus dem Handschuhfach, doch noch bevor sie auf die Kurzwahltaste drücken konnte, kündigte sich eine Hustenattacke an. Schnell warf sie das Telefon auf den Beifahrersitz, wickelte eine Hustenpastille mit Kirschgeschmack aus und lutschte eifrig. Sie fühlte sich ein bisschen fiebrig, aber das würde sie vor Tom und den Kindern nicht zugeben.

Die Dinge mussten erledigt werden, und wenn sie es nicht tat – wer dann?

Zwischen Thanksgiving und Weihnachten hatte sie immer viel zu tun, und dieses Jahr, mit einem neuen Haus in einer neuen Umgebung, war der Druck besonders groß. Sie hatte vor,

ihr Haus im Aspen Circle mit dem prächtigsten Weihnachtsschmuck der ganzen Stichstraße zu versehen.

Plötzlich flammten Scheinwerfer hinter ihr auf. Geblendet kniff sie die Augen zusammen. Ab und zu war ihr auf der um diese Zeit verwaisten Strecke ein Fahrzeug entgegengekommen, und auch im Rückspiegel hatte sie gelegentlich Scheinwerferlicht bemerkt, doch meist in großer Entfernung. Nun, zumindest war sie nicht ganz allein auf diesem einsamen Highway-Abschnitt.

Sie wünschte sich, sie wäre schon zurück bei Tom und den Kindern. Er hatte angeboten, auf die beiden aufzupassen, damit sie ihren überstürzten Ausflug nach Spokane machen konnte, um Weihnachtseinkäufe zu tätigen. Im Einkaufszentrum hatte sie einen herzallerliebsten Neuzugang für ihre Weinreben-Rentierherde gefunden: einen Rudolph mit rot blinkender

Nase, der neben der kleinen Tanne im Vorgarten stehen sollte.

Er würde Rudolph I. mit seiner verblassenden Nase bei weitem übertreffen, und er war im Angebot gewesen: zwanzig Prozent Nachlass mit dem Coupon, den sie aus dem Lokalblatt ausgeschnitten hatte. Sie konnte es gar nicht abwarten, ihn zusammen mit dem Rest der Herde auf dem schneebedeckten Rasen aufzustellen. Hoffentlich würde ihr diesmal niemand einen Streich spielen! Im letzten Jahr hatten es einige Jugendliche aus der Nachbarschaft für witzig gehalten, Rudolph I. eine Rentierdame besteigen zu lassen.

Elle hatte das gar nicht komisch gefunden. Was für eine Geschmacklosigkeit! Ein paar dieser jungen Ganoven waren echte Schwachköpfe gewesen. Nun, vielleicht hatte der Umzug nach Grizzly Falls ja doch etwas Gutes.

Sie hustete wieder und wünschte sich, diese Antibiotika würden endlich Wirkung zeigen.

Okay, sie nahm sie erst seit gestern, aber sie kämpfte jetzt schon so lange gegen diesen Mist an. Dennoch hätte sie kein Bazillus von der Tiefpreisschlacht an diesem Wochenende fernhalten können. Den Schwarzen Freitag und den Schwarzen Samstag hatte sie verpasst, aber am Schwarzen Sonntag – oder wie immer man diesen Wahnsinns-Shopping-Tag nennen mochte – hatte sie ordentlich zugeschlagen.

Ohne die Geschwindigkeit zu verringern, schloss sie ihr Smartphone an und wählte einen speziellen Weihnachtsmix, den sie selbst zusammengestellt hatte. Die Musik ertönte, und binnen Sekunden sang sie zusammen mit Faith Hill, während ihr Dodge Meile für Meile zurücklegte.

Ein Problem – abgesehen von der scheußlichen Grippe oder vielleicht sogar Lungenentzündung – war, dass sie sich in dieser Gegend nicht so gut auskannte. Wie sie schon der Ärztin erzählt hatte, war sie ein waschechtes

Idaho-Girl und nie aus ihrem Bundesland hinausgekommen – mit Ausnahme des einen Sommers, in dem sie nach L.A. gefahren war und sich das Haar hatte blond färben lassen. Sie hatte davon geträumt, im Bikini Rollschuh zu laufen und sich eine Wohnung in Strandnähe zu suchen, vielleicht in Venice oder Malibu oder sonst einem Ort, der nur exotisch genug klang.

Was für ein Unsinn!

Es war viel zu heiß gewesen. Zu überlaufen. Und es hatte viel zu viele andere schöne Blondinen gegeben.

Vier Monate später war sie reumütig nach Boise zurückgekehrt und hatte beschlossen, dass es gar nicht so schlecht war, eine »Hinterwäldlerin« zu sein.

Tom hatte sie trotzdem kennengelernt. Die Liebe ihres Lebens. Zumindest war er das am Anfang ihrer Ehe gewesen. Nach über einem Dutzend gemeinsamer Jahre und zwei Kindern war ein Großteil der einstigen Leidenschaft

verpufft. In letzter Zeit hatte Tom ziemlich distanziert gewirkt.

Der Gedanke machte ihr zu schaffen. In ihre Grübeleien vertieft, fuhr sie an einem Straßenschild vorbei, das sie gerade noch aus dem Augenwinkel erkannte. »Verdammter Mist!«

Sie hatte die Abzweigung verpasst. An der nächsten Haltebucht bremste sie und wendete. Manche der Straßen hier waren so schlecht beschildert! Noch dazu kam, dass es stockdunkel war, keine einzige Straßenlaterne weit und breit! Kurz hinter der Abzweigung nach Grizzly Falls stellte sie fest, dass das Fahrzeug, das ihr in der Ferne gefolgt war, näher gekommen war. Es war ebenfalls in Richtung Stadt auf die zweispurige Straße abgebogen, die am Flussufer entlangführte.

Wieder blickte Elle aufs Armaturenbrett. Vor elf wäre sie nicht zu Hause. Tom würde sich

schreckliche Sorgen machen. Sie sollte wirklich anrufen.

Im Rückspiegel sah sie, dass der Wagen hinter ihr zu ihr aufschloss, das grelle Scheinwerferlicht strahlte ihr direkt in die Augen. »Blödmann«, brummte sie, dann stellte sie ihr Bluetooth an, doch natürlich funktionierte es nicht.

Super.

Sie hatte vergessen, das Ding aufzuladen. Auch das war ein Problem. Sie musste einfach an zu vieles denken, den Ansprüchen der Familie gerecht werden, den Haushalt machen, für die Schule zur Verfügung stehen und nicht zuletzt gegen dieses verdammte Grippevirus ankämpfen.

Elle nahm ihr Handy vom Beifahrersitz und drückte die Kurzwahltaste für zu Hause. Tom meldete sich nach dem dritten Klingeln.

»He«, sagte er. Offenbar hatte er zuvor auf die Anruferkennung geschaut. Im Hintergrund

waren die gedämpften Geräusche des Fernsehers zu vernehmen. »Wo bist du?«

»Das wüsste ich selbst gerne. Auf der richtigen Straße, glaube ich. Hoffe ich.« Auf dem Schild hatte doch Grizzly Falls gestanden, oder? Der andere Wagen war jetzt direkt hinter ihr. »Mist, da blendet mich einer mit seinen Scheinwerfern im Rückspiegel.«

»Dann fahr langsamer und lass ihn überholen.«

Von wegen! Der Kerl konnte ihr mal den Buckel runterrutschen. Sie war müde und wollte nichts als nach Hause, da würde sie sich nicht auch noch von so einem Idioten ärgern lassen! »Ich denke, ich brauche noch zwanzig, vielleicht fünfundzwanzig Minuten«, sagte sie ins Telefon. »Die Angebote waren einfach unwiderstehlich. Was machen die Kinder?«

»Sind sauer, weil ich sie um zehn ins Bett geschickt habe. Sie sind noch nicht wieder ganz auf die Schule gepolt. Ich musste den« –

er senkte die Stimme – »gefürchteten Schlafvollstrecker spielen.«

»Was ihnen natürlich gar nicht gefallen hat.«

»Du hast’s erfasst.«

Sie lachte und nahm einhändig eine Kurve. Der Wagen hinter ihr verlangsamte nicht. Im Gegenteil: Er schien noch näher zu kommen, war jetzt Stoßstange an Stoßstange mit ihr! Ihre Reifen gerieten leicht ins Schleudern, dann griffen sie zum Glück wieder. Elles Lachen wich einem weiteren Hustenanfall. Mein Gott, sie hatte das Kranksein wirklich satt! »Oh … Tom …«, brachte sie heraus, abgelenkt von dem Wagen hinter ihr, und schnappte nach Luft. »Ich … ich muss … Scheiße! … Tom!« Vor lauter Husten tränten ihre Augen, sie verzog das Lenkrad, der Wagen raste Richtung Seitenstreifen.

Wumm!

Metall knirschte, und ihr Minivan machte einen Satz nach vorn. Der Sicherheitsgurt straffte sich.

»Was zum Teufel soll das?« Sie blickte in den Rückspiegel und sah den riesigen Pick-up hinter sich. War er ihr draufgefahren? Was für ein Idiot war das denn? Doch ihr blieb keine Zeit, sich darüber Gedanken zu machen. Der Dodge schlingerte. »Du Scheißkerl!«, brüllte sie, ließ das Handy fallen und umfasste das Lenkrad mit beiden Händen.

Zu spät.

Der Minivan war bereits außer Kontrolle. Sie schleuderte auf den Randstreifen und den tosenden Fluss dahinter zu.

»Verdammt!«

Als das Vorderrad auf den Randstreifen traf, lenkte sie gegen, bremste vorsichtig ab und versuchte, ruhig zu bleiben, auch wenn ihr Puls raste, ihr Herz wummerte und ihre Hände von

einer Sekunde auf die andere schweißnass waren.

»Elle?«, hörte sie Toms Stimme aus dem Handy, das jetzt im Beifahrerfußraum lag.

»Der Scheißkerl ist mir hinten aufgefahren!«, schrie sie.

»Was?«

»Ich sagte: … o nein!«

Im Rückspiegel sah sie, wie das Monstrum von Pick-up erneut auf sie zugerast kam, seine grellen Scheinwerfer brannten wie die Feuer der Hölle. Was hatte er bloß vor? O mein Gott, er wollte sie schon wieder rammen!

Voller Panik lenkte sie vom Randstreifen auf die Gegenfahrbahn, dann riss sie das Steuer erneut herum und rutschte über den eisigen Asphalt zurück auf den Randstreifen.

Der Pick-up war immer noch direkt hinter ihr.

»Tom!«, schrie sie. »Ruf die Neun-eins-eins! Der Typ versucht, mich … O mein Gott!« Die

Kurve war nur etwa dreißig Meter entfernt, eine scharfe Kehre direkt vor der Brücke.

Der Motor des Pick-ups dröhnte ohrenbetäubend, die hoch eingestellten Scheinwerfer reflektierten in ihrem Seitenspiegel. Der Idiot überholte sie!

Gut! Soll er vorbeifahren. Denk dran, dir sein Nummernschild zu merken!

Der Kühlergrill war jetzt dicht an ihrer linken Heckseite. Zu dicht. Entsetzt wurde ihr klar, dass der Fahrer keineswegs vorhatte, sie zu überholen. Er wollte sie erneut von hinten rammen!

Ihr blieb keine andere Wahl. Obwohl sich der Dodge noch nicht wieder gefangen hatte, trat sie aufs Gas, um ihn abzuhängen.

Zu spät.

Wumm!

Ein weiterer Stoß. Diesmal von der Seite, so heftig, dass er ihr fast das Genick gebrochen hätte.

Ihr Wagen brach nach rechts aus. Sie stieg auf die Bremse, doch die Reifen drehten sich weiter und rasten auf den Randstreifen und den dahinterliegenden Fluss zu.

Die Brücke … wenn sie nur die Brücke erreichen könnte!

Wumm! Wieder knirschte Metall auf Metall, und sie spürte, wie ihr Wagen von der Straße abhob und durch die Luft flog.

Über den Randstreifen hinaus, über das verschneite Ufer hinweg, dann tauchte der Dodge Minivan mit der Schnauze voran in den reißenden, eiskalten Fluss.

Kapitel 20

Der Rest des langen Thanksgiving-Wochenendes hatte sich schier endlos gedehnt, seit Eli und er am Freitagabend zusammen mit Kacey Pizza essen gewesen waren. Am Samstag und Sonntag war er in den Arbeitspausen mit Eli zu Sarge in die Tierklinik gefahren, und er hatte sich alle Mühe gegeben, *nicht* an die neue Ärztin seines Sohnes zu denken. Nach Jocelyn war er durch mit den Frauen, zumindest bis Eli älter war, redete er sich ein, doch jetzt, am frühen Montagmorgen, stand er hier in der Scheune, dachte an Dr. Acacia Lambert und fragte sich, wie er es anstellen könnte, sie wiederzusehen.

»Sei nicht albern«, ermahnte er sich, als er sich daranmachte, die Rinder zu füttern, und

schob den Gedanken an ihr offenes Lächeln und die vor Humor sprühenden grünen Augen beiseite. Etwas mit ihr anzufangen würde nichts als Ärger bringen, und davon hatte er schon mehr als genug.

Er war in Versuchung gewesen, sie anzurufen, aber dann hatte er es sich anders überlegt. Außerdem waren sie ja gar nicht richtig miteinander ausgegangen; sie hatten lediglich spontan etwas miteinander gegessen, weil sie Eli etwas Gutes tun wollten. Das Interesse, das sie seinem Sohn entgegenbrachte, erstaunte ihn. Es schien über ein rein berufliches hinauszugehen, doch vielleicht interpretierte er da zu viel hinein.

Sie fühlte sich nicht nur zu seinem Jungen, sondern auch zu ihm hingezogen, das spürte Trace, der mit genügend Frauen zusammen gewesen war, um die Zeichen zu erkennen. Aber sie zeigte sich zurückhaltend, daher war es vielleicht das Beste, es dabei zu belassen.

Außerdem hatte er schon genug um die Ohren. Elis Arm schien zu heilen, doch sein Husten rasselte hartnäckig und wollte einfach nicht weggehen. Vor dem Schlafengehen hatte seine Temperatur bei achtunddreißig gelegen; er würde noch einmal messen müssen, wenn der Junge heute Morgen aufwachte, aber langsam fing Trace an, sich Sorgen zu machen.

Doch erst mal musste er seine Arbeit erledigen. Der Geruch nach Vieh, Dung und Urin mischte sich mit dem des trockenen Heus in dem hundert Jahre alten Gebäude aus verwittertem Zedernholz, wo sowohl die Rinder als auch deren Futter untergebracht waren. Es war das älteste der Nebengebäude, das mittlere; ursprünglich hatte es als Scheune gedient. Auf dem gewaltigen Heuboden über seinem Kopf stapelten sich die Heuballen bis hinauf zu den alten Dachsparren. Rechts und links von der alten Scheune waren über die Jahrzehnte hinweg Anbauten errichtet worden: ein offener

Unterstand auf einer, auf der anderen Seite ein noch einmal so großer geschlossener Stall, in dem Trace die Pferde untergebracht hatte.

Die Rinder, die wegen der jüngsten Sturmserie hatten drinnen bleiben müssen, waren unruhig und drängten sich muhend um den Futtertrog. Ihr Fell, rostbraun oder schwarz, war dick und zottelig, ihre Nasen, die sie tief in das frisch verteilte Heu gruben, glänzten feucht.

»Geduld, Geduld, es ist genug für alle da«, beschwichtigte er einen der Oberdrängler.

Als er die Rinder versorgt hatte, hängte er seine Heugabel an einen Nagel neben der Stalltür und pfiff automatisch nach dem Hund.

»Na, das war nicht gerade clever«, murmelte er. Sarge war noch immer in der Tierklinik, wo er so lange bleiben würde, bis Jordan Eagle gewillt war, ihn zu entlassen.

Er ließ die Lichter an und trat hinaus in die Dunkelheit. Die Sonne war noch nicht

aufgegangen, der Morgenhimmel voller funkelnder Sterne. Der Schnee knirschte unter seinen Stiefeln, als er zum Pferdestall hinüberging. Er fütterte die Tiere und gab ihnen Wasser, dann tätschelte er dem jüngsten Wallach die schwarze Schnauze. Wegen seines tiefschwarzen Fells hatte er den Namen »Jet« bekommen, aber als Trace ihn gekauft hatte, hatte Eli beschlossen, ihn »Jetfire« zu nennen, wie den Transformer aus dem Kinofilm *Transformers – Die Rache.* »He, Jetfire«, sagte er und kraulte das Pferd hinter den Ohren, »vielleicht könnt ihr heute raus.«

Hoffentlich, dachte er, denn die Tiere wurden langsam, aber sicher verrückt. Er konnte ihnen keinen Vorwurf machen, schließlich hasste er es selbst, wenn ihm die Decke auf den Kopf fiel.

»Später«, sagte er zu der kleinen Herde und kehrte über den Pfad, den er zuvor in den Schnee getreten hatte, zum Haus zurück. Der

Holzofen wärmte bereits die Küche, der Kaffee war durchgelaufen. Vor der Hintertür klopfte er sich den Schnee von den Stiefeln, zog sie aus und trug sie ins Haus. Seine Fleecejacke hängte er an den Haken gleich neben der Tür. Während die nassen Stiefel neben dem Ofen trockneten, schenkte er sich eine Tasse Kaffee ein und hörte seinen Anrufbeantworter ab, auch wenn er wusste, dass es für irgendwelche Nachrichten noch zu früh am Tag war. Natürlich war keine eingegangen. Er hatte gehofft, dass jemand angerufen hätte, der Leanna kannte und ihm sagen konnte, wo sie steckte.

Skeptisch betrachtete er den Zettel mit den beiden Telefonnummern, den er in der Schreibtischschublade gefunden hatte, dann blickte er achselzuckend auf die Uhr und wählte die Nummer in Washington, doch es klingelte nur endlos. Kein Anrufbeantworter. Er probierte es in Phoenix. Dort ging ebenfalls keiner dran, aber wenigstens konnte er eine

Nachricht hinterlassen. Er nannte seinen Namen und erklärte, dass er mit Leanna verheiratet gewesen sei und dringend in Kontakt mit ihr treten müsse. Anschließend rief er noch den Anwalt an, der Leanna bei der Scheidung vertreten hatte, einen Kelvin Macadam von der Kanzlei Bennett, Stowe & Ellsworth in Boise, aber natürlich war diese heute nicht geöffnet. Danach wusste er nicht mehr weiter.

Es war, als würde er einem Phantom nachjagen. Er nippte an dem heißen Kaffee, dann stellte er den kleinen Fernseher auf dem Küchenwagen an, den seine Mutter einst zum Backen benutzt hatte.

Während er auf den Wetterbericht wartete, nahm er einen Karton Milch aus dem Kühlschrank und eine Schachtel Cheerios aus dem Schrank, anschließend durchsuchte er klappernd die Besteckschublade. Die Ansagerin berichtete über einen lokalen Lichterschmuckwettbewerb, dann sagte sie mit ernster Miene:

»Und hier noch eine weitere Meldung: In der Nähe der North Fork Bridge kam eine Frau mit ihrem Wagen von der Straße ab und stürzte in den Grizzly River. Elle Alexander, Mutter von zwei Kindern, verstarb noch auf dem Weg ins St. Bartholomew Hospital.«

Schrecklich, dachte Trace. *Nur noch schlimme Nachrichten.*

Er schüttete den Rest Müsli in eine Schüssel und stellte sie für seinen Sohn auf den Tisch, dann faltete er die Schachtel zusammen und legte sie auf die hintere Veranda zu dem anderen recycelbaren Abfall. Als er in die Küche zurückkam, berichtete eine Reporterin vom Boxer Bluff. Sie stand vor der hell angestrahlten Steinbrüstung, die zum Andenken an Jocelyn Wallis voller Blumen, Kerzen, Ballons und Stofftiere war.

Trace starrte auf die Reporterin, deren kurzes, fast schwarzes Haar vom Wind zerzaust wurde. Ihre behandschuhten Hände hielten das

Mikrophon fest umschlossen, während sie mit Blick in die Kamera verkündete: »Das Büro des Sheriffs von Pinewood hat eine Presseerklärung herausgegeben, in der es heißt, der Tod von Jocelyn Wallis, einer Lehrerin der Evergreen Elementary School von Grizzly Falls, sei möglicherweise durch Fremdeinwirkung hervorgerufen worden. Noch sprechen die Behörden nicht von Mord, doch die Ermittlungen laufen in genau diese Richtung.«

Jocelyn Wallis' Gesicht erschien auf dem Bildschirm. Wie angewurzelt blieb Trace in der Küche stehen und verspürte einen schmerzhaften Stich im Innern, dann wurde das Backsteingebäude eingeblendet, in dem die Grundschule seines Sohnes untergebracht war.

Jetzt schwenkte die Kamera zurück auf die Reporterin auf dem Vorsprung im Park, dann zoomte sie auf das schneebedeckte Felsplateau über dem tosenden Fluss, das Jocelyns Schicksal besiegelt hatte.

»Das Büro des Sheriffs bittet jeden um Hilfe, der Jocelyn Wallis beim Joggen auf dem Gipfelweg gesehen oder am Tag ihres Todes irgendetwas Auffälliges bemerkt hat. Die Telefonnummer finden Sie auf der Website des Büros des Sheriffs von Pinewood County. Das war Nia Del Ray für KMJC News«, schloss die Reporterin ihren Bericht. »Und nun zurück ins Studio.«

»Mein Gott«, flüsterte Trace ungläubig, ohne den Blick von dem kleinen Fernseher zu lösen. Was hatte die Reporterin gesagt?

Noch sprechen die Behörden nicht von Mord, doch die Ermittlungen laufen in genau diese Richtung.

Mord?

Wer um alles in der Welt sollte Jocelyn umgebracht haben? Und warum?

Im Studio berichtete die Ansagerin nun über einen Brand in einer Kleinstadt irgendwo im Süden.

Trace dachte an seinen Sohn und wie gern dieser Jocelyn gemocht hatte. Es war schwer genug gewesen, ihm beizubringen, dass sie verunglückt war, aber nun auch noch Mord? Wie sollte er einem Siebenjährigen das erklären, wenn er es doch selbst nicht verstand?

Er ließ Wetterbericht Wetterbericht sein, goss etwas Milch über das Müsli und verließ die Küche, um Eli zu wecken.

Als er die Treppe hinaufstieg, schoss ihm ein weiterer Gedanke durch den Kopf: Wenn Jocelyn tatsächlich ermordet worden war, würde er, Trace, als potenzieller Verdächtiger gelten. Da führte kein Weg dran vorbei. *Er* hatte sich mit ihr verabredet, war mit ihr ins Bett gegangen, wenn auch nur einmal. Die Schule hatte *ihn* angerufen, als sie nicht bei der Arbeit erschienen war. *Er* war in ihrem Apartment gewesen, wusste, wo sie den Ersatzschlüssel versteckt hatte, *er* hatte sie auf der Intensivstation identifiziert.

Ja, dachte er, als er die Tür zu Elis Kinderzimmer öffnete, er zählte zu den Hauptverdächtigen. Als hätte er nicht schon genug andere Sorgen.

Eli lag auf dem Rücken, die Decke zerknäult, die Haare standen in alle Richtungen, der blaue Gipsarm ruhte auf seiner Brust. Er schlief tief und fest.

Trace beobachtete, wie sich die schmale Brust des Jungen gleichmäßig hob und senkte. Er schlief den Schlaf des Gerechten, der sich um nichts in der Welt Sorgen machen musste.

Das würde sich leider nur allzu bald ändern.

Als sie sich am Montagmorgen auf den Weg zur Arbeit machte, konnte sich Kacey ein Leben ohne Hund gar nicht mehr vorstellen. Sie hatte sich vorgenommen, zumindest in der ersten Zeit während ihrer Mittagspause nach Hause zu fahren und eine halbe Stunde mit ihm zu spielen.

Ob Bonzi zum Wachhund taugte, würde sich noch herausstellen, aber er leistete ihr Gesellschaft; mit ihm fühlte sie sich sicherer im Haus. Sie hatte sein Hundebett in ihrem Schlafzimmer aufgestellt und sich während der Nacht von seinem leisen Schnarchen getröstet gefühlt.

»Eine gute Entscheidung«, sagte sie sich, als sie an einem Coffee-Drive-in am Stadtrand anhielt, bevor sie ins Büro weiterfuhr.

Das ganze Wochenende über hatte sie an Trace O'Halleran und seinen Sohn denken müssen, hatte sich sogar mehr als einmal bei Tagträumereien von dem höllisch sexy Rancher ertappt. Es war angenehm gewesen, sich letzten Freitag mit ihm zu unterhalten, und sie hatte sich Mühe geben müssen, ihre Gedanken in andere Richtungen zu lenken. Also hatte sie sich um den Haushalt gekümmert, mit Bonzi gespielt und so viel wie möglich über Shelly

Bonaventure, Jocelyn Wallis und nicht zuletzt Elle Alexander herausgefunden.

Elle hatte behauptet, in Boise geboren und aufgewachsen zu sein. Kacey hatte das überprüft. Im Geburtenregister von Helena, Montana, hatte sie keinen passenden Eintrag gefunden, deshalb musste sie davon ausgehen, dass Elle die Wahrheit gesagt hatte und Kaceys Misstrauen unbegründet war.

Zwei Frauen, die ihr ähnlich sahen und hier in der Gegend geboren waren, waren ums Leben gekommen. Das war alles. Was hatte sie erwartet? Dass sie in irgendeiner Beziehung zueinander stünden? Unwahrscheinlich, und selbst wenn, was wäre so ungewöhnlich daran? Sie könnte jede Menge entfernte Verwandte in dieser Gegend haben.

Zehn Minuten später – der Himmel im Osten wurde langsam heller – bog sie mit ihrem Latte macchiato auf den Parkplatz der Poliklinik ein, stellte den Ford Edge ab und ermahnte sich,

nicht länger nach irgendwelchen Verbindungen zu suchen.

Mit einer Hand den dampfenden Pappbecher balancierend, in der anderen ihren Laptop, kämpfte sie wie jeden Tag mit den Wagenschlüsseln, dann betrat sie das Klinikgebäude, heute durch den Hintereingang. Ihre erste Patientin sollte erst um acht Uhr eintreffen, so dass ihr noch Zeit blieb, ihre E-Mails zu lesen und sich auf den Tag vorzubereiten.

Heather bemerkte ihre Ankunft, als sie gerade die Tür zu ihrem Büro öffnete, schoss hinter der Rezeption hervor und sprintete den Flur entlang. »Hast du schon gehört?«, fragte sie mit weit aufgerissenen Augen.

»Was denn?«

»Dass eine unserer Patientinnen am Wochenende verstorben ist!«

»O Gott, bitte nicht.« Kaceys Herz setzte einen Schlag aus.

»Ich selber bin ihr nie begegnet, weil sie am Samstag hier in der Praxis war. Ich wollte mich gerade wegen ihres Termins mit dem Labor absprechen.«

Kacey erstarrte. »Wer?«, fragte sie, doch sie kannte die Antwort bereits.

»Elle Alexander. Erinnerst du dich an sie?«, fragte sie, sichtlich erschüttert.

Kacey fühlte sich, als hätte sie eins mit der Schrotflinte verpasst bekommen. Elle? Die Frau hatte so lebensfroh gewirkt! Verheiratet, eine Mutter, die sich trotz ihres schlimmen Hustens mehr Sorgen um ihre Kinder als um ihre eigene Gesundheit machte. »Was ist passiert?«

»Sie ist von der Straße abgekommen, kurz vor der North Fork Bridge, und im Fluss gelandet. War auf dem Weg nach Hause von Spokane, wo sie Weihnachtseinkäufe gemacht hatte, hieß es in den Nachrichten. Ich hab heute Morgen eine Reportage gesehen, während ich auf meinem Stepper trainiert

habe!« Heather schauderte theatralisch. »Kannst du dir das vorstellen?«

»Nein«, gab Kacey zu. »Hatte sie die Kinder bei sich?«

»Soweit ich weiß, nicht. In der Zeitung steht was darüber. Ich hab dir den Artikel auf den Schreibtisch gelegt.«

»Danke.« Aufgewühlt betrat Kacey ihr Büro und ließ sich auf den Schreibtischstuhl fallen. Sie las den Artikel einmal, dann ein zweites Mal, und die ganze Zeit über sah sie Elles ausdrucksstarkes Gesicht mit dem breiten Lächeln vor sich.

Als Ärztin gehörte der Tod zu ihrem Alltag. Ein Mensch kam auf die Welt, führte sein Leben und starb. Das war der Kreislauf des Lebens, das wusste und akzeptierte sie, obwohl sie sich nie daran gewöhnt hatte. Diese Frau war so jung gewesen, hatte in der Blüte ihres Lebens gestanden und hinterließ zwei Kinder … das war einfach nicht richtig.

Und noch etwas anderes machte ihr Sorgen. Ein vages Gefühl, das ihr unter die Haut ging und tiefes Unbehagen in ihr auslöste: Elle sah ihr ähnlich, genauso wie Shelly Bonaventure und Jocelyn Wallis.

Sie dachte an den Abstrich, den sie Elles Hals entnommen hatte, und daran, dass sie deren DNS-Profil erstellen ließ. Sie war froh darüber. Vielleicht bestand tatsächlich kein Zusammenhang und ihre Verschwörungstheorien verliefen im Sande, doch ganz sicher war hier irgendetwas faul … ganz und gar faul.

»Du musst dir mal den Mitschnitt von dem Neun-eins-eins-Anruf anhören«, sagte Alvarez, als sie zusammen mit Pescoli den Aufenthaltsraum betrat, der mittlerweile vom Fußboden bis zur Decke »joellig« ausstaffiert war. Funkelnde Lichter, künstliche Kiefernkränze und -girlanden, geschmückt mit goldenen Kugeln und roten Bändern, hingen überall im

Raum. Silberne Schneeflocken baumelten von der Deckenbeleuchtung herab wie Köder an vergessenen Angeln.

»Um Himmels willen, ist das denn erlaubt in einem öffentlichen Gebäude?«, schimpfte Pescoli, als sie bemerkte, dass selbst die Kaffeekanne am Plastikhenkel mit einer roten Schleife verziert war. »Das ist einfach zu viel.«

Alvarez entfernte die Schleife und schenkte Kaffee in eine Tasse, die sie vom Regal genommen hatte. Sie nahm einen großen Schluck, dann brachte sie das Gespräch wieder auf den Unfall in der Nähe der North Fork Bridge. »Tom Alexander ist davon überzeugt, dass seine Frau vorsätzlich von der Straße gedrängt wurde. Behauptet, er habe mit ihr telefoniert, als jemand auf ihren Minivan auffuhr.«

»Im Ernst?« Pescoli fischte ihre Lieblingstasse mit dem Sprung vom Regal. »Dann behauptet er also *was?* Dass er gehört hat, wie sie gestorben ist?«

»So was in der Art.«

»Ach du lieber Gott. Kannst du dir das vorstellen?«

»Nein«, sagte Alvarez finster. »Es ist jetzt unser Fall. Mord.«

»*Eventuell.* Menschenskind!«

Noch bevor sie den Fall weiter erörtern konnten, vernahmen sie Schritte, und Joelle, von Kopf bis Fuß in weihnachtliches Rot gekleidet, erschien, die blonden Haare mit passenden Weihnachtsstern-Clipsen geschmückt. »Frohe Feiertage!«, begrüßte sie die beiden Detectives. Sie trug drei rosa Schachteln herein und stellte sie auf dem Tisch ab.

Pescoli bemerkte, dass dieselben roten Blumen, die in Joelles Locken steckten, ihre blutroten Zehn-Zentimeter-High-Heels zierten.

»Ich hoffe, ihr habt noch nicht zu viel Süßes gegessen!«, zwitscherte sie.

»Von Süßigkeiten bekomme ich nie genug«, versicherte Pescoli.

Joelle nahm einen kleinen künstlichen Tannenbaum mit Miniaturgeschenken darunter vom Tisch und drückte auf einen Knopf. Der Baum fing an, sich zu drehen, seine bunten Lichter blinkten. Freudestrahlend stellte sie ihn auf seinen Platz zurück und fing an zu erzählen: »Die Kinder meiner Cousine Beth hatten sich mit dieser scheußlichen Grippe angesteckt, so dass sie nicht zum Thanksgiving-Dinner erscheinen konnten. Onkel Bud und seine Frau – die beiden sind schon über achtzig – waren eingeschneit und konnten daher ebenfalls nicht kommen. Meine Schwester Jennifer macht mal wieder eine ihrer verrückten Diäten, isst nur Obst und Honig, also bin ich auf den ganzen Köstlichkeiten sitzengeblieben.« Sie öffnete die Schachteln, und zum Vorschein kamen eine Kürbis-Pie, eine Beerentorte und eine Plastikschüssel voller mit Zuckerguss verzierter Plätzchen: Füllhörner, Truthähne und Pilgerhüte. Pescoli war sich

nicht sicher, aber mindestens eins sah aus wie ein Osterhase, der vor über sechs Monaten versehentlich aus dem Gefrierschrank gehüpft war.

Als Joelle sich vorbeugte, konnte Pescoli einen Blick auf ihre goldenen Creolen werfen. Mein Gott, in jedem der Achtzehn-Karat-Reifen saß doch tatsächlich ein winziger Weihnachtswichtel!

Die Dezernatsrezeptionistin verteilte rasch die Plätzchen auf einem Teller, dann hörte sie das Telefon schrillen, erstarrte und schürzte die Lippen. »Die Pflicht ruft«, sagte sie achselzuckend, dann klackerte sie eilig aus dem Aufenthaltsraum. Zwei Streifenbeamte kamen herein.

»Das ist vielleicht eine«, murmelte Pescoli, aber Alvarez hörte nicht zu, also nahm sie sich einen Pilgerhut und biss die Spitze ab.

Alvarez, tief in Gedanken, ignorierte all die Leckereien und sagte zu Pescoli, die sich nun

ebenfalls einen Kaffee einschenkte: »Der Minivan der Alexanders steht schon in der Werkstatt des kriminaltechnischen Labors. Ich glaube, ich sollte dort mal vorbeischauen.«

»Ich komme mit.« Merkwürdig, dachte Pescoli. Vermutlich war der Ehemann außer sich, halb verrückt vor Kummer und versuchte, irgendjemand anderen für den Unfall seiner Frau auf der vereisten Straße verantwortlich zu machen. Vielleicht war das Ganze aber auch nur ein Bluff und er wusste mehr, als er zugab; vielleicht rechnete er damit, dass die Spurensicherung Hinweise darauf fand, dass seine Frau absichtlich von der Straße gedrängt worden war.

Du bist einfach zu misstrauisch, steckst schon viel zu lange in diesem Job.

Sie aß ihr Plätzchen auf und sagte: »Vorher würde ich mir gern kurz diesen Notruf anhören. Dann überprüfen wir die Handyverbindungen und sehen mal, woher der Wind

weht.« Sie nahm einen Schluck aus ihrer angeschlagenen Tasse und zog scharf die Luft ein: »Mann, ist der stark.«

»Den hat Brewster aufgesetzt. Er mag diese – ich zitiere – ›laffe Weicheier-Brühe‹ nicht«, erklärte Alvarez.

»Starke Worte eines gottesfürchtigen Mannes.«

Alvarez zuckte die Achseln. »Eben ein Cop.«

»Und Kirchenvorstand.«

»Dein Boss«, erinnerte sie Alvarez.

»Eine echte Nervensäge.« Am liebsten hätte sie noch mehr gesagt, aber diesmal biss sich Pescoli auf die Zunge und zermarterte sich stattdessen den Kopf darüber, was sie dem stellvertretenden Sheriff beim Wichteln schenken könnte. Rattengift vielleicht oder eine einfache Fahrkarte nach Mosambik oder zum Südpol, obwohl sie den Kerl im Grunde nicht wirklich hasste. Er war ein korrekter Polizist, bloß überfürsorglich, wenn es um seine Töchter

ging, vor allem um Heidi. In Pescolis Augen war Brewsters »Prinzessin« eine hinterlistige Heuchlerin, die Jeremy um ihren perfekt manikürten Finger gewickelt hatte. Gott, was würde Pescoli darum geben, wenn Jeremy endlich schlau würde und sich eine andere suchte! Vermutlich würde sich ihr Vorgesetzter nicht unbedingt über eine Packung Kondome unter dem Weihnachtsbaum des Dezernats freuen, vor allem nicht, wenn sie für sein kostbares kleines Töchterchen gedacht war.

Pescoli und Alvarez verließen gerade den Aufenthaltsraum, als sie im Flur auf Sheriff Dan Grayson trafen, begleitet von seinem treu ergebenen Hund.

»Morgen«, grüßte er mit einem Lächeln, das die Enden seines Oberlippenbarts in die Höhe zucken ließ.

»Morgen«, erwiderte Pescoli. Alvarez lächelte ein wenig steif.

»Ich habe gehört, wir haben möglicherweise einen Mord?« Er deutete auf seine Bürotür, und Sturgis, der ausrangierte K9-Labrador, eilte schwanzwedelnd darauf zu.

»Sieht ganz so aus«, erwiderte Alvarez.

»Vielleicht.« Pescoli war nicht überzeugt.

»Wir überprüfen das gerade«, fügte Alvarez hinzu.

»Gut.« Der Sheriff nickte. »Oh, und danke, dass Sie an Thanksgiving vorbeigeschaut haben. Ich hoffe, meine Restfamilie war nicht zu viel für Sie. Die Zwillinge mit ihren sieben Jahren können mitunter ganz schön schwierig sein. Stellen Sie sich nur mal vor, wie das wird, wenn sie fünfzehn sind!«

So weit wollte Pescoli gar nicht denken. Sie kannte sich aus mit Fünfzehnjährigen … und mit Sechzehnjährigen, Siebzehnjährigen … Und dann auch noch Zwillinge?

»Nein, nein, sie waren ganz reizend«, versicherte Alvarez ihm, und Pescoli warf ihr einen

fragenden Blick zu. Was zum Teufel sollte das? *Reizend?* Alvarez hielt irgendwelche mit Grayson verwandte Kinder – vermutlich Neffen oder Nichten – für *reizend?* Sie, die Frau, die ganz offensichtlich nie eigene Kinder hatte haben wollen?

»Halten Sie mich auf dem Laufenden, was die Sache an der North Fork Bridge betrifft«, bat Grayson.

»Das werden wir«, versprach Alvarez. Der Sheriff verschwand in seinem Büro, und die beiden Detectives eilten den Flur entlang Richtung Ausgang.

Pescoli öffnete den Mund, um etwas zu sagen, doch Alvarez hob eine Hand abwehrend hoch: »Ich weiß schon.« Sie warf einen Blick über die Schulter zu Graysons Büro, das Gesicht ausdruckslos. »Ich erzähle dir später davon, okay? Im Augenblick muss ich mich um meine Ermittlungen kümmern. Ich habe bereits die Telefonlisten für die Handys von Elle und

Tom Alexander angefordert – sämtliche Nummern, die sie in den letzten beiden Monaten gewählt haben. Nur für den Fall, dass er mit einer Versicherungsgesellschaft in Kontakt getreten ist oder eine Freundin angerufen hat.«

»Oder sie einen Freund.«

»Genau. Die Listen sollten heute noch eingehen.«

»Braves Mädchen«, lobte Pescoli.

»Aber immer doch, oder hattest du etwas anderes erwartet?«

Kapitel 21

Am nächsten Morgen untersuchte er seinen Pick-up, der gut versteckt in dem achtzig Jahre alten Schafstall parkte. Daneben stand der alte John-Deere-Traktor, der immer noch Öl verlor. Das zugige, langsam baufällig werdende Gebäude stand etwa hundert Meter hügelabwärts vom Haupthaus entfernt. Er konnte keinen neuen Schaden erkennen. Gab es irgendwo Farbspuren, die sein Fahrzeug mit dem Minivan der dämlichen Schlampe in Verbindung brachten? Auf den ersten Blick entdeckte er keine, aber vielleicht an der Stoßstange oder am Kühlergrill?

Schnell montierte er die stabile Spezialstange mit dem stählernen Grill von dem dunklen Pick-up. Er hatte sie selbst

zusammengeschweißt – sie sah aus wie ein Viehgitter –, und er hatte sichergestellt, dass sie die Nummernschilder aus Idaho, die er vor Jahren von einem schwarzen Pick-up gestohlen hatte, zumindest teilweise verdeckte. Er hatte sich für ein Fahrzeug aus Idaho entschieden, weil die Nummernschilder aus dem benachbarten Bundesstaat in dieser Gegend sehr geläufig waren. Und er war stolz auf sich gewesen, weil er einen Pick-up derselben Marke und noch dazu dasselbe Modell ausfindig gemacht hatte.

Mein Gott, war das kalt.

Sein Atem bildete kleine Wölkchen in dem nicht isolierten Schuppen; seine Finger fühlten sich fast taub an. Er arbeitete rasch. Wie schon so oft in der Vergangenheit schraubte er die alten, gestohlenen Nummernschilder ab und brachte die in Montana zugelassenen wieder an. Außerdem zog er die weißen Schaffellüberzüge von den Sitzen, mit denen er das schwarze

Leder abgedeckt hatte. Als Letztes nahm er die falschen Aufkleber vom Heck des Wagens ab. Er hatte sie selbst gefertigt: In Wirklichkeit waren es Magnete, die sich spielend leicht entfernen ließen. Der Pick-up, das wusste er, musste stets getarnt werden, auch wenn er ihn nur bei Dunkelheit benutzte. Tagsüber fuhr er seinen silbernen Lexus mit den einheimischen Nummernschildern. Er hatte den Wagen bei einem Händler in Missoula gekauft und rechtmäßig auf seinen Namen angemeldet.

Zufrieden, dass der Pick-up wieder so unschuldig aussah wie vorher, wuchtete er Grill und Stoßstange zur gegenüberliegenden Seite des ehemaligen Schafstalls, dann breitete er ein Tuch aus, schmirgelte sämtliche Stellen ab, wo er nach peinlich genauer Untersuchung winzige Farbspuren von dem Minivan entdeckt hatte, dann holte er eine Sprühdose mit matter schwarzer Farbe und lackierte beide, bis sie aussahen wie neu. Der Lack würde eine Weile

trocknen müssen, erst dann könnte er sie zusammen mit den Sitzbezügen und »Aufkleben« in das Versteck unter dem alten Futtertrog schaffen, wo es immer noch nach längst vergessenen Suffolk-, Targhee- und anderen Rassen roch, die ein halbes Jahrhundert zuvor weit verbreitet gewesen waren.

Er wusste, dass er übervorsichtig war, doch er wollte nicht den Fehler machen, die Polizei zu unterschätzen. Er hätte nicht schon über ein Jahrzehnt an seiner Mission arbeiten können, wäre er nicht vorsichtig gewesen, und selbst so war er bereits auf einige Probleme gestoßen. Wenngleich er laut IQ-Tests ein Genie und um einiges schlauer war als sein Vater, durfte er nicht übermütig werden.

So weit, so gut.

Und dann spürte er es. Ein Kribbeln im Nacken – eine Warnung. Das seltsame Gefühl, in diesem eiskalten Schuppen von unsichtbaren Augen beobachtet zu werden.

Sein Puls schoss in die Höhe, und er fuhr herum, blickte in jeden spinnwebenverhangenen Winkel, in jede dunkle Türöffnung, doch da war niemand. Schließlich starrte er mit zusammengekniffenen Augen durch das schmutzige Fenster auf die verschneiten Felder.

Nichts Außergewöhnliches.

Er war bloß nervös. Weil er die Dinge vorantrieb. Seine Arbeit war jetzt gefährlicher denn je. Das Heulen des Windes in den Dachsparren klang wie unheimliches Gelächter, Spott. Plötzlich brach ihm der Schweiß auf der Stirn aus.

Nun lass mal nicht deine Phantasie durchgehen! Er atmete tief durch. *Du bist derjenige, der am Hebel sitzt. Du entscheidest, wer stirbt. Vergiss das nicht,* redete er sich ein und beruhigte sich wieder vollkommen.

Zufrieden sperrte er den Schuppen ab und joggte zurück zum Haus, wo er unter die Dusche gehen und sich rasieren wollte. Dann

konnte der Tag beginnen. Der »Unfall« in der Nähe der North Fork Bridge würde Thema in den Nachrichten sein, und er wollte mitbekommen, was die Reporter und das Büro des Sheriffs dazu sagten.

Für diese Augenblicke lebte er, wenn er wieder einmal ordentlich und sauber eine der »Unwissenden« ausgelöscht hatte und die Aufregung deshalb noch frisch war. Schon bald würde die Aufmerksamkeit nachlassen und die Story aus den Schlagzeilen verschwinden.

Was gut war, rief er sich vor Augen, als er, zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinaufeilte. Je größer das Desinteresse, desto besser. Das hatte sich bei Shelly Bonaventure gezeigt: Nach ihrem Tod hatte ihr die Presse höllisch viel Aufmerksamkeit geschenkt, weit mehr als zu Lebzeiten. Und trotzdem genoss er die Beiträge zum Tod seiner Opfer, liebte die Zusammenfassungen der vermeintlichen »Unfallhergänge« und die Verwirrung auf dem

Gesicht der ermittelnden Beamten, verspürte Stolz, weil es ihm wieder einmal gelungen war, die Behörden zu überlisten, während er auf sein ultimatives Ziel hinarbeitete.

Doch er musste vorsichtig sein. Immer. Die Zeit war der wichtigste Faktor.

Wieder hatte er das Gefühl, jemand würde ihn beobachten, ein Jemand, der ihm direkt ins Gehirn zu blicken schien, aber das war verrückt. Irrsinnig. Er schloss die Augen und konzentrierte sich auf seine Mitte.

Reiß dich zusammen! Du darfst nicht deiner Paranoia anheimfallen! Es ist nichts. Gar nichts!

Endlich beruhigte sich sein Puls wieder.

Er warf einen Blick auf die Uhr, stellte fest, dass es zu spät für seinen Lauschangriff auf Acacia war – diejenige »Unwissende«, die ihm am meisten zu schaffen machte. Schon wenn er an sie dachte, fing seine Haut auf eine Art und

Weise zu kribbeln an, die ihn verunsicherte – erotisch, begehrend.

Zu riskant, ermahnte er sich. Sie war vor langer, langer Zeit der Grund dafür gewesen, dass er von den Frauen erfahren hatte. Durch ihre Existenz hatte sie ihn unwissentlich auf all die anderen aufmerksam gemacht und damit deren Schicksal besiegelt.

Vielleicht sollte er sich bei ihr bedanken.

Beinahe hätte er laut aufgelacht. Er wünschte sich, er könnte sie über die versteckten Mikrophone belauschen und von ihr träumen, doch das war sinnlos. Sie wäre längst aus dem Haus und in der Poliklinik.

Er lächelte.

Vielleicht sollte er sich einen Termin bei ihr geben lassen.

Bald. Sein Lächeln wurde breiter, und er spürte, wie sich sein Schwanz regte. *Sehr, sehr bald.*

»Dann hat sie eben eine vage Ähnlichkeit mit den anderen. Na und?«, fragte Pescoli zwei Stunden später, als sie zusammen mit Alvarez zur Werkstatt des kriminaltechnischen Labors fuhr. Heute hatte sie wirklich den Eindruck, ihre Partnerin würde sich an Strohhalme klammern. Jetzt behauptete sie auch noch, Elle Alexander sehe aus wie Shelly Bonaventure und Jocelyn Wallis. Das war nun sehr weit hergeholt, fand sie.

Doch in einem hatte sie Alvarez recht geben müssen: Die Aufnahme des panischen Notrufs von Tom Alexander klang echt, er schien außer sich zu sein vor Sorge – ein Eindruck, der sich bestätigt hatte, als er heute früh auf dem Department aufgekreuzt war. Aufgebracht war er ins Büro des Sheriffs gestürmt und hatte eine Untersuchung verlangt, um die Umstände des Unfalls seiner Frau aufzuklären. Doch sein Zorn war verflogen, nachdem er sich mit Pescoli unterhalten hatte.

Gutaussehend und gepflegt, war er der Inbegriff des schmerzerfüllten Ehemanns gewesen, der noch unter Schock stand.

»Sie war eine gute Autofahrerin und an schlechte Wetterverhältnisse gewöhnt. Ich sage Ihnen, sie konnte mühelos die verschneitesten Straßen bewältigen! Außerdem habe ich alles mit angehört. Ich habe mit ihr telefoniert, als er ihr draufgefahren ist. Sie war halb verrückt vor Angst und hat offenbar das Handy fallen lassen, denn sie hat mir nicht mehr geantwortet. Anschließend knirschte Metall auf Metall, und zwar ohrenbetäubend! Elle hat gekreischt und geschrien und immer wieder meinen Namen gerufen, aber mich konnte sie wohl nicht mehr hören!« Er sackte auf einen der Stühle vor ihrem Schreibtisch, vergrub das Gesicht in den Händen, seine Schultern bebten. »Dann hat sie wieder geschrien, und ich habe das Tosen von Wasser gehört … O Gott, es war … und dann … dann … nichts mehr. Die Leitung war tot. Um

Himmels willen, was soll ich jetzt bloß machen? Elle … oh, Elle.«

Pescoli hatte es nicht über sich gebracht, ihn mit irgendwelchen Plattitüden abzuspeisen. Damals, in der Nacht, in der ihr erster Ehemann, Joe, erschossen worden war, war es ihr genauso ergangen wie jetzt ihm.

Dass Joe in Ausübung seiner Dienstpflicht gestorben war, hatte ihr auch nicht weitergeholfen. Und ihr war völlig egal gewesen, dass die anderen ihn für einen Helden hielten.

Alles, was für sie zählte, war, dass er tot war und sie mit einem kleinen Sohn und einem Loch im Herzen zurückließ, das groß genug war, um einen Panzer hindurchrollen zu lassen. Nie wieder würde sie mit ihm reden, nie wieder sein Lachen hören können, nie wieder sehen, wie er Jeremy auf seinen breiten Schultern durch die Gegend trug, ihn nie wieder bis tief in die Nacht hinein lieben können. Binnen einer Sekunde war all das vorbei gewesen. Die ersten

Jahre nach Joes Tod waren schwer gewesen. So schwer, dass sie Lust mit Liebe verwechselt und Luke »Lucky« Pescoli geheiratet hatte – eine Mogelpackung, wie sich später herausstellen sollte.

Also verteilte sie keine Binsenweisheiten und sagte stattdessen: »Mein Beileid, Mr. Alexander«, dann schob sie die Kleenex-Schachtel zu ihm hin.

Irgendwie gelang es ihr, seine Aussage aufzunehmen, und jetzt war sie mit ihrer Partnerin auf dem Weg zur Werkstatt des kriminaltechnischen Labors. Alvarez erklärte, Detective Jonas Hayes vom LAPD sei nicht davon überzeugt, dass Shelly Bonaventure Selbstmord begangen habe, obwohl alles darauf hindeutete.

»Es gibt da ein paar Dinge, die seiner Ansicht nach gegen einen Selbstmord sprechen«, sagte sie, als sie den Wagen auf einem für Dienstfahrzeuge ausgewiesenen

Parkplatz in der Nähe der großen metallenen Werkstatttore abstellte.

»Genau wie in Jocelyn Wallis' Fall?«, bemerkte Pescoli, die noch immer skeptisch war, was eine mögliche Verbindung der beiden Fälle anging, zumal Los Angeles über tausend Meilen von Grizzly Falls entfernt war.

»Ich habe Detective Hayes gebeten, mir eine DNS-Analyse von Shelly Bonaventure zu schicken«, sagte Alvarez.

»Um sie mit der von Jocelyn Wallis zu vergleichen? Meinst du das ernst?«

»Und mit der von Elle Alexander.«

»Ihr Tod war doch etwas ganz anderes«, bemerkte Pescoli.

»Ich weiß.«

»Für mich klingt das Ganze wie die Jagd nach einem Phantom. Außerdem geht ganz schön viel Zeit dabei drauf. Hältst du das wirklich für nötig?«

»Keine Ahnung«, gab Alvarez zu. »Könnte sein, dass das eine Sackgasse ist. Aber zumindest wissen wir dann, ob bei diesen Frauen eine genetische Verbindung besteht.« Sie öffnete die Jeeptür und stieg aus. »Ich schließe lediglich alle Möglichkeiten aus.«

»Und ich halte das für übereilt.«

»Hinweis zur Kenntnis genommen. Und unterdessen sterben weitere Frauen.«

»Schon gut, schon gut. Du hast gewonnen«, sagte Pescoli und versuchte, nicht eingeschnappt zu klingen. Alvarez war eine gute Polizistin, die auf die Wissenschaft, auf Beweismittel und nur selten auf ihr Bauchgefühl setzte. Diesmal schien sie sich auf alle drei Komponenten zu verlassen, was gar nicht schlecht war.

Zusammen betraten sie die Werkstatt und stießen auf die Mechaniker und das Forensikteam, die den Minivan untersuchten. Rund um das verbeulte Wrack des Dodge lag

ein Durcheinander aus nassen Spielsachen, Kleidungsstücken und sich auflösendem Geschenkpapier. Durchweichte, zerknautschte Einkaufstaschen waren aufgerissen und flogen leer herum, nur die aus Plastik hatten den Ausflug in den eiskalten Grizzly River überlebt.

Die hintere Stoßstange sah aus, als sei sie gerammt worden, und die Fahrzeugspezialisten waren allesamt damit beschäftigt, den Wagen nach Beweisen abzusuchen. Man hatte Elle Alexanders Handy und Handtasche gefunden, und die tropfnassen Quittungen in ihrer Brieftasche belegten, dass sie die Einkäufe nur wenige Stunden, bevor ihr Minivan aus dem reißenden Fluss geborgen worden war, getätigt hatte.

»Irgendetwas ist dem Wagen mit voller Wucht auf die Heckseite geprallt«, erklärte Bart, einer der Techniker, ein dünner, drahtiger Mann mit Glatze und einer Brille, die zu groß für sein Gesicht war, während er sich die

Hände an einem Tuch abwischte und auf das Wrack starrte. »Sieht nach einem weiteren Fahrzeug aus, nach Fremdeinwirkung. Es gibt keinerlei Hinweis darauf, dass sie irgendwo gegengefahren ist – gegen ein Reh, einen Elch oder sonst was –, bevor der Wagen in den Fluss gestürzt ist. Ein Ausweichmanöver wäre denkbar, doch sie muss von hinten heftig angeschoben worden sein.«

»Der Ehemann gibt an, der Dodge sei in tadellosem Zustand gewesen. Sie haben ihn erst vor knapp sechs Monaten gekauft.«

Bart nickte, als bestätigte Pescoli, was er herausgefunden hatte, und betrachtete den Minivan kopfschüttelnd. »Tja, das hat jemand gründlich geändert.«

»Stimmt«, sagte Alvarez seufzend. »Ich denke, wir sollten herausfinden, wer.«

Bart lächelte schmallippig. »Ich bin nur froh, dass das euer Job ist, nicht meiner.«

Der Dienstag verstrich ohne besondere Vorkommnisse, und den Mittwoch, ihren freien Tag, verbrachte Kacey zunächst damit, mit Bonzi zu spielen, Rechnungen zu überweisen und das Haus aufzuräumen.

Nach langem Hin und Her rief sie Trace O'Halleran an. Sein Anrufbeantworter meldete sich, also hinterließ sie ihre Handynummer und eine Nachricht, sie wolle sich nach Eli erkundigen.

Das war kein Vorwand; sie war wirklich besorgt um den Jungen, und zwar eher wegen seiner Grippesymptome als wegen seines Arms. Doch sie musste sich nichts vormachen: Natürlich hatte sie gehofft, mit Trace sprechen zu können.

Am späten Morgen hatte sie beschlossen, die Initiative zu ergreifen und dem Geheimnis um ihre Doppelgängerinnen auf den Grund zu gehen. Sie machte einen kurzen Abstecher zum Fit Forever und fragte nach einer Trainerin

namens Gloria. Dem hübschen Mädchen mit den weißblonden Zöpfchen an der Rezeption, das nicht älter war als achtzehn, machte sie weis, sie überlege, Mitglied zu werden. Mit jugendlicher Begeisterung – und der Aussicht auf eine Provision, vermutete Kacey – zählte ihr die Rezeptionistin die Vorteile einer Mitgliedschaft im Fit Forever auf. Als Kacey nicht sofort auf der gestrichelten Linie unterschrieb, verlor sie ein bisschen von ihrem Feuer und schob ein paar Broschüren über den langen Tresen, bevor sie sich der Frau hinter ihr zuwandte, von der sie sich offenbar mehr versprach.

Rasch überflog Kacey die Seiten. Tatsächlich gab es eine Trainerin namens Gloria Sanders-O'Malley. Kacey schlenderte einen Gang entlang, als wäre sie bereits Mitglied; sie wollte nicht, dass jemand sie herumführte. Hinter einer großen Glasscheibe, durch die man in den Workout-Raum blicken konnte, entdeckte sie die Trainerin, die Gloria Sanders-O'Malley sein

musste. Es war verdammt unheimlich, die Frau zu beobachten, die gerade einen Spinningkurs gab. Keine der Kursteilnehmerinnen sah ihr ähnlich – Gott sei Dank –, aber Gloria hatte genau dieselbe Gesichtsstruktur wie Kacey. Sie trug ihr rotbraunes Haar kurz und verstrubbelt; ihr Körper war durchtrainiert wie der einer echten Sportlerin.

Als der Kurs zu Ende war, betrat Kacey den Workout-Raum und stellte sich als potenzielles Mitglied vor. Gloria war höflich interessiert, doch sie schien ihre Ähnlichkeit nicht zu bemerken, und Kacey sprach sie auch nicht darauf an.

Vielleicht sah sie tatsächlich Gespenster.

Unsicher, was sie von all dem halten sollte, kehrte Kacey nach Hause zurück und verbrachte ein paar Stunden mit ihrem Laptop am Schreibtisch. Von der Landesbehörde war noch keine E-Mail gekommen, also beschloss sie, eine ihrer College-Freundinnen anzurufen, die

ihres Wissens nach bei der Bundesbehörde in Helena arbeitete, in der Datenverarbeitung. Vor Jahren, als sie noch zur Uni gegangen waren, hatte Riza Kacey geholfen, ihre Computerkenntnisse zu verbessern, und dafür von ihr Nachhilfe in Literatur und Spanisch erhalten.

Es dauerte fast sieben Minuten, bis man Kacey dreimal weitergeleitet und endlich mit Riza verbunden hatte; offenbar war sie geschieden und hatte wieder ihren Mädchennamen angenommen.

»He, Riza. Hier spricht Kacey Collins … nun, jetzt heiße ich Lambert.«

»He. Wie ist es dir denn so ergangen?« Selbst wenn sie sprach, hörte man Rizas Tastatur klappern.

»Ganz gut.« Sie plauderten ein wenig, und ja, Riza war tatsächlich von ihrer Highschool-Liebe geschieden, die sie gleich nach dem College geheiratet hatte, und lebte jetzt mit ihrem neuen Freund, einem Musiker, zusammen.

Kacey erzählte ihr, dass auch sie und JC sich getrennt hatten und dass sie jetzt in Grizzly Falls wohnte.

»Wurde auch Zeit, dass du diesen Besserwisser losgeworden bist«, sagte Riza. »Ich habe ihn nie gemocht.«

»Dann hättest du mir das vielleicht damals schon sagen sollen.«

»Du hättest doch eh nicht auf mich gehört.«

Das stimmte vermutlich, dachte Kacey.

»Also, was ist los?«, fragte Riza. »Du rufst mich bestimmt nicht einfach so aus heiterem Himmel an. Da steckt doch etwas dahinter?«

»Nun … ja …« Kacey musste zur Sache kommen. »Hör mal, Riza, ich brauche deine Hilfe. Mehrere Frauen sind ums Leben gekommen, und zwei von ihnen sind im Valley Hospital geboren worden, vor rund dreißig Jahren. Ich möchte herausfinden, ob es noch weitere gab. Frauen … ich denke, es handelt sich nur um Frauen, die vor neunundzwanzig bis, ähm,

sagen wir mal achtunddreißig Jahren in diesem Krankenhaus auf die Welt gekommen und jetzt tot sind.«

»Du weißt aber, dass ich ausschließlich Zugang zu den Datensätzen von Montana habe?«

»Dann fange ich damit an.«

»Die Daten sind alle öffentlich verfügbar«, erklärte Riza, »aber ich kann die Sache für dich ein wenig beschleunigen. Das dürfte keine große Schwierigkeit sein, aber man kann ja nie wissen. Die Leute sind hier sehr empfindlich, und so gut wie alles ist gebührenpflichtig.«

»Hilft es, dass ich Ärztin bin?«

»Ja. Es bedeutet, dass du dir das Ganze vermutlich leisten kannst.« Sie kicherte, dann fragte sie Kacey nach ihrer E-Mail-Adresse. »Ich muss dich informieren, dass das in höchstem Maße unvorschriftsmäßig ist, wie meine Chefin sagen würde, sollte sie Wind davon bekommen. Sie hält fast alles, was ich tue, für

unvorschriftsmäßig, also behalten wir die Sache für uns. Und mach dir keine Sorgen wegen der Gebühren … ich denke, die kann ich schon irgendwo verschüttgehen lassen.«

»Kein Wunder, dass der Staat Probleme hat.«

»Stimmt.« Sie plauderten noch einen Moment, dann versprach Riza, ihr die nötigen Informationen so bald wie möglich zukommen zu lassen, sollte sie drankommen.

Kacey bedankte sich und legte auf. »Schritt eins«, sagte sie zu Bonzi, lehnte sich in ihrem Schreibtischstuhl zurück und dehnte ihren verspannten Rücken. »Vielleicht sollten wir eine Runde im Park spazieren gehen«, sagte sie. »Geh und hol deine Leine.«

Er hatte auf seinem Hundebett gelegen, doch als er *spazieren gehen* hörte, sprang er augenblicklich auf und trottete zur Hintertür.

Er saß wie festgeklebt auf seinem Schreibtischstuhl, die Kopfhörer über den Ohren. Sein Herz fing an, unkontrolliert zu hämmern. Acacia hatte bereits Verdacht geschöpft, überprüfte Geburts- und Sterbeurkunden. Obwohl er sie daheim und in der Klinik überwachen konnte, war es ihm unmöglich, all ihre Schritte vorauszusehen oder zu erahnen, was sie dachte. Es war nur eine Frage der Zeit, bis ihr dämmerte, was er vorhatte.

Nicht auszudenken, wenn sie alles ruinierte! Es gab doch noch so viel zu tun!

Er hatte gehört, dass sie sich einen Hund zugelegt hatte, was ihm Sorgen bereitete. Es wäre jetzt schwieriger, sich in ihr Haus zu schleichen.

Nur ein weiteres Problem, um das du dich kümmern musst. Nichts Ernstes.

Er würde mit allem fertig werden, rief er sich mahnend vor Augen. Aber das hier … dass sie versuchte, einen Zusammenhang zwischen den

Todesfällen herzustellen … Das durfte er nicht zulassen.

Er nahm seine Kopfhörer ab und starrte die »Todesmauer« an, die große Landkarte an der Wand, an die er so sorgfältig die Fotos der »Unwissenden« gepinnt hatte. Manche von ihnen blickten überrascht, wenn ihnen klarwurde, dass sie ihre letzten Atemzüge taten. Andere Gesichter drückten Entsetzen aus, Angst, und ein paar – wie das von Elle Alexander, das er aus der Ferne hatte aufnehmen müssen – waren einfach nur verschwommen. Trotzdem hatte er sich die Zeit für ein schnelles Foto mit seinem Handy genommen, bevor er über die Brücke davongefahren war. Der Minivan war darauf zu sehen, wie er im eisigen Wasser versank. Er stand auf und drehte die Fotos um.

So viele Jahre der Arbeit. Und so viel investierte Zeit. Es war beinahe vollendet … und jetzt wollte sie ihm das kaputt machen? Niemals!

Voller Wut trat er gegen einen Papierkorb, der an der Wand abprallte und seinen Inhalt – Papiere, die er hatte verbrennen wollen, leere Kartons und eine durchgebrannte Glühbirne – auf dem glatten Fliesenboden verteilte.

Er musste handeln.

Er musste sie aufhalten.

Sein Handy klingelte. Zähneknirschend stellte er fest, dass es seine dämliche Schwester war. Sie rief ihn immer in den ungünstigsten Augenblicken an. Es war beinahe so, als könnte sie ihn sehen, seinen Zorn, seine Enttäuschung spüren und wollte ihn das wissen lassen.

Sie will dir nur helfen, dich einzugliedern. Du solltest ihr dankbar sein.

Aber das war er nicht. Denn jeder Einzelne in seiner Familie wusste, dass er niemals so sein würde wie der Rest von ihnen. Er konnte es nicht. Von Anfang an war er anders gewesen, und sie alle wussten das.

Er erblickte sich im Spiegel; er sah gut aus, doch sein Gesicht war gerötet, in seiner Rage schien die weiße Narbe im Haaransatz an seiner Schläfe zu pulsieren.

Genau wie der Rest von ihnen – und doch so anders.

Wie hatte er das zulassen können?

Das Telefon klingelte erneut.

Beruhige dich. Nimm den Anruf entgegen … Deine Schwester ist deine Verbündete, auch wenn sie das selbst nicht weiß.

Er wartete, bis sich sein Blutdruck normalisiert hatte, dann meldete er sich. »Hi.«

»Hi.« Sie war außer Atem, wie immer, vermutlich hatte sie eine Auseinandersetzung mit »diesem Arschloch von Bauunternehmer« hinter sich – die Entschuldigung, die sie jedes Mal vorschob, wenn sie schlecht gelaunt war.

»Was gibt’s?«, fragte er. Er wollte sie nicht drängen, aber er hatte einfach keine Zeit für belangloses Geschwätz.

»Jede Menge. Es geht um Mom und Dad. Sie … sie widersetzen sich jeder Veränderung, und du weißt doch, dass Dad längst nicht mehr so gut beieinander ist wie früher. Trotzdem weigert sich Mom, umzuziehen oder ihn in ein Heim zu geben, dabei braucht er weit mehr Pflege, als sie ihm geben kann …« Sie plapperte und plapperte, wie immer bei diesem speziellen Thema, das ihm das Blut in den Adern gefrieren ließ.

»Und was soll ich deiner Ansicht nach tun?«, unterbrach er ihr Lamento.

»Rede mit Mom.«

»Das habe ich schon getan.«

»Noch einmal. Sei hartnäckig. Sie hört auf dich, aus welchem Grund auch immer. Man sollte annehmen, da ich die Älteste bin, würde auch meine Meinung etwas zählen, aber nein –«

»Ich werde mit ihr reden«, versprach er, um ihrer Mitleidstour zuvorzukommen. »Noch

dieses Wochenende werde ich zu den beiden fahren.«

»Je eher, desto besser.«

»Ich habe auch ein Leben, musst du wissen. Einen Job. Einen sehr stressigen Job.«

»Schon gut, schon gut, gib mir einfach Bescheid.«

»Das werde ich.«

»Oh, bevor ich es vergesse: Ich muss dich warnen. Mom hat jemanden für dich ausgewählt.«

Er stöhnte innerlich.

»Stell dir vor, sie ist Krankenschwester. Ist das zu fassen? Ausgerechnet dieser Beruf, nach allem, was sie darüber gesagt hat? Ich nehme an, sie hat diese Frau kennengelernt, als sie Dad zu seinem jährlichen Check gebracht hat.«

»Es ist doch ganz egal, was sie beruflich macht.« Er war nicht in der Stimmung für eine Liebschaft, schon gar nicht mit jemandem, den seine aufdringliche Mutter für ihn ausfindig

gemacht hatte. Nicht, wo er jetzt so viel zu tun hatte.

»Nur damit du vorbereitet bist. Ihr Name ist Karalee Rierson, eine Rothaarige.«

Er erstarrte. Die Sorge, die ihn seit Acacias Telefonat mit der Bundesbehörde befallen hatte, wuchs und ließ ihm keine Ruhe mehr. Er blickte auf die Stapel mit Fotos, die er über die Jahre zusammengetragen hatte, breitete sie aus und suchte so lange, bis er das Führerscheinbild von Karalee Winters entdeckt hatte. Nein … das konnte nicht sein! Er schluckte, dann fing er an, die alten Dokumente durchzugehen. Er müsste sich doch erinnern können! War ihr Mädchenname nicht Karalee Falcone … Ja, da stand es. »Was weißt du über sie?«, fragte er seine Schwester mit einer Stimme, die er selbst nicht erkannte.

»Ich glaube, sie hat in Oregon gelebt, als sie verheiratet war, aber ich bin mir nicht sicher. Und dann war da noch irgendwas mit einer

Blitzehe, die Mom unter den Teppich kehren will.«

Daher also der Nachname Winters.

»Kinder hat sie keine. Ich bin mir sicher, Mom wird dir sämtliche Details auftischen, wenn du sie das nächste Mal besuchst.«

Das Herz schien ihm bis auf den kalten Fliesenboden zu rutschen. Alles geriet ins Wanken. »Da hege ich keinerlei Zweifel«, sagte er. »Hör mal, ich muss jetzt Schluss machen.«

»Okay, okay. Immer beschäftigt, ich hab’s verstanden. Ruf mich an, wenn du bei Mom und Dad warst, und versuch bitte alles, um sie zum Umzug zu überreden.«

»Das werde ich«, versprach er und legte auf. Er starrte auf das Foto von Karalee Falcone Winters Rierson. Das hatte er vermasselt. Irgendwie war ihm dieses so bedeutsame Informationsschnipselchen entgangen. Und jetzt kannte sie seine Eltern …

Das war gefährlich. Sehr gefährlich.

Er zerknüllte die Kopie ihres Führerscheins in der Faust. Er musste das Spiel wieder an sich bringen, musste sich beeilen.

Bei Acacia Lambert würde er anfangen und sich danach auf Karalee mit all ihren Nachnamen konzentrieren.

Ihm blieb keine andere Wahl.

Kapitel 22

Nicht nur Riza hatte sie unterstützt, auch von den Krankenhäusern waren Antworten auf ihre Anfragen eingegangen. Bewaffnet mit neuen, wenngleich oberflächlichen Informationen, war Kacey nun auf dem Weg nach Helena, zu ihrer Mutter.

Riza, die sogar an Daten der Kraftfahrzeugbehörde rankam, hatte versprochen, noch weiter nachzuforschen und ihr Geburts- und Todesanzeigen, Fotos und was sie sonst noch finden konnte zukommen zu lassen. »Es könnte mich den Job kosten«, warnte sie Kacey.

»Es sei denn, wir suchen uns beide einen guten Verteidiger.«

Kaceys ehemalige Kommilitonin war in Lachen ausgebrochen. »Egal. Ich liebe solche

Sachen, genau wie ich *CSI, Bones – Die Knochenjägerin* und all die anderen Krimiserien liebe. Ich werde mal sehen, was ich auftreiben kann, aber das bleibt streng geheim, okay?«

»Klar«, hatte Kacey erwidert, wenngleich sie sich fragte, wie lange sie sich an dieses Versprechen würde halten können. Sie hatte die Aus-Taste gedrückt und erneut wählen wollen, hatte aber dann aufgelegt – ein weiteres Telefongespräch mit ihrer Mutter würde ohnehin nichts bringen. Ob es ihr passte oder nicht, sie würde Maribelle von Angesicht zu Angesicht gegenübertreten müssen.

Es wurde bereits dämmrig, als sie in Helena ankam und durch die vertrauten Straßen fuhr. Der Asphalt war geräumt, die Gehsteige waren freigeschaufelt, doch schon fiel neuer Schnee vom Himmel. Sie lenkte ihren Ford Edge an der Kathedrale von St. Helena vorbei, deren gotische Fassade hell angestrahlt war. Die beiden Kirchtürme ragten hoch in den Himmel hinein.

Das war die Stadt, in der sie aufgewachsen war, wo sie sich sicher gefühlt hatte, doch jetzt, in der sich herabsenkenden Dunkelheit, empfand sie diese Sicherheit als trügerisch. Irgendetwas stimmte nicht.

Sie blickte in den Rückspiegel und zuckte zusammen, als sie einen dunklen Pick-up hinter sich erblickte, ganz ähnlich dem, der sie vor ein paar Tagen gerammt und ins Schleudern gebracht hatte.

Der gewaltige, unheimliche Kühlergrill über der vorderen Stoßstange sah genauso aus wie der andere, doch sie konnte das Nummernschild nicht sehen, konnte nicht mal erkennen, ob es aus Montana oder sonst woher stammte. Ihre Kehle wurde trocken, als sie die Scheinwerfer im Rückspiegel verfolgte, und sie stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, als der Wagen wendete und in die entgegengesetzte Richtung davonfuhr.

Nun sei doch nicht so paranoid. Niemand folgt dir. Nur weil Elle Alexander laut der jüngsten Meldungen von der Straße gedrängt wurde, bist du noch lange kein Ziel.

»Trotzdem«, murmelte sie nervös.

Mit einem letzten Blick vergewisserte sie sich, dass der Pick-up mit dem riesigen Kühlergrill nicht mehr hinter ihr herfuhr, und entspannte sich ein wenig. Bevor sie die Stadt wieder verließ, machte sie noch einen weiteren Abstecher. Vor einer roten Ampel ganz in der Nähe des Valley Hospitals, ein paar Blocks vom Broadway entfernt, hielt sie an. Die Konstruktion aus Stahl und Glas erhob sich drei Stockwerke hoch in den Himmel, die Lichter der Stadt spiegelten sich in den riesigen Scheiben. Als die Ampel auf Grün sprang, trat sie aufs Gas und grübelte darüber nach, welche Rolle das Valley Hospital, in dem mindestens drei einander ähnelnde Frauen das Licht der Welt

erblickt hatten, bei den mysteriösen Todesfällen wohl spielen mochte.

Sie würde dem später einmal nachgehen müssen, dachte sie, während sie das Stadtzentrum hinter sich ließ und in Richtung Rolling Hills fuhr, wo Maribelle und ihre Lügen residierten.

Trace hatte auf Elis Schulbus gewartet und ihn dann in die Stadt gefahren, wo sie Sarge aus der Tierklinik abholten. Er trug einen dieser Hundetrichter um Hals und Kopf, der ihn davon abhalten sollte, seine Wunde zu lecken oder die Fäden herauszuziehen. Sarge war auf dem Weg der Besserung, Gott sei Dank.

»Er sieht aus wie ein Außerirdischer!«, rief Eli mit einem ängstlichen Lächeln, als sie an der Rezeption standen. Sarge humpelte auf drei Beinen auf ihn zu und hätte den Jungen vor Freude beinahe umgeworfen.

»Jetzt seid ihr beide Pflegefälle«, neckte ihn Trace und blickte mit hochgezogener Augenbraue auf Elis blauen Gips. Ein paar Unterschriften waren daraufgekritzelt, eine Stelle war verschmutzt und ließ sich nicht wieder sauber rubbeln.

»Das muss ein Waschbär gewesen sein«, sagte Jordan Eagle, als Trace die Rechnung bezahlte, »wenn nicht sogar mehr als einer.«

»Ich bin einfach nur froh, dass er wieder gesund wird«, sagte Trace. »Vielen Dank.«

Jordan tätschelte Sarges Kopf, dann pfiff Trace nach ihm, und der Hund flitzte unbeholfen hinter ihm und Eli her. Trace half ihm in den Pick-up, und schon waren sie wieder unterwegs.

Zu Hause angekommen, ließ Eli sich gleich wieder auf die Couch fallen, obwohl Sarges Rückkehr seine Laune beträchtlich gehoben hatte. Schon als er aus dem Bus gestiegen war, hatte er erklärt, er fühle sich elend, und er

begleitete Trace auch nicht wie sonst auf seiner nachmittäglichen Runde. Sarge zusammengerollt zu seinen Füßen, schlief er augenblicklich auf dem Sofa ein.

Trace machte sich Sorgen, da der Junge für gewöhnlich so aktiv war, aber schließlich kämpfte er noch immer mit seiner Erkältung oder einem grippalen Infekt oder was auch immer. Jocelyns Tod trug auch nicht gerade zu seiner Besserung bei, genauso wenig wie der Zwischenfall auf dem Pausenhof. Wenigstens hatte er Leanna seit ein paar Tagen nicht mehr erwähnt.

Vielleicht war es ganz gut, dass er sich jetzt ausruhte. Er ließ das Kind schlafen, doch Sarge bequemte sich dazu, seinem Herrchen zum Füttern in die Ställe zu folgen. Trace hatte die Tiere tagsüber ins Freie gelassen, doch jetzt, da der Himmel langsam dunkel wurde, versorgte er sie und sperrte sie wieder drinnen ein.

Als er zum Haus zurückkehrte und ein Abendessen in der Pfanne brutzelte, war Eli wach. Sie aßen in der Küche, doch Eli stocherte nur in seinem Essen und ließ den Apfelsaft stehen, den sein Vater ihm eingegossen hatte.

Als sie fertig waren, stapelte Trace den Abwasch in der Spüle, dann machten sie sich gemeinsam an die Hausaufgaben, doch sie gaben auf, als Eli, hustend und lustlos, zurück aufs Sofa wollte. Trace maß seine Temperatur, die immer noch bei achtunddreißig lag. Er stellte ihn unter die Dusche, erlaubte, dass er eine Limo trank, und steckte ihn ins Bett. Der Junge widersetzte sich nicht, obwohl die Digitaluhr auf seinem Nachttisch erst neunzehn Uhr fünfzehn anzeigte. Für gewöhnlich hätte Eli ein lautes Protestgeheul angestimmt. Heute Abend dagegen war er sofort eingeschlafen.

Das war tatsächlich ein Grund zur Sorge, einer von vielen.

Erst als er wieder unten war, fiel ihm auf, dass das rote Lämpchen an seinem Anrufbeantworter blinkte.

Er drückte auf »Abhören« und vernahm Kaceys Stimme, die sich nach Elis Befinden erkundigte. »Wie nett«, dachte er laut und spielte die Nachricht ein zweites Mal ab, sowohl um ihre Stimme noch einmal zu hören als auch, damit er sich ihre Nummer einprägen konnte. Er überlegte, ob er sie anrufen sollte, um ein wenig zu plaudern, doch als er den Hörer abnahm, zögerte er.

Worüber willst du denn reden? Übers Wetter? Über Elis blauen Gips? Über die Frau, mit der du ausgegangen bist, die, die ihr so ähnlich sieht? Über Jocelyns Tod? Oder willst du zugeben, dass du letzte Nacht von ihr geträumt hast und mit einem Steifen aufgewacht bist?

Er dachte an Leanna. Und an Jocelyn.

Dann legte er den Hörer auf.

»Acacia! Was um alles in der Welt machst du denn hier?«, rief ihre Mutter und schlug ihre Hand vor die Brust.

Maribelle hatte die Tür zum Gang geöffnet, und ihr Gesichtsausdruck zeigte deutlich, dass sie absolut nicht damit gerechnet hatte, ihre Tochter vor ihrem Drei-Zimmer-Apartment in der Seniorenresidenz vorzufinden.

»Ich dachte, wir sollten uns unterhalten.«

»Und am Telefon war das nicht möglich?«, fragte Maribelle vorsichtig und trat von der Schwelle zurück. Sie bat ihre Tochter in ihr Allerheiligstes, doch Kacey spürte, dass sie nicht willkommen war.

Nun, was für ein Pech, dachte sie, als sie über den dicken weichen Teppich zu der in gedämpftem Blau bezogenen Couch vor dem sanft flackernden Gaskamin ging. Nur wenige der Einrichtungsgegenstände erinnerten Kacey an ihre Jugend; die meisten Dinge – Bilder, Stühle, Lampen und Tische – waren neu. Ihre

Mutter hatte sie erworben, nachdem sie das Haus verkauft und alles, was die neuen Besitzer nicht übernehmen wollten, bei einem Garagenverkauf verscherbelt hatte.

»Ich wollte dir dabei gern direkt gegenübersitzen«, erklärte Kacey und spürte, wie ihr Herz ein wenig schneller schlug als sonst; sie hatte Maribelle nie unmittelbar die Stirn geboten, aber das hatten ohnehin nur sehr wenige getan, und dann war da noch das Problem mit ihrem nervösen Magen, der sich sofort in einen steinharten Knoten zu verwandeln schien.

»Kann ich dir eine Tasse Tee oder ein Glas Wein anbieten? Ich habe einen exquisiten Pinot aufgemacht –«

»Nein, danke, Mom. Ich möchte nur reden.« Sie wärmte sich am Feuer, während Maribelle, in Jeans und goldenem Pullover, mit besorgtem Gesichtsausdruck auf einer Seite der Couch Platz nahm, auf der ein aufgeschlagenes

Taschenbuch lag. Ein halb ausgetrunkenes Glas Wein stand auf dem Sofatisch.

Kacey zog einen Umschlag aus ihrer Handtasche, öffnete ihn und ließ den Inhalt auf den Tisch gleiten. Fotos von Shelly Bonaventure, Jocelyn Wallis und Elle Alexander starrten Maribelle entgegen.

»Was ist das?«

»Fällt dir etwas auf, Mom? Diese Frauen sehen sich alle ähnlich, und zwar so sehr, dass sie Schwestern sein könnten.«

»Aha?«

»Sie sind alle tot. Letzte Woche bei verschiedenen Unfällen ums Leben gekommen.«

Ihre Mutter erblasste und griff nach ihrem Weinglas.

»Sie ähneln auch mir, Mom. Und jetzt behaupte bitte nicht, das könntest du nicht sehen. Außerdem ist da noch diese Frau.« Sie zog eine Broschüre vom Fit Forever aus der Tasche, die bereits auf der entsprechenden Seite

aufgeschlagen war, und legte sie neben die Fotos der drei Frauen. »Sie ist Fitnesstrainerin, und noch ist sie quicklebendig.«

»Worauf willst du hinaus?«

Kacey blickte ihre Mutter durchdringend an. »Ich denke, das Ganze ist kein Zufall; zudem habe ich Nachforschungen angestellt. Drei der Frauen wurden im Valley Hospital geboren, hier in Helena. Genau wie ich. Bei Elle bin ich mir nicht sicher. Ihre Herkunft ist ein wenig undurchsichtig, und unglücklicherweise weilt sie nicht mehr unter uns und kann uns daher keine Auskunft geben. Sie hat behauptet, sie habe ihr ganzes Leben in Idaho verbracht, aber trotzdem …«

»Ich verstehe einfach nicht, was du mir sagen willst. Du glaubst also, Frauen, die aussehen wie du, werden umgebracht?«

»Frauen, die aussehen wie ich und in *demselben verfluchten Krankenhaus* auf die Welt gekommen sind.« Ihr Magen spielte verrückt,

aber sie musste herausfinden, was dahintersteckte, und Maribelle wirkte definitiv besorgt.

»Viele Leute haben eine gewisse Ähnlichkeit miteinander.«

»Ich weiß. Zunächst war ich auch bereit, das Ganze so abzutun – aber das Krankenhaus, Mom! Was werde ich herausfinden, wenn ich dorthin fahre?«

»Ich habe keine Ahnung. Vermutlich nichts.«

»Was würde ich herausfinden, wenn ich eine DNS-Probe von mir mit DNS-Proben der anderen Frauen vergleichen ließe?«

»Wie bitte?«

Kacey antwortete nicht; das war nicht nötig. Sie sah, wie sich die Augen ihrer Mutter veränderten, als diese merkte, dass ihre Tochter nicht bluffte. Ihre schmalen Schultern fielen herab. Plötzlich sah Maribelle so alt aus, wie sie war.

»Allmächtiger.« Händeringend wandte sie den Blick ab und schaute aus dem Fenster. Draußen brach schon die Nacht herein.

»Ich möchte, dass du mir erzählst, was ich nicht weiß«, drängte Kacey.

Maribelle schüttelte bedächtig den Kopf. »Ich hatte befürchtet, dass dieser Tag kommen würde.«

»Warum?«

Ihre Mutter schloss die Augen und stieß einen zittrigen Seufzer aus, doch Kacey war sich nicht sicher, ob er nur gespielt war oder von Herzen kam.

Nun, wer konnte das bei Maribelle Collins schon sagen?

»Ich hatte gehofft, dieses Geständnis niemals machen zu müssen«, fing sie an.

Kacey biss die Zähne zusammen und wartete. Am liebsten hätte sie ihre Mutter geschüttelt, die jedes einzelne Wort nur zögerlich über die Lippen brachte.

»Stanley ist nicht – war nicht – dein richtiger Vater. Das hättest du bei einer DNS-Analyse herausgefunden.«

»Du meinst, er war nicht mein leiblicher Vater«, stellte Kacey mit pochendem Herzen klar.

»Ja.« Maribelle war aufgestanden. Der Wein in ihrem Glas schwappte gefährlich nah an den Rand. »Niemand wusste das, nicht einmal Stanley, zumindest nicht am Anfang.« Sie sah ihre Tochter vorwurfsvoll an, als wäre das alles Kaceys Schuld.

»Warum hast du mir das nie gesagt?«

»Weil es Stanley umgebracht hätte«, sagte Maribelle. Offenbar schien sie ihre Tochter für begriffsstutzig zu halten. »Als du ungefähr sieben warst und es offensichtlich wurde, dass du niemandem aus seiner Familie ähnlich sahst, begann er misstrauisch zu werden, und wir hatten einen Riesenstreit. Er hat mir mit einem Vaterschaftstest gedroht, deshalb habe

ich es ihm erzählt. Von dem Augenblick an war unsere Ehe – oder vielmehr das, was davon übrig geblieben war – eine Farce.«

Es dröhnte in Kaceys Ohren.

»Wir sind deinetwegen zusammengeblieben. Er hat dich geliebt«, sagte Maribelle mit einer Spur von Bedauern in der Stimme. »Es war ihm gleich, dass du nicht sein eigen Fleisch und Blut warst. Du warst sein kleines Mädchen.« Sie räusperte sich und sah wieder zum Fenster. »Wir konnten uns nicht scheiden lassen … das stand außer Frage … Es war nicht mal möglich, dass wir uns trennten.« Sie schüttelte den Kopf. »Damals waren die Dinge anders in einer Stadt dieser Größe. Meine Eltern …« Sie wedelte mit den Fingern. »Es war besser so.«

Kacey war sich da nicht so sicher. Sie hatte sich nicht vorstellen können, eine lieblose Ehe mit Jeffrey aufrechtzuerhalten. So etwas ging auf gar keinen Fall. Doch Maribelle presste die Lippen aufeinander. Defensiv.

»Dad ist tot«, sprach Kacey das Offenkundige aus. Ihr Herz schmerzte bei dem Gedanken an den Mann, den sie für ihren Vater gehalten hatte. »Du … du hättest es mir sagen können.«

»Da war es schon zu spät.«

»Es ist auch jetzt nicht zu spät.« Kaceys Magen schmerzte. All die Lügen. All die Heuchelei. Ihr ganzes Leben – ein einziger Betrug. Und doch ergab alles irgendwie einen verqueren Sinn.

»Wer ist mein biologischer Vater?«, fragte Kacey.

Ihre Mutter trank ihren Wein aus und stellte das leere Glas auf dem Kaminsims ab. »Spielt das eine Rolle?«

»Selbstverständlich. Und zwar eine ganz gewaltige! Frauen werden umgebracht, *Mom.* Frauen, mit denen ich vermutlich genetisch verwandt bin.«

»Genau das ist das Problem mit der Wissenschaft –«

»Du warst Krankenschwester, Mom«, fiel Kacey ihrer Mutter ins Wort. »Du glaubst an die Wissenschaft.«

»Nun, die Wissenschaft geht zu weit. Greift zu sehr in die Privatsphäre ein, ach was, es gibt schon gar keine Privatsphäre mehr! Wenn du mich fragst: Die Leute sollten einander einfach in Ruhe lassen!«

»Aber hier geht es um *mein* Leben, Mutter!«

Maribelle rieb sich die Arme, als wäre ihr plötzlich eiskalt. »Ich möchte wirklich nicht darüber reden.«

»Das hast du ja schon fünfunddreißig Jahre vermieden!« Kacey konnte kaum glauben, was sie da hörte. Ihr ganzes Leben war eine einzige Lüge gewesen. »Mutter, es sterben Frauen!«

»Bei Unfällen! Glaubst du wirklich, jemand bringt Frauen um, die aussehen wie du, bloß weil er auf eine genetische Verwandtschaft

tippt? Um Himmels willen, Kacey, du müsstest dich mal hören!«

»Wer ist er?«

»Es gibt keinen Grund, deinen Vater damit zu belästigen.«

»Er *ist nicht* mein Vater«, fauchte Kacey. »Du warst mit meinem *Vater* verheiratet. Dieser andere Mann? Ist er noch am Leben?«

»Ja.«

»Hast du noch Kontakt zu ihm?«

»Nein, selbstverständlich nicht.«

»Weiß er von mir?«, fragte sie, und als ihre Mutter nicht antwortete, drängte sie weiter: »Und die anderen …« Die Gesichter der toten Frauen schossen ihr durch den Kopf, Frauen, deren Züge den ihren so sehr glichen. »Weiß er von ihnen? Sind sie …« Sie schüttelte den Kopf.

Nein, das war durch und durch falsch. Plötzlich bezweifelte sie, ob es richtig gewesen war, zuerst hierherzukommen. Doch jetzt durfte sie nicht aufgeben. Mit einer Stimme, die sie kaum

als ihre eigene erkannte, fragte sie: »Willst du mir etwa sagen, dass dieser … dieser Mann durch die Gegend gelaufen ist und Frauen geschwängert hat, nur um sie dann wieder sitzenzulassen?«

Maribelle schwieg.

»Mom …?« Da steckte noch mehr dahinter, und Kacey wappnete sich. »Was verschweigst du mir?«

Sämtliche Kraft schien Maribelle zu verlassen, und sie kehrte an ihren Platz auf der Couch zurück. Ihre Augen waren auf die Flammen im Kamin gerichtet, doch Kacey wusste, dass sie etwas ganz anderes vor sich sah. In Gedanken war sie weit fort, an einem Ort, den nur sie kannte, ein Ort, der in ferner Vergangenheit lag. »So war es nicht. Du musst das verstehen. Er ist ein feiner, anständiger Mann. Eine Stütze der Gesellschaft. Die Leute blicken zu ihm auf … Unsere Liebe kam von Herzen.«

Sie hatte diese Beziehung zu etwas Reinem, Besonderem, Einzigartigem verklärt, und sie hielt noch immer daran fest, nach mehr als drei Jahrzehnten.

»Ich weiß, das denken alle«, sagte sie, als hätte sie Kaceys Gedanken gelesen, »und es ist genau der Grund dafür, dass die Leute ihre Ehepartner betrügen: weil diese neue Beziehung so aufregend ist und ja, eben neu. Aber unsere Liebe …«

Ein glückseliges Lächeln umspielte Maribelles Mundwinkel, als sie sich zurückerinnerte. Sie schien tatsächlich anzunehmen, dass das, was sie mit diesem Mann geteilt hatte, einmalig war. Maribelle schluckte, dann warf sie ihrer Tochter einen strengen Blick zu. »Du würdest das ohnehin nicht verstehen.«

»Sei nicht so herablassend, Mom!«, rief Kacey, der die Situation zutiefst zuwider war. »Wer ist er?«

Schweigen.

»Maribelle?«

»Ich habe mir geschworen, seinen Namen niemals preiszugeben, und ich habe diesen Schwur bis heute nicht gebrochen.«

»Dann werde ich es eben auf andere Art und Weise herausfinden«, beharrte Kacey. »Und es wäre bestimmt weitaus schlimmer für dich, wenn ich mich auf die Suche nach ihm machen müsste.«

Maribelle starrte auf ihre Hände. »David soll nichts davon erfahren.«

David Spencer. Der Möchtegern-Freund ihrer Mutter. »Ich werde ihm nichts verraten«, versprach Kacey. »Doch sollte er auf andere Weise davon hören, werde ich nichts bestreiten. Ich bin nicht bereit, auch nur eine Sekunde länger mit dieser Lüge zu leben.«

»Du bist zornig«, stellte Maribelle mit einer Stimme fest, die kaum mehr war als ein Flüstern.

»Zornig und enttäuscht. Du hast mich belogen. Mein ganzes Leben lang!«

»Das tut mir leid. Ehrlich.« Sie blinzelte gegen die Tränen an. »Damals war das anders. Ich war jung. Leicht zu beeindrucken …«

»Und verheiratet. Vergiss das nicht.«

Maribelle zuckte zusammen. »Wir hatten Probleme. Zum einen wurde ich einfach nicht schwanger – nicht dass ich das geplant hätte, nein –, und dein Vater, ähm, Stanley und ich … Unsere Ehe war schon damals ziemlich wackelig. Ich hatte Kurse belegt und lernte einen jungen Mediziner kennen, der …« Ihre Stimme verklang, dann fuhr sie fort. »Nun, er war alles, was Stanley nicht war. Wir, ähm, fingen ein Verhältnis an, und gerade als wir beschlossen, dieses zu beenden, wurdest du gezeugt.« Sie sah Kacey mit tränenglitzernden Augen an. »Ich war so glücklich. Eigentlich hatte ich gedacht, ich wäre unfruchtbar, aber ich habe mich nie deswegen untersuchen lassen und

Stanley auch nicht, und dann kamst du – ein Wunderkind!« Sie lächelte unter Tränen und hob die Hände. »Es war ein Segen. Zumindest für mich. Sieh dich nur an! Ich hatte mir so sehr ein Baby gewünscht!«

Kacey dachte an den hart arbeitenden Vater, bei dem sie aufgewachsen war, an die Großeltern, deren Haus sie geerbt hatte, und alles kam ihr plötzlich verkehrt vor. »Dad wird immer –«

»Ich weiß.« Maribelle schnappte sich ihr Glas und ging in die Küche, wo der Pinot zum Atmen in der offenen Flasche auf dem glänzenden Granittresen stand, den sie erst im letzten Jahr hatte einbauen lassen. Kacey folgte ihr und blieb auf der anderen Seite der Kücheninsel in der Mitte des Raumes stehen. »Soll ich dir nicht doch ein kleines Gläschen einschenken?«, bot Maribelle an und suchte im Küchenschrank nach einem passenden Glas.

Kacey schüttelte den Kopf. Sie musste klar denken können. Während Maribelle sich mit leicht zittrigen Händen nachgoss, fragte sie noch einmal: »Also, wer ist er, Mom?« Ihre Mutter stellte die Flasche ab. »Ich finde, es steht mir zu, das zu wissen.«

Ihre Mutter drehte den Stiel in den Händen und beobachtete die kreisende dunkle Flüssigkeit, dann roch sie kurz daran, bevor sie einen Schluck nahm. »Das denke ich auch«, stimmte sie ihrer Tochter schließlich zu. »Ich habe oft daran gedacht, mit dir darüber zu sprechen, aber ich habe es einfach nicht über mich gebracht.«

»Du hast lieber gelogen.«

»Nun, sagen wir, ich habe es vermieden, dir die Wahrheit zu sagen. Mit der Zeit wurde es immer leichter, dir etwas vorzumachen, und immer schwerer, einen Weg zu finden. – Nun, letztendlich habe ich beschlossen, es wäre das Beste, es dabei zu belassen.«

»Ich muss ihn kennenlernen.«

Maribelle war schockiert. »Oh, nein! Das ist doch alles längst Vergangenheit, und ich möchte ihn oder seine Frau nicht damit behelligen.«

»Seine Frau?«, wiederholte Kacey.

»Ja. Seine Frau. Seit … ich glaube ungefähr fünfundvierzig Jahren«, sagte sie mit mehr als nur einer Spur von Bitterkeit.

»Ich werde herausfinden, wer er ist, egal, ob du es mir sagst oder nicht.«

»Na prima!« Maribelle war verärgert, aber sie sah, dass Kacey es todernst meinte. Sie holte tief Luft und stieß hervor: »Sein Name ist Gerald Johnson.« Dann blickte sie erwartungsvoll auf, als würde der Name Kacey etwas sagen. Als ihre Tochter nicht reagierte, fügte sie hinzu: »Er ist ein renommierter Herzchirurg, der an der Entwicklung eines speziellen Stents mitgearbeitet hat, und nein, er weiß nichts von dir. Ich war der Ansicht, es

wäre besser, ihm nichts zu sagen. Kurze Zeit später ist er mit seiner Familie nach Missoula gezogen.« Sie zuckte die Achseln. »Das ist allgemein bekannt, du kannst es binnen Sekunden im Internet herausfinden; ich gebe hier also keine großen Geheimnisse preis, aber bitte belästige ihn nicht. Er würde das gar nicht schätzen, genauso wenig wie Noreen und ihre Brut.«

»Seine Frau heißt also Noreen, und mit ›Brut‹ sind seine Kinder gemeint?«

Halbbrüder und -schwestern. Das fehlende Puzzleteil. Als Einzelkind hatte sie immer von einer großen Familie geträumt mit genügend Geschwistern zum Spielen – Basketball, Brettspiele oder Karten, vielleicht auch Videospiele … »Wie viele hat er denn?«

»Kinder?« Maribelle blickte auf und sah ihrer Tochter in die Augen. »Fünf, soweit ich weiß. Nein, einmal haben sie Zwillinge bekommen, also sechs. Oder waren es sieben? Ich

kann mich nicht mehr erinnern.« Ihre Augen schweiften durchs Wohnzimmer und blieben am Sofatisch hängen, auf dem noch immer die Fotos lagen, die Kacey mitgebracht hatte. »Nun, es könnten auch mehr sein.«

Das war die Untertreibung des Jahres. »Vermutlich sogar viel mehr«, murmelte Kacey.

Wer war dieser Kerl? Ein Arzt, der keinen Wert auf Verhütung legte, niemals ein Kondom benutzte und eine ganze Reihe von Liebschaften hatte? Die Frauen auf den Fotos waren alle ungefähr in ihrem Alter, plus/minus ein paar Jahre. Der Casanova von Montana? Nein, da stimmte etwas nicht.

Vielleicht wurden die Frauen deswegen umgebracht?

»Ich muss ihn kennenlernen«, wiederholte sie.

»Nein!« Maribelle glitt das Glas aus den Händen. Es zerschellte auf dem Granittresen, Rotwein spritzte auf ihren goldenen Pullover,

Scherben fielen klirrend zu Boden. »O sieh nur, was du angerichtet hast! Der Pullover hat ein Vermögen gekostet!«, jammerte sie und eilte ins Schlafzimmer. Automatisch fing Kacey an, das Chaos zu beseitigen.

Ein Chaos, das weit tiefer reichte als verschütteter Wein und zerbrochenes Kristall.

Kapitel 23

Er hätte ihre Mutter umbringen sollen.

Das war sein Fehler gewesen.

Genau das wurde ihm klar, während er mit seinem Pick-up vor der Rolling-Hills-Seniorenresidenz stand. Er hatte darauf vertraut, dass Maribelle Collins alles tun würde, um ihr Geheimnis unter Verschluss zu halten, doch als er jetzt Acacia durch die Tore fahren sah, fragte er sich, was sie wusste, welchen Schaden sie anrichten konnte.

Großen Schaden. Zu groß.

Damit hätte er rechnen, einen solchen Fall vorhersehen müssen. War es schon zu spät?

Vielleicht.

Die alte Schachtel musste zum Schweigen gebracht werden.

Das dürfte nicht allzu schwer sein; soweit er wusste, hatte sie Schwierigkeiten mit dem Herzen, weshalb sie Nitroglycerin-Tabletten nahm …

Doch im Augenblick hatte er keine Zeit für sie.

Er musste in Erfahrung bringen, was ihre verfluchte Tochter herausgefunden hatte. Sollte sie die Wahrheit kennen, würde er sie aufhalten müssen, bevor sie irgendwelche Schritte unternahm, die seine Mission gefährden könnten. Er warf einen letzten Blick über die Schulter zu den noch immer offen stehenden Toren zum Gelände der Seniorenresidenz und schwor sich wiederzukommen.

Seine Narbe pulsierte, als er nach seiner Skimaske griff und sie über den Kopf zog. Dann ließ er den Motor an und fuhr aus der Parklücke.

Die Rücklichter von Acacias Ford Edge waren weit vor ihm, doch er hatte keine Sorge, sie

aus den Augen zu verlieren. Die magnetische, spritzwassergeschützte GPS-Vorrichtung, die er über ihrem Hinterrad angebracht hatte, würde vor dem nächsten Reifenwechsel nicht entdeckt werden, und vermutlich nicht mal dann.

Und dann wäre es schon zu spät.

Er stellte den kleinen Monitor an und sah, dass sie auf den Highway Richtung Westen bog, nach Grizzly Falls. Genau wie erwartet.

Etwas entspannter begann er, ihr in einem sicheren Abstand hinterherzufahren. Als er in den Rückspiegel schaute, bemerkte er ein Fahrzeug, das plötzlich die Scheinwerfer anstellte und aus einer Zufahrt auf die Straße rollte. Ein ungutes Gefühl überkam ihn.

Das hat nichts zu bedeuten! Nur ein weiterer Wagen, keine große Sache.

Trotzdem warf er immer wieder einen Blick auf die Scheinwerfer hinter ihm; irgendein Sportwagen, nahm er an, der ihm in

gleichmäßigem Abstand folgte. Andere Fahrzeuge schoben sich zwischen sie, doch der Sportwagen blieb hinter ihm, ohne direkt aufzuschließen, auch vor der einzigen Ampel nicht.

Jemand fährt in dieselbe Richtung wie du. Mehr nicht.

Trotzdem hatte er ausgerechnet jetzt das Gefühl, *er* würde beobachtet, *er* wäre die Beute und nicht der Jäger.

Selbst wenn der Wagen ebenfalls auf den Highway nach Westen fährt, ist das Zufall. Reiner Zufall. Jemand, der nach Missoula oder in die Gegend dahinter möchte.

Entspann dich!

Doch seine Finger hielten das Lenkrad umklammert, als er die Auffahrt nahm und dabei den Verkehr hinter ihm im Auge behielt. Ja, ein grauer Sedan folgte ihm, doch das war nicht das fragliche Fahrzeug … nein, der Wagen, der ihm Sorgen bereitete, war ein schwarzes

Sportmodell, vielleicht ein BMW … und der bog *nicht* auf den Highway.

Gut.

Erleichtert atmete er aus und war augenblicklich wieder entspannt. Nach einem letzten Blick in den Rückspiegel konzentrierte er sich wieder auf sein eigentliches Vorhaben, drückte aufs Gas und peilte Acacia an. Sein raffiniertes kleines Gerät teilte ihm mit, dass sie weniger als zwei Meilen vor ihm war.

Er wollte sie nicht nur einholen, sondern sie auch überholen.

Trace hörte ein Stöhnen und rasselnden Husten aus Elis Zimmer.

Zwei Stufen auf einmal nehmend, rannte er die Treppe hinauf, knipste oben das Licht an und stieß die Tür auf. Eli saß auf dem Bett, das Haar war verschwitzt, das Gesicht gerötet, die Augen wirkten eingefallen.

»He, Kumpel«, sagte er und versuchte, einen munteren Tonfall anzuschlagen. »Eli? Wie geht’s dir?«

»Mein Hals tut weh. Sehr weh.« Er blinzelte, um richtig wach zu werden, dann fing er an, heftig zu husten.

»Ich muss noch einmal deine Temperatur messen«, sagte Trace.

Dazu hatte der Junge keine große Lust, aber schließlich konnte er ihn überreden, sich das Thermometer in den Mund zu stecken. Ein paar Minuten später stellte Trace fest, dass Elis Temperatur auf über vierzig angestiegen war. Das war einfach viel zu hoch.

Trace löste ein fiebersenkendes Mittel für Kinder in Wasser auf und bestand darauf, dass sein Sohn das ganze Glas leerte, dann trat er hinaus auf den Flur und zog die Tür fast ganz hinter sich zu. Er nahm sein Handy aus der Tasche, wählte Kaceys Mobilnummer, die sie ihm für den Notfall auf Band gesprochen hatte,

und spähte durch den Türspalt zu Eli, während er ungeduldig die Rufzeichen zählte.

Geh dran, beschwor er sie im Stillen. An den Umgang mit verletzten oder kranken Tieren war er gewöhnt, hatte Kälbchen gerettet, die im Geburtskanal feststeckten, Klauenseuche und Lungenentzündungen bekämpft, seine Lieblingsstute war an einer Kolik eingegangen. Hunde und Katzen waren zur Welt gekommen und wieder gestorben, und er hatte akzeptiert, dass Krankheit und Tod zum Leben dazugehörten.

Doch jetzt hatte er große Angst.

Er befürchtete schon, eine Nachricht hinterlassen zu müssen, als sie sich endlich meldete. »Hallo, Trace?«

Er kam sofort zur Sache. »Ich habe Ihren Anruf bekommen. Elis Temperatur ist gestiegen, er hat jetzt über vierzig Fieber, außerdem lässt ihn sein Husten nicht zum Schlafen kommen.«

»Bringen Sie ihn in die Poliklinik«, sagte sie mit entschiedener Stimme. »Ich bin unterwegs und kann in einer halben Stunde da sein. Passt das bei Ihnen?«

»Ja, das schaffe ich.«

»Gut. Bis gleich.«

Sie legte auf. Trace verschwendete keine Zeit. Er eilte ins Zimmer seines Sohnes, schnappte dessen Jacke und hüllte ihn in einen Schlafsack. »Auf geht’s, Kumpel. Ich bringe dich zu Dr. Lambert.«

In Gedanken vertieft, fuhr Kacey von Helena zurück nach Grizzly Falls. Es war stockdunkel, die Abendbrotzeit war längst vorbei, doch sie war nicht hungrig. Das Radio lief, ohne dass sie etwas davon mitbekam. Immer wieder spielte sie durch, was ihre Mutter ihr über Gerald Johnson und seine Familie erzählt hatte.

Als ihr ein Wagen entgegenkam, schaltete sie das Fernlicht aus. Sie hatte kaum auf die

anderen Fahrzeuge geachtet, hatte die vertraute Strecke automatisch zurückgelegt und nur über die unergründlichen Tiefen ihrer Vergangenheit nachgedacht. Wer waren Gerald Johnson und seine Frau? Welche Rolle hatte Maribelle in ihrem Leben, in ihrer Ehe gespielt? Wer waren die Kinder der beiden, ihre Blutsverwandten, ihre Halbgeschwister?

Es hatte beinahe den Anschein, dass Maribelle noch immer halb in Johnson verliebt war, als hätte sie ihre Affäre zu etwas Tragisch-Romantischem verklärt, dem sie voller Wehmut anhing.

Ganz offenbar machte sie sich etwas vor.

Und was war mit dem Mann, der ihr ein wirklicher Vater gewesen war? Stanley Collins, ein hart arbeitender Schreiner. Sie fragte sich, wie es für ihn gewesen sein mochte, die Wahrheit zu erfahren, denn sie konnte sich nicht auch nur an den kleinsten Hinweis erinnern, dass seine Liebe zu ihr jemals ins Wanken

geraten wäre. Das Gleiche galt für ihre Großeltern. Wenn sich Stanley Collins ihnen je anvertraut hatte, dann hatte sich an ihrem Verhalten Kacey gegenüber nicht das kleinste bisschen verändert.

Dennoch hatte sie das ungute Gefühl, soeben in einer nahezu verheilten Wunde zu stochern, die bei erneutem Aufbrechen eitern und vielleicht sogar tödlich sein würde.

Als »Hark! The Herald Angels Sing« in der Version eines ihr völlig unbekannten Countrystars ertönte, stellte sie das Radio ab. Sie musste in Ruhe nachdenken, was genau sie nun tun sollte. Hatten Jocelyn Wallis, Shelly Bonaventure oder Elle Alexander den Verdacht gehegt, von demselben Mann gezeugt worden zu sein? Hatten sich ihre Mütter alle mit ein und demselben Lokal-Romeo eingelassen?

Wie standen die Chancen dafür?

Zutiefst erschöpft versuchte sie, einen klaren Kopf zu bekommen und sich auf die Heimfahrt zu konzentrieren.

Der Verkehr um diese späte Tageszeit war dünn; die Straßen waren beinahe schneefrei, obwohl ab und an ein paar Eiskristalle funkelten, wenn der Mond die dünne Wolkendecke durchbrach. Kacey war immer noch tief in Gedanken versunken, als ihr ein noch geöffneter Coffee-Drive-in, keine zehn Meilen vor dem Stadtrand von Grizzly Falls, ins Auge fiel. Sie fuhr von der Straße ab, hielt an, ließ ihr Fenster herunter und bestellte einen fettarmen, entkoffeinierten Latte macchiato bei einer Frau, die zum Umfallen müde aussah. Der Geist der Weihnacht war an diesem Stand vorbeigezogen, trotz der bunt blinkenden Lichterketten, den Schneeflocken an den Fenstern und dem weihnachtlichen Zimt-Latte aus dem Angebot.

Sie wartete im Wagen auf ihre Bestellung und hoffte, dass die dampfende Milch ihren Magen beruhigen würde. Als ihr Latte macchiato fertig war, nahm sie den heißen Becher dankbar entgegen und gab ein Trinkgeld. Mit der Andeutung eines Lächelns schloss die Barista das Fenster, dann schaltete sie das Neonschild aus.

Kacey kostete und wünschte sich, der Latte würde sie ein wenig von innen her erwärmen. Sie konnte die Heizung in ihrem kleinen Geländewagen noch so hoch stellen: Das Frösteln, das sich in ihrer Seele breitmachte, seit sie die Wahrheit erfahren hatte, ließ sich nicht so leicht vertreiben.

Gerade als sie wieder auf die Straße biegen wollte, sah sie Scheinwerfer auf sich zurasen, hielt den Becher von sich weg und trat auf die Bremse. Der Edge blieb stehen, und ein großer dunkler Pick-up zog mit hoher Geschwindigkeit

an ihr vorbei. Kaffee schwappte gegen den Becherdeckel.

Schlagartig kam ihr der Pick-up mit dem gewaltigen Kühlergrill in den Sinn, der ihr die Beule in den hinteren Kotflügel gefahren hatte. Grace Perchant hatte behauptet, der Fahrer sei »böse«.

Kacey drängte die Erinnerung an jenen Abend beiseite, erwachte aus ihrer Starre und trank den Kaffee ab, der sich im Deckelrand gesammelt hatte.

Grace war nicht unbedingt die glaubwürdigste Person, wenn man bedachte, dass sie behauptete, mit Geistern sprechen zu können.

Außerdem fuhr fast jeder in Montana einen Pick-up.

Für den Bruchteil einer Sekunde überlegte sie, ob sie dem Wagen folgen sollte, um zu sehen, ob er ein Nummernschild aus einem anderen Bundesstaat mit einer Drei oder einer Acht darauf hatte, doch da klingelte ihr Handy.

Auf dem Display erschien Trace’ Nummer. Eli ging es schlecht; sein Fieber war auf über vierzig Grad Celsius gestiegen, und sein Husten hatte sich verschlimmert. Augenblicklich konzentrierten sich all ihre Gedanken auf den Jungen.

Kaum zwanzig Minuten später traf sie auf dem leeren Parkplatz der Poliklinik ein. Auf dieser Seite des Gebäudes war es ziemlich dunkel, der einzige Lichtschein kam von einer Straßenlaterne vor dem rückwärtigen Eingang.

Kacey ließ ihren leeren Kaffeebecher im Getränkehalter stehen, sperrte den Wagen ab und ging zur Hintertür. Sie drehte den Schlüssel im Schloss, stieß die Tür auf und drückte auf den Lichtschalter.

Klick.

Nichts geschah.

Sie versuchte es noch einmal, doch es blieb dunkel, nicht einmal die

Sicherheitsbeleuchtung ging an. In den Räumen war es kälter als sonst.

Dieser verdammte Sicherungsschalter!

Am liebsten hätte sie diesem zwielichtigen Geizkragen von Vermieter den Hals umgedreht! Wie oft hatte sie sich schon beschwert? Einmal hatte sie sogar selbst den Elektriker gerufen.

»Na großartig«, murmelte sie.

Natürlich kannte sie sich im Gebäude aus, und natürlich bewahrte sie seit diesen Vorkommnissen eine Taschenlampe in ihrer Schreibtischschublade auf, also tastete sie sich durch den hinteren Gang, an den Behandlungszimmern vorbei, die ihr heute irgendwie bedrohlich vorkamen mit ihren seltsam geformten Instrumenten und Gerätschaften und ihre ohnehin lebhafte Phantasie auf Hochtouren brachten.

Das sind doch bloß die Lichter über dem Untersuchungstisch!

Mit den Fingern an der Wand tastend ging sie weiter und bog um die Ecke zu den Büros. Sie stieß sich den Zeh an der Kante einer Waage und biss sich auf die Zunge, um nicht vor Schmerz laut aufzuheulen.

Normalerweise brannten an sämtlichen Elektrogeräten, den Telefonen, Faxen und Computern, kleine Stand-by-Lämpchen, doch jetzt leuchtete kein einziges grünes, rotes oder blaues Licht. Sämtliche Räume waren komplett dunkel, nur durch die wenigen Fenster warfen die Straßenlaternen einen trüben Schein, der Wände und Fußböden mit wabernden Lichtstreifen überzog.

Zu ihrer Erleichterung fand sie mühelos die Tür zu ihrem Büro und öffnete sie. Ihre Augen hatten sich an die Dunkelheit gewöhnt. Schnurstracks ging sie auf ihren Schreibtisch zu und öffnete die zweite Schublade auf der rechten Seite, wo sie ihre Taschenlampe aufbewahrte.

Ihre Fingerspitzen ertasteten den Griff, und sie hoffte, dass die Batterien nicht völlig leer waren. Der schwache Strahl reichte gerade, sie zum Betriebsraum mit dem Sicherungskasten zu leiten, wo sie den Hauptschalter umlegte.

Merkwürdig.

Normalerweise flogen nur die Sicherungen im Rezeptionsbereich heraus, die übrigen Räume waren nicht betroffen.

Sobald die Hauptsicherung wieder drin war, schaltete sich die Sicherheitsbeleuchtung ein, die Heizung erwachte rumpelnd zum Leben.

Wusch! Wusch! Wusch!, hallte es von Zimmer zu Zimmer.

Sie knallte die Tür des Sicherungskastens zu und verließ den Betriebsraum. Trace O'Halleran und Eli waren schon da, sie hörte es an der Eingangstür klopfen. »Dr. Lambert? Kacey?«, rief Trace.

»Ich komme!« Sie eilte bereits durch den Gang zum Empfangsbereich und schaltete

unterwegs die Neonlichter ein. »Entschuldigung«, sagte sie ein wenig atemlos, nachdem sie die Eingangstür aufgeschlossen hatte. »Wir haben hier ein Problem mit den Sicherungen. Der Hauptschalter springt andauernd raus. Das ist wirklich lästig.« Sie winkte die beiden herein und schloss die Tür hinter ihnen ab, dann wandte sie sich an den Jungen. »He, Eli. Wie geht es dir?«

Er antwortete nicht. Sie konnte sehen, dass er fieberte. Als er husten musste, zuckte er zusammen. »Er klagt über Halsschmerzen«, erklärte Trace.

»Dann wollen wir mal sehen«, sagte Kacey. »Komm, Eli.« Der Junge trug einen Schlafanzug und seine Jacke. Trace hatte ihm einen Schlafsack über die Schultern gelegt.

Im Behandlungszimmer maß Kacey seine Temperatur und seinen Blutdruck, dann sah sie ihm in Hals und Ohren und hörte seine Lungen ab. Die ganze Zeit über lehnte Trace an der

Utensilienablage, die Finger fest um deren Rand geschlossen.

Sie zwang sich zu einem Lächeln. »Ich denke, wir sollten dich ins Krankenhaus bringen«, sagte sie und versuchte, aufmunternd zu klingen.

»Ins Krankenhaus?«, wiederholte Trace.

»Neieiein!« Wie aufs Stichwort fing Eli an zu protestieren, doch er wurde unterbrochen von einem weiteren Hustenanfall, der ihm die Tränen in die Augen trieb.

»Ich denke, ja.« Sie blickte zu Trace hinüber und bat ihn stumm um Unterstützung. »Wir wollen doch sichergehen, dass du so rasch wie möglich wieder auf die Beine kommst.«

»Das klingt überzeugend«, pflichtete ihr Trace bei.

Elis Gesicht verzog sich. Er hustete erneut.

»Es tut weh, hab ich recht?«, sagte sie zu dem Jungen. »Ich weiß. Aber es wird dir bald bessergehen.«

»Kommst du mit mir?«, fragte Eli, an Kacey gewandt.

»Aber gewiss doch«, versicherte Kacey dem Jungen.

»Ich muss aber doch nicht dableiben?«

»Nur eine kleine Weile«, antwortete Kacey, »aber darüber reden wir, wenn wir da sind, einverstanden?« An Trace gewandt, fügte sie hinzu: »Ich treffe Sie in der Notaufnahme von St. Bart und lasse ihn einweisen.«

»Okay. Wir sind schon unterwegs.«

Zwei Stunden später lag Eli in einem Krankenhausbett; an einen Tropf angeschlossen und für »stabil« erklärt, schlief er tief und fest. Das Pflegepersonal kümmerte sich um ihn und hatte versprochen, Trace am Morgen anzurufen und auch Dr. Lambert auf dem Laufenden zu halten. Soweit Trace verstanden hatte, war die Bronchitis seines Sohnes nicht ausgeheilt und hatte sich eventuell zu einer

Lungenentzündung ausgeweitet, außerdem hatte sich der Verdacht auf Streptokokken bestätigt. Kacey hatte darauf bestanden, dass der Junge über Nacht im Krankenhaus blieb, damit man ihn am Monitor überwachen konnte; sein Fieber war gesunken, und Trace war doch erleichtert, obwohl er am liebsten auf dem unbequemen Stuhl am Bett seines Sohnes kampiert hätte.

»Ich werde nach ihm sehen, bevor ich morgen in die Poliklinik gehe«, versprach Kacey, als sie aus dem Eingangsbereich des Krankenhauses hinaus auf den Parkplatz gingen, auf dem verstreut ein paar Autos standen. Der nächtliche Himmel war dicht bewölkt. Eine kalte Brise wehte vom Fluss herauf, in dem sich die blinkenden Lichter der Stadt spiegelten.

»Es wird ihm gar nicht gefallen, im Krankenhaus zu sein.«

»Wem gefällt das schon?« Sie drehte sich um und warf einen Blick zurück auf das Gebäude

mit seinen hell erleuchteten Fenstern. Eine frische Girlande aus Zedernzweigen war über dem Eingang drapiert. »Morgen sollte er wieder entlassen werden.«

Trace brachte sie zu ihrem Auto, das noch auf dem Parkplatz vor dem Hintereingang der Poliklinik stand, und als sie die Tür öffnete, fasste er sie am Ellbogen und hielt sie einen Moment zurück. »Danke, Kacey«, sagte er.

»Keine Ursache.«

»Im Ernst.«

Sie sah ihn erwartungsvoll an und wandte ihr Gesicht zu ihm, wobei sich die Schneeflocken, die eben wieder vom Himmel fielen, in ihren Augenwimpern fingen und auf ihren Wangen schmolzen.

Im bläulichen Licht der einzelnen Straßenlaterne sah sie fast ein wenig gespenstisch aus; ihre Haut wirkte blass, die Augen eine Spur dunkler als bei Tageslicht. Einen kurzen Augenblick meinte er, Leanna vor sich zu sehen.

Oder Jocelyn?

Er fröstelte. »Ich hab’s gern getan, Trace«, sagte Kacey mit einem Lächeln. »Ich bin froh, dass Sie angerufen haben. Es war wichtig für Eli.«

»Sie hätten mir nur sagen müssen, dass ich ihn ins Krankenhaus bringen soll, doch Sie haben noch mehr getan.«

»Ja, nun, vielleicht wollte ich ihn einfach sehen«, sagte sie schlicht, was sein Herz berührte.

In dieser Sekunde verspürte er den Drang, sie zu küssen.

Es schneite jetzt stärker, dicke Flocken tanzten um sie herum. Am liebsten hätte er sie hier und jetzt in seine Arme gezogen, seine Lippen auf ihre gepresst und einfach abgewartet, was dann passierte.

Sie schien dasselbe zu empfinden, das sah er in ihren Augen, und beinahe hätte er das Atmen vergessen.

Tu's nicht! Es verkompliziert die Dinge nur, wenn du diese Frau küsst!

Und trotzdem war es da, das Knistern zwischen ihnen.

»Ich rufe Sie an, wenn ich morgen früh nach ihm gesehen habe.« Dann, noch bevor er reagieren konnte, stellte sie sich auf die Zehen, umarmte ihn und streifte mit den Lippen seine Wange. Sie fühlte sich stoppelig an.

Als sie ihm ihren Arm entziehen und ins Auto steigen wollte, sagte er: »Nein. Warte.« Sein Griff wurde fester, und sie zögerte und blickte ihn erstaunt über die Schulter an. Hatte er sie gerade geduzt?

»Was denn?«

»Ich muss dir etwas zeigen.«

Tatsächlich. »Jetzt?«

»Ja, aber bei mir zu Hause.«

»Ich soll zu dir fahren?«

Er sah den Zweifel in ihren Augen. Ja, sie hatte ihn umarmt und seine Wange geküsst,

aber vermutlich hatte sie ihn nur trösten wollen, und er hatte sie mit seiner Bitte verwirrt.

»Ich habe einen neuen Hund, den ich schon viel zu lange allein gelassen habe«, gab sie zu bedenken.

»Dann werde ich zu dir kommen. Ich muss nur schnell etwas von zu Hause holen.« Als er sah, dass sie erneut Einwände erheben wollte, fügte er rasch hinzu: »Ich glaube nicht, dass das warten kann. Ich bin in ungefähr vierzig Minuten bei dir. Es wird nicht lange dauern, versprochen. Wirklich, du solltest dir das ansehen.«

»Kannst du mir nicht einfach jetzt sagen, was es ist?«

Er spürte, wie einer seiner Mundwinkel nach oben zuckte. »Nein.«

»Du weißt, wo ich wohne?«

Er nickte. »Ich habe ein wenig recherchiert. Aber das erzähle ich dir gleich. Vertrau mir.«

Sie kniff misstrauisch die Augen zusammen, doch schließlich nickte sie. »Einverstanden.«

»Gut.« Die Wagentür schlug zu, sie ließ den Motor an, im Wageninnern ertönte »Carol of the Bells«.

Eine Hand zum Abschied erhoben, fuhr sie davon. Eilig lief er zu seinem Pick-up. Er wusste nicht, warum, doch plötzlich hatte er den Drang verspürt, sich ihr anzuvertrauen. Vielleicht war es die Art und Weise, wie sie ihm in die Augen gesehen oder sich um seinen Sohn gekümmert hatte, vielleicht dachte er auch einfach nur, dass sie die Wahrheit kennen sollte, doch er wollte seine Beweggründe nicht weiter hinterfragen. Also hastete er, so schnell er konnte, zum Parkplatz des St. Bart Hospital, kletterte hinters Steuer seines Pick-ups und drehte den Zündschlüssel.

Gerade als er auf die Hauptstraße biegen wollte, hörte er eine Sirene gellen. Die roten Lichter eines Ambulanzfahrzeugs zuckten

durch die Nacht. Vor den Toren zur Notaufnahme blieb der Wagen stehen. Ein Rettungssanitäter sprang heraus und schob eilig eine Rolltrage, auf der ein älterer Mann mit Sauerstoffmaske und Tropf lag, durch die automatischen Schiebetüren.

Wieder dachte Trace an seinen Sohn, der im zweiten Stock schlief. Eli war dort oben in Sicherheit. Konzentriert fuhr er durch den Schnee zur Ranch. Er ließ den Motor laufen, rannte die Hintertreppe hinauf ins Haus, wo er kurz nach Sarge sah. Der Hund lag zusammengerollt auf seinem Lager im Wohnzimmer und schlief. Als Trace hereingestürmt kam, hob er den Kopf und brachte sogar ein Schwanzwedeln zustande. »Ruh dich schön aus«, sagte Trace zu dem Schäferhundmischling, dann raffte er die Papiere zusammen, die auf seinem Schreibtisch lagen, schnappte sich seinen Laptop und war schon wieder zur Tür hinaus.

In der Fahrerkabine war es warm. Er stellte die Automatik auf R und gab Gas, ohne einen Gedanken daran zu verschwenden, was zur Hölle er da eigentlich tat.

Kapitel 24

Kacey schaute auf die Uhr über dem Küchentresen. Vor einer halben Stunde war sie nach Hause gekommen, hatte Bonzi gefüttert und eine kleine Runde mit ihm gedreht. Jetzt hörte sie Radio, wartete auf Trace und stellte ein paar Online-Recherchen bezüglich Gerald Johnson an.

Es war nicht schwer, ihn zu finden: Innerhalb kürzester Zeit fand sie heraus, dass er einen Großteil seines Lebens in Helena, Montana, verbracht hatte, bevor er nach Missoula umgezogen war. Er war ein ziemlich berühmter Herzchirurg gewesen, genau wie ihre Mutter gesagt hatte, der eine eigene Firma zur Entwicklung von Stents – medizinischen Implantaten zur Aufdehnung von Gefäßen – für

Herzpatienten gegründet hatte. Soweit sie ersehen konnte, arbeitete er dort noch immer, zusammen mit mehreren seiner Kinder.

Da er in Helena eine lokale Berühmtheit gewesen war, stieß sie mühelos auf Bilder von seiner Familie. Seine Frau Noreen hatte ihm sechs Kinder geboren, zwei Töchter und vier Söhne, doch eines der Mädchen war vor zehn Jahren gestorben. Kacey druckte die Todesanzeige von Kathleen Enid Johnson aus, die nur wenige Monate vor ihrer Hochzeit einem Skiunfall zum Opfer gefallen war. Sie war ein hübsches Mädchen gewesen, zweiundzwanzig, und sie hatte dieselbe Kinnlinie, dieselben Wangenknochen und Augen wie Gerald Johnson. Die meisten seiner ehelichen Kinder schlugen nach ihm, dachte sie, als sie ein Foto aus der Vergangenheit betrachtete.

Gerald Johnsons Kinder sahen ihr ähnlich, genau wie die toten Frauen. Mein Gott, war das tatsächlich möglich?

Ja. Es konnte gar nicht anders sein.

Oder?

Sie starrte auf eine besonders gut getroffene Aufnahme von Gerald und Noreen, Mann und Frau, Seite an Seite bei einer Wohltätigkeitsveranstaltung vor ein paar Jahren. Beide hatten sich groß in Schale geworfen, er im Smoking und mit weißer Fliege, sie in einer glänzenden silbernen Robe. Beide hatten volles, silbergraues Haar; er hatte kein Gramm zu viel, seine Haut war leicht gebräunt, um seine Augenwinkel zeigten sich Krähenfüße.

Vielleicht ein Golfspieler, der viel Zeit draußen in der Sonne verbrachte.

Seine Frau war blasser, trug dezentes Make-up; ihre Züge waren markant und klar definiert. Groß und schlank, war Noreen Johnson eine Schönheit für sich, wenngleich ihr genetisches Erbe in ihren Kindern nur schwer zu entdecken war – vielleicht im lockigen Haar

ihrer Tochter Clarissa; auch ein Sohn, Thane, der Drittälteste, hatte Locken.

Gerald Johnson hatte eine ganze Schar von Kindern gezeugt.

Sogar mehr, als er ahnte, wenn ihre Theorie stimmte.

Sie sah Trace' Scheinwerfer auf ihr Haus zukommen, hörte das Dröhnen seines Pick-ups. Als Bonzi ein lautes, aus tiefer Kehle kommendes Knurren anstimmte, trat sie hinaus auf die Veranda. »Sei still!«, befahl sie dem Hund, der noch ein letztes Bellen von sich gab. Trace stellte den Motor ab.

Sie spürte, wie ihr Puls in die Höhe schnellte, was einfach albern war. Bonzi stand neben ihr und wedelte freudig mit dem Schwanz, was auch den Rest ihrer Hoffnung zunichtemachte, in ihm könne ein guter Wachhund stecken.

Ein treuer Gefährte, ja. Aber ein guter Verteidiger? Unwahrscheinlich.

Er hatte bereits seinen großen Kopf gesenkt, um sich tätscheln zu lassen, als Trace, warm eingepackt in seine dicke Fleecejacke, in jenem sportlich federnden Cowboy-Gang den verschneiten Rasen überquerte, den sie nie auch nur annähernd attraktiv gefunden hatte.

Bis jetzt.

In einer seiner behandschuhten Hände hielt er einen Laptop, was das Bild ein wenig veränderte.

»Wolltest du mir das zeigen?«, fragte sie, als er die Stufen hinaufkam und in den Lichtkegel der Verandalampe trat.

»Ja. Etwas, was ich darauf gespeichert habe.« Er blieb stehen, um Bonzi zu streicheln, dann folgte er ihr ins Haus und in die Küche, wo er den Computer auf den Tisch stellte und öffnete. »Gibt es hier WLAN?«

»Hm, hm.«

»Sicherheitscode?«

Als sie den Kopf schüttelte, sagte er: »Wir sollten dir einen einrichten.« Er grinste sie schief an und zog sich mit dem Fuß einen der Bistrostühle heran. »Nur um auf der sicheren Seite zu sein.«

Sie widersprach nicht. Nicht bei alldem, was momentan passierte. »Kann ich dir etwas anbieten? Ich habe Kaffee und Tee da und« – sie spähte in den Kühlschrank, während er die Internetverbindung herstellte – »Cola light und – oh – alkoholfreies Bier.«

»Bier, bitte«, sagte er, ohne aufzublicken. »Okay, das haben wir. Dann lass uns mal sehen.«

Sie öffnete zwei Flaschen, reichte ihm eine und setzte sich neben ihn. Mehrere Fotos erschienen auf dem Monitor. Zunächst dachte sie, es handele sich um Aufnahmen von ein und derselben Frau, doch als er sie einzeln anklickte, erkannte sie die Unterschiede. Ihre Finger schlossen sich um die langhalsige

Flasche, und sie spürte, wie sich ihr Magen verkrampfte. »Was ist das?«, flüsterte sie, doch im Grunde wusste sie es bereits.

»Fotos von Frauen, die ich kenne und die einander sehr ähnlich sehen. Hier bist du«, sagte er und klickte ein Bild auf der Website der Poliklinik an, dann eins mit Jocelyn Wallis und ihrer Grundschulklasse.

Die dritte Frau kannte Kacey nicht. Sie war aus größerer Entfernung fotografiert und offenbar eingescannt worden. »Das ist Leanna«, erklärte Trace. Seine Lippen bewegten sich kaum. »Elis Mutter.« Er zoomte sie heran, damit ihr Gesicht, wenngleich verschwommen, etwas besser zu erkennen war.

Kacey gefror das Blut in den Adern, als sie die vertrauten Züge betrachtete. »Du warst mit ihr verheiratet, als du ein Verhältnis mit Jocelyn angefangen hast …« Sie blickte ihn entsetzt an.

»Du ziehst dieselben Schlussfolgerungen, wie die Cops es tun werden, doch ich habe nichts mit dem Ganzen zu tun«, sagte er und schüttelte nachdrücklich den Kopf. »Ich fühle mich zu einem bestimmten Frauentyp hingezogen, aber das ist auch schon alles.«

»Wo ist sie? Leanna, meine ich?«, fragte Kacey.

»Ich habe keine Ahnung.«

Etwas an seinem Ton ließ Kacey aufhorchen. »Du denkst, sie könnte tot sein«, flüsterte sie wieder. Das Ticken der Uhr drang plötzlich überlaut in ihr Bewusstsein. Bonzi schnarchte leise im Wohnzimmer.

Trace hatte die Kiefer aufeinandergepresst, die Anspannung in seinem Gesicht war deutlich zu erkennen.

Mit steifen Fingern fuhr er sich durch sein ohnehin zerzaustes Haar. »Um die Wahrheit zu sagen, ich weiß nicht, was ich denken soll, doch ich bin mir ziemlich sicher, dass ich der letzte

Mann war, mit dem sich Jocelyn getroffen hat, und dann bin ich auch noch in ihre Wohnung gegangen, um nach ihr zu sehen, nachdem mich die Schule angerufen hatte. Die Polizei wird mich sowieso schon auf dem Radar haben. Wenn sie dann Fotos von Leanna finden, die ganz offensichtlich verschwunden ist … werden sie ihre Schlüsse ziehen.« Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. »Andererseits wäre es gut, wenn sie Leanna ausfindig machten und sehen würden, dass alles in Ordnung ist. Ich kann sie einfach nicht erreichen, und Eli vermisst sie.«

Erstaunt, dass er mit jemandem verheiratet gewesen war, der ihr so ähnlich sah, starrte Kacey auf das Foto auf dem Bildschirm. Das Ganze war ziemlich verrückt, und ein Teil von ihr konnte sich des Gefühls nicht erwehren, dass sie langsam durchdrehte, die Paranoia überhandnehmen ließ, doch sie war nicht die Einzige, die ihre unleugbare Ähnlichkeit mit

den anderen Frauen, inklusive Trace' Ex, erkannte.

»Vermisst du sie?«, erkundigte sie sich.

»Leanna?« Er schnaubte. »Wohl kaum. Nicht dass ich meinem Kind den Kontakt mit der Mutter verwehren möchte, aber Leanna … Sie ist gegangen und hat uns mehr als deutlich gezeigt, dass sie mit uns nichts mehr zu tun haben möchte.« Ein Muskel an seinem Kinn zuckte. »Ich nehme sie nur beim Wort.«

»Du musst sie finden«, sagte Kacey plötzlich. Vielleicht war Leanna O'Halleran das fehlende Bindeglied, die Person, die wusste, was hier vor sich ging. Sie könnte der Schlüssel zu alldem sein.

»*Wenn* sie sich ausfindig machen lässt. Glaub mir, ich habe mich bereits nach Kräften bemüht.« Er nahm einen kräftigen Schluck Bier, und Kacey befand, dass es an der Zeit war, ihn mit weiteren schlechten Nachrichten zu konfrontieren.

»Leanna und Jocelyn sind nicht die einzigen Frauen, die mir ähnlich sehen.«

»Nun, Leanna wird wohl kaum etwas zugestoßen sein«, wiegelte er ab, »sie ist viel zu … durchtrieben, um zu sterben.« Kacey versuchte, einen neutralen Gesichtsausdruck zu bewahren, doch er musste ihr etwas angemerkt haben, denn er fragte: »Es gibt noch andere?«

Konnte sie ihm vertrauen? Ihn in ihre unausgegorene Theorie einweihen? Er hatte recht: Die Polizei hatte ihn mit Sicherheit auf dem Radar, doch ihr selbst wollte es einfach nicht gelingen, in ihm einen Verdächtigen zu sehen. Er war nicht gefährlich; sie hatte doch gesehen, wie rührend er sich um seinen Sohn kümmerte.

Sie musste sich entscheiden.

Trace starrte sie durchdringend an, und sie beschloss, ihm einen Vertrauensvorschuss zu gewähren. »Ich hole mal schnell meine Handtasche.« Eilig ging sie in die Küche, nahm

die Tasche und zog die Fotos heraus, die sie ihrer Mutter nur wenige Stunden zuvor gezeigt hatte. Sorgfältig breitete sie sie auf dem Tisch aus, auf dem ihre Großmutter so viele Mahlzeiten serviert hatte.

»Das ist Shelly Bonaventure«, erklärte sie.

»Die Schauspielerin, die vor kurzem gestorben ist. Sie sieht Jocelyn und dir ähnlich. Soweit ich weiß, hat sie Selbstmord begangen.«

»So lautet zumindest die offizielle Version.«

»Und du glaubst, dass auch sie mit drinsteckt? Im Ernst?« Er blickte skeptisch drein. »Was gibt es noch für eine Verbindung, von ihrem Äußeren mal abgesehen?«

»Sie wurde in Helena, Montana, geboren, genau wie Jocelyn Wallis und ich.« Kacey deutete auf das Foto, das sie von Elle Alexanders Facebook-Seite ausgedruckt hatte. »Das ist Elle Alexander –«

»Die Frau, die gestern Nacht von der Straße abgekommen ist?«

»Ja, und diese Frau hier ist noch am Leben und arbeitet im hiesigen Fitnessstudio.« Sie schob ihm eine Broschüre des Fit Forever zu. »Eine Trainerin namens Gloria Sanders-O'Malley.«

»Kommt sie auch aus Helena?« Er nahm das Faltblatt zur Hand und betrachtete mit zusammengekniffenen Augen Glorias Foto.

»Keine Ahnung«, gab Kacey zu. »Aber ich werde mit ihr reden oder zumindest auf den Social-Networking-Sites wie Facebook oder Twitter nachsehen. Viele Leute geben ihren Geburtsort dort an oder wo sie überall gelebt haben. Und wenn sie keine entsprechende Seite hat, dann werde ich sie eben direkt fragen.«

»Und wie?«

»Darüber habe ich noch nicht so richtig nachgedacht«, gab Kacey zu.

»Hm. Tja. Wie willst du ihr klarmachen, dass du davon ausgehst, dass sie als Nächste auf der

Liste irgendeines durchgeknallten Psychopathen steht, vor allem, wenn du noch keine wirkliche Verbindung hergestellt hast?«

»Ich arbeite daran; außerdem finde ich gerade heraus, ob Elle mir falsche Informationen gegeben hat oder wirklich nicht wusste, wo sie auf die Welt gekommen ist.«

»Ich weiß nicht so recht«, sagte Trace nach einem langen Moment des Schweigens.

»*Du* bist derjenige, der hierhergekommen ist, um mir etwas zu zeigen«, erinnerte sie ihn. »*Du* hattest Fotos von Jocelyn und Leanna bei dir. Findest du es nicht merkwürdig, dass so viele Frauen gleichen Typs und gleichen Alters ums Leben kommen?«

»Doch … schon … aber was willst du wirklich damit sagen? Dass du glaubst, ein Serienmörder hat es auf eine ganz bestimmte Sorte Frauen abgesehen? Dass der Kerl seine Opfer nicht zufällig gewählt hat? Dass er ihnen auflauert, sie verfolgt? Dass er sie womöglich

sogar gekannt hat, als sie noch in Helena lebten?«

»Unwahrscheinlich«, gab sie entmutigt zu. »Shelly hat Helena schon sehr früh verlassen, und falls Elle tatsächlich schon einmal dort war, erinnert sie sich nicht daran. Ihre Geburtsurkunde wurde in Idaho ausgestellt.«

Er rückte ihr Foto von den anderen ab. »Dann unterscheidet sie sich also von den anderen.«

»Zumindest in diesem Punkt, ja. Doch jetzt ist sie hier. Ach, ich weiß es nicht.« Wieder betrachtete sie das Bild der Frau, die Trace einst geheiratet hatte. »Was ist mit Leanna?«

Er zog eine Grimasse. »Sie hat erzählt, sie habe mal in der Umgebung von Helena gelebt, aber sie konnte sich nicht besonders gut daran erinnern. Ich glaube, ihre Eltern haben sich scheiden lassen, aber um ehrlich zu sein, weiß ich nicht sehr viel über sie. Sie wollte es so. Sprach nicht gerne über ihre Kindheit.«

»Du weißt nicht, wo sie zur Schule gegangen ist? Wer ihre Freunde waren?«

Er rutschte unbehaglich auf seinem Stuhl herum. »Ich habe sie in einer Bar kennengelernt, wir hatten eine heiße Affäre, und am Ende war sie schwanger. Ein paar Wochen später haben wir geheiratet. Dann hat sie das Baby verloren und sich aus dem Staub gemacht.«

»Und Eli bei dir gelassen?«

»So ist sie eben. Und ich war froh darüber. Wenn sie versucht hätte, mir Eli wegzunehmen, wäre ich dagegen angegangen, hätte bis zum Schluss um den Jungen gekämpft.« Ein weiterer Schluck aus seiner Bierflasche. Kacey sah zu, wie sich sein Adamsapfel beim Schlucken bewegte, dann wandte sie sich wieder den Fotos zu.

Noch eine Frau Mitte dreißig, die aussah wie sie, die in der Nähe von Montanas Hauptstadt gelebt hatte, vermutlich sogar dort geboren war. Jetzt war diese Frau verschwunden.

»Da ist noch etwas«, fügte sie hinzu. »Ich habe gerade eben erfahren, dass der Mann, den ich für meinen Vater gehalten habe, gar nicht mein Erzeuger ist. Meine Mutter hatte eine Affäre mit einem Arzt in Helena, und selbst als mein Vater das herausgefunden hat, hat er mich großgezogen, als wäre ich sein eigen Fleisch und Blut.«

»Und?«

»Diese Frauen sehen sich nicht nur ähnlich. Manche von uns könnten glatt als Doppelgängerinnen durchgehen. Die Belegschaft von St. Bart hat mich mit Jocelyn verwechselt, als sie in die Notaufnahme eingeliefert wurde.«

»Dann glaubst du also, du bist mit diesen Frauen verwandt? Dass der Typ euch alle gezeugt hat, und jetzt … tja, jetzt macht er was? Euch umbringen?« Er sah sie an, als hätte sie den Verstand verloren.

»Ich weiß, das klingt verrückt, aber es lässt sich nicht leugnen, dass da ein Zusammenhang

besteht. Ich bausche das nicht auf. Komm mit ins Arbeitszimmer …« Sie schob ihren Stuhl zurück und ging hinüber zum Computer, wo sie die Daten aufrief, die sie von Riza bekommen hatte, und druckte sie aus.

Trace überflog die Seiten, betrachtete die Führerscheinfotos, las die Todesanzeigen und runzelte nachdenklich die Stirn. »Wie bist du da drangekommen?«

»Eine Freundin hat sie mir besorgt. Das meiste ist öffentlich zugänglich.«

Er ging die Seiten ein zweites Mal durch. »Wenn du recht hast – was ich mir nicht vorstellen kann … Auf alle Fälle ist das ziemlich makaber. Es könnte aber auch nur Zufall sein. Sie sind alle bei Unfällen ums Leben gekommen.« Er hielt einen Stapel Sterbeurkunden in die Höhe.

»Die meisten. Eine Bibliothekarin aus Detroit, eine Skilehrerin aus Vail, eine alleinerziehende Mutter und eine Hausfrau und

Mutter aus San Francisco. Zwei weitere aus Seattle und drei … aus Boise. Und das sind nur die, von denen wir wissen. Ich denke, wir kratzen lediglich an der Oberfläche.«

»Noch wissen wir gar nichts. Nur dass diese Frauen innerhalb der letzten zehn Jahre ums Leben gekommen sind.« Er schüttelte abwehrend den Kopf, doch seine Augen blieben auf die Seiten geheftet. »Lass mich noch einmal klarstellen: Du glaubst, dass eine Person hinter diesen Todesfällen steckt, die einfach unglaublich geduldig ist. Sich Zeit lässt, selbst über Jahre hinweg, und jetzt auf einmal wie verrückt zuschlägt?«

»Er gerät außer Kontrolle«, sagte sie. »So etwas kommt vor.«

»Aber das weißt du doch gar nicht.«

»Wir wissen vieles nicht, doch wie du schon gesagt hast: Irgendwas ist hier ganz gewaltig faul, und jetzt häufen sich plötzlich diese ›Unfälle‹.«

Als er immer noch nicht überzeugt wirkte, fügte sie hinzu: »Ich glaube nicht an eine zufällige Ähnlichkeit. Ich glaube, dass wir alle miteinander genetisch verwandt sind. Um das zu beweisen, lasse ich gerade ein DNS-Profil von einer der Frauen erstellen, doch leider dauert das seine Zeit.«

»Im Ernst?« Er klang skeptisch.

»Ja. Elle Alexander war eine Patientin von mir.« Sie deutete auf das Foto der Frau. »Ich habe angeordnet, ihr Erbgut mit meinem vergleichen zu lassen. Wir haben beide die Blutgruppe B negativ, so viel weiß ich schon, und das ist alles andere als gängig, also ist es schon mal ein Anfang. Kein Beweis, aber immerhin etwas.«

»Und was ist, wenn du etwas Konkretes herausfindest?«

»Dann werde ich – oder wir – zur Polizei gehen. Im Augenblick ist es dafür noch zu früh. Man würde mich für übergeschnappt halten.

Genau das tust du doch auch, du kannst es ruhig zugeben.«

»Ich bin vollkommen offen und unbefangen«, widersprach er, obwohl er nicht überzeugt wirkte. Nachdenklich trank er sein Bier aus und ging noch einmal alles durch, was Riza geschickt hatte.

Kacey schaltete währenddessen den Fernseher ein. Aus den Nachrichten erfuhren sie, dass womöglich ein weiterer Wagen in den Unfall von Elle Alexander verwickelt gewesen war. Das Büro des Sheriffs hatte eine entsprechende Stellungnahme herausgegeben und die Bevölkerung um Mithilfe gebeten. Sollte jemand den Unfall beobachtet haben, möge er sich bitte auf dem Department melden.

»Sie nehmen an, dass es Fahrerflucht war«, sagte Kacey, als der Wetterbericht folgte.

»Trotzdem könnte es schlicht und einfach ein Unfall gewesen sein«, gab Trace zu bedenken.

»Könnte«, räumte sie ein.

»Ich will doch nur sagen, ihr *könnte* jemand hinten draufgefahren sein, ihr Auto ist auf dem Eis ins Schleudern geraten, der Fahrer des anderen Wagens hat Panik gekriegt und dann die Kurve gekratzt.«

»Damit hätte er sich strafbar gemacht.«

»Trotzdem bringt es ihn nicht zwangsläufig mit den anderen Todesfällen in Verbindung.«

»Dann glaubst du also wirklich, das alles ist Zufall?«

»Ich spiele lediglich den Advocatus Diaboli.«

»Denkst du etwa, ich hätte nicht auch versucht, mir diese … bizarre Situation schönzureden?«, fragte sie ein wenig ungehalten. »Ich wünschte wirklich, ich würde mich täuschen, aber ich glaube, das ist nicht so.«

Sie stellten die Nachrichten aus. Trace lehnte ein zweites Bier ab und machte sich daran, einen Sicherheitscode für ihren Computer und die kabellosen Netzwerkverbindungen einzurichten. »Das ist das mindeste, was

ich tun kann«, sagte er, als sie einwandte, sie wolle nicht zu viel von seiner Zeit in Anspruch nehmen. »Bei allem, was du für Eli getan hast.«

Sie widersprach nicht; wenn sie ehrlich war, war sie dankbar für seine Hilfe. In der College-Zeit hatten ihr Riza und andere technikbesessene Freunde geholfen, und während ihrer Ehe hatte sich JC, der sich in allen Bereichen des Lebens für brillant hielt, um ihr Computerequipment gekümmert. Doch seit sie nach Grizzly Falls in ein Haus gezogen war, das nur unzureichend mit Steckdosen ausgerüstet war, geschweige denn mit Elektronik, musste sie alles allein machen oder jemanden kommen lassen wie bei der kaputten Heizung, dem undichten Rohr im Badezimmer oben und der neuen Außenbeleuchtung an der Garage.

Als Trace den Schreibtisch von der Wand zog und sich vorbeugte, um die elektrischen Anschlüsse zu begutachten, musste sie sich sehr zusammenreißen, um nicht auf seine Jeans zu

starren, die sich über seinem Hintern spannte. Sein Pulli rutschte ein Stück hoch, und sie warf einen verstohlenen Blick auf seinen nackten, muskulösen Rücken.

Rasch wandte sie die Augen ab und schalt sich insgeheim, dass sie sich benahm wie ein verliebter Teenager.

»Das sollte funktionieren«, sagte er, als er sich wieder aufrichtete. »Ich zeige dir jetzt, wie du den Code eingibst.« Dann griff er zu ihrem Schrecken nach ihrem Handgelenk und zog sie an sich. Seine andere Hand umfasste ihren Nacken. »Ich glaube, du bist verwanzt«, flüsterte er ihr ins Ohr.

»Wie –«, stieß sie hervor, doch er drückte sie noch fester an sich.

»So schwer ist das gar nicht«, sagte er laut. »Du musst nur ein paar winzig kleine Änderungen vornehmen.« Doch er ließ sie nicht los. Mit kaum hörbarer Stimme fügte er hinzu: »Wir müssen so tun, als hätten wir keine Ahnung,

was hier vorgeht, okay? Lass mich nur machen.« Er legte den Kopf zurück und schaute ihr fest in die Augen.

Sie nickte langsam.

»Was soll ich denn für einen Code verwenden?«, fragte sie, als er sie losließ.

»Irgendetwas, woran du dich leicht erinnerst, ohne dass ein anderer daraufkommt. Komm, ich zeige dir, wo du das Passwort eingeben musst …«

Kapitel 25

Verdammte Scheiße!« Er riss sich den Kopfhörer herunter und hätte ihn um ein Haar gegen die Wand geschmettert. Seit Stunden hatte er jeden Laut in dem Haus aufgenommen und feststellen müssen, dass sie schnell war. Erst vor ein paar Stunden hatte Maribelle, diese verdorrte Hexe, Acacia ihr Herz ausgeschüttet, und schon hatte diese einen Verbündeten gefunden, dem sie anvertraute, sie glaube, auf eine Verbindung zwischen den toten Frauen gestoßen zu sein. Der Mann war mit einer der Frauen zusammen gewesen.

Mit Jocelyn Wallis?

Mit einer der anderen?

Das Gespräch war nur schwer zu verstehen gewesen, doch er hatte zwei und zwei

zusammengezählt. Der Mann auf dem Band, der ihr half, Sicherheitsvorkehrungen zu treffen, war Trace O'Halleran, Leannas Ex und der Vater eines Kindes, das bei ihr in Behandlung war.

Er kapierte nicht, was der Kerl so spät in der Nacht in ihrem Haus und an ihrem Computer zu schaffen hatte. Warum hatte sie sich ihm anvertraut und ihm verraten, was diese alte Schachtel ihr erzählt hatte, warum hatte sie ihm ihre Unterlagen gezeigt, worum auch immer es sich dabei handeln mochte?

Im Stillen verfluchte er sich, dass er es vermasselt hatte. Hätte er sie bloß damals in dem Parkhaus umgebracht! Es war ein Riesenfehler gewesen, dass er sie hatte davonkommen lassen, sie und ihre Schlampe von Mutter.

Außerdem hätte er das ganze Haus verwanzen sollen, nicht bloß ein paar Räume. Den ersten Teil ihres Gesprächs hatte er gar nicht

mitbekommen, weil das Radio so laut gedudelt und den Empfang gestört hatte.

Das Ganze nahm eine unvorhergesehene Wende, und das viel zu schnell.

Sie machte alles kaputt, weihte andere Leute ein, wollte sogar die Polizei informieren und alles zerstören, was er so mühsam in die Wege geleitet hatte.

Das durfte er nicht zulassen. Nicht nach all den Jahren geduldiger, anstrengender Arbeit. Wer war sie eigentlich, dass sie ihn dazu zwang, noch größere Risiken einzugehen und jegliche Vorsicht über Bord zu werfen?

Entgegen seinen ursprünglichen Plänen und seinem ganz persönlichen Wunsch, sie als Letzte zu beseitigen, ihr Schicksal hinauszuzögern, sie in Angst und Schrecken zu versetzen als Quittung für all ihre Sünden, musste er sein Vorgehen ändern. Sie würde die Nächste sein.

Zornbebend öffnete er eine Schreibtischschublade und zog ein schmales Kästchen

mit einem Zahlenschloss hervor. Er stellte die Kombination ein, öffnete den Deckel und nahm das Messer heraus. Die Klinge glänzte, als er sie hochhielt. Er musste daran denken, wie sie sich umgedreht und ihn erblickt hatte, spürte wieder die Woge der Macht, die ihn durchflutete, als er sich auf sie stürzte, hörte ihren überraschten Aufschrei, als ihre Leiber aufeinanderprallten.

Gott, was für ein Rausch!

Er drehte das Messer in seiner Hand. Dünn. Rasiermesserscharf. Perfekt zum Häuten, Ausbeinen oder Morden. Ein Stich in ihr Herz oder in die Lunge, ein schneller Schnitt durch die Kehle, und sie würde sterben, noch während sie ihm in die Augen blickte, wohl wissend, dass er ihr das Leben genommen hatte.

Doch vor sieben Jahren war es anders gekommen.

Sie war stärker gewesen, als er erwartet hatte, und sie waren gestört worden.

Sie war davongekommen. Und er hatte beschlossen zu warten. Ein Fehler, wie sich jetzt herausstellte. Er spürte, wie sein Blutdruck in die Höhe schnellte, der Zorn sein Blut zum Kochen brachte; die Bilder in seinem Kopf wurden rot.

»Beruhige dich«, rief er sich leise zur Räson. Er ging zur Tür, umfasste den Griff, dann ließ er ihn wieder los und schloss für eine Sekunde die Augen, um seine Fassung wiederzugewinnen. Schließlich kehrte er an seinen Schreibtisch zurück. Er bildete sich etwas darauf ein, stets die Kontrolle zu behalten. Irgendwie musste er jetzt sein Gleichgewicht wiederfinden.

Er musste die Situation nur in Angriff nehmen, das war alles. Es galt, ein Problem zu lösen, und zwar schnell. Seine Gedanken rasten. Ein »Unfall« müsste es sein, bei dem nicht nur eine Person, sondern gleich zwei ums Leben kamen. Der Rancher würde ebenfalls

sterben müssen … sie würden zusammen verunglücken …

Liebende in einer leidenschaftlichen, aber tödlichen Auseinandersetzung?

Mord/Selbstmord?

Ein missglückter Überfall?

Ein weiterer Autounfall, den keiner von beiden überleben würde? Das Winterwetter und die aufziehenden Stürme böten glaubhafte Bedingungen. Er ballte die Fäuste und presste sie auf seine Augen.

Denk nach! Du hast zu hart gearbeitet, um jetzt aufzugeben!

Wieder fragte er sich, ob ihm das Schicksal böse gesonnen war.

Natürlich nicht!

Trotzdem wurde er das ungute Gefühl nicht los, dass etwas oder *jemand* ihn beobachtete. Wie eine todbringende Schlange, die sich nahezu unsichtbar um einen Ast gewunden hatte, lauernd, bereit, zuzuschlagen. Seine Haut

kribbelte, und er stieß langsam die Luft aus. Das war verrückt; er durfte nicht zulassen, dass seine Ängste die Oberhand gewannen.

Er war der Macher. Und keine der »Unwissenden« würde ihn überlisten.

Sein Blick fiel auf seine Gravity-Boots, und er überlegte, seinen Frust einfach auszuschwitzen, doch es gab zu viel, worüber er nachdenken musste, zu viel zu planen. Also schnitt er eine Grimasse, setzte den Kopfhörer wieder auf und lauschte, mit dem alleinigen Ziel, seinen Fehler von damals im Parkhaus wiedergutzumachen.

Trace stellte das Radio in der Küche und den Fernseher im Wohnzimmer an, damit Kacey und er sich unterhalten konnten. Zum lauten Klang von Weihnachtsliedern, vermischt mit den Nachrichten, zeigte er ihr die winzigen Mikrophone, die er entdeckt hatte; dann ließ er sich von ihr Bad und Schlafzimmer zeigen und

wurde ebenfalls fündig. Kacey wich sämtliche Farbe aus dem Gesicht.

»Wer?«, flüsterte sie. Und vor allem: »Warum?«

»Jemand, der wissen möchte, was du so treibst.«

»Ich sollte die Polizei rufen.«

Er nickte.

Sie fing an zu zittern. »Er ist in meinem Haus gewesen!«

Er zog sie an sich und sagte ihr leise ins Ohr: »Hast du eine Ahnung, wer dahinterstecken könnte?«

»Nein … ganz und gar nicht. Normalerweise ist hier keiner außer mir, und seit Bonzi eingezogen ist, habe ich mit niemandem mehr gesprochen, außer am Telefon, aber das waren sehr einseitige Telefonate.«

»Was ist mit verärgerten Liebhabern oder deinem Ex-Mann?«

»Nein, nicht JC. Er ist längst über mich hinweg, außerdem würde er sich nie zu so etwas herablassen. Unsere Scheidung liegt schon einige Zeit zurück. Und seit meinem ersten College-Jahr hat es auch keinen Ex-Freund mehr gegeben.«

»Ein unglücklicher Kollege oder ein Patient, dem die ärztliche Behandlung nicht gefallen hat, vielleicht auch eine Freundin, die sich von dir schlecht behandelt fühlt?«

»Ich habe keine Feinde!«

»Womöglich machst du jemanden nervös.«

»Ich habe bloß diese Informationen, unternommen habe ich noch nichts.« Sie schüttelte den Kopf, doch die Bilder ihrer Doppelgängerinnen kamen ihr in den Sinn. »Das muss etwas mit diesen Frauen zu tun haben«, sagte sie schließlich, befreite sich aus seiner Umarmung und sank auf die Couch.

»Hat schon mal jemand versucht, dir Schaden zuzufügen?«

Vor ihrem inneren Auge blitzte das Bild des Angreifers auf: ein Mann in Schwarz, eine Skimaske über dem Kopf, der sich aus dem dunklen Treppenhaus des Parkhauses auf sie stürzte. Genau wie damals wurde sie auch jetzt von Entsetzen gepackt.

»Kacey?«, drängte Trace.

Sie stieß die Luft aus, die sie unbewusst angehalten hatte. Trace, der spürte, dass sie ihm etwas erzählen wollte, streckte ihr die Hand entgegen, zog sie hoch und ging mit ihr hinaus auf die vordere Veranda.

»Ja, da hat es mal einen Vorfall gegeben. Doch das liegt schon ungefähr sieben Jahre zurück. Damals habe ich noch in Seattle gelebt und bin auf die medizinische Hochschule gegangen«, flüsterte sie und schauderte, als sie an den Tag zurückdachte. Sie war erkältet und zum Umfallen müde gewesen. Es war schon später Abend – sie hatte Stunden in der

Bibliothek verbracht, am Computer, weil ihrer von irgendeinem Virus befallen war.

Sie war erst aufgebrochen, als die Bibliothek schloss, war zu dem Parkhaus hinübergegangen, wo sie ihr Auto abgestellt hatte, und hatte den Aufzug zur sechsten Ebene genommen.

Er hatte beim Treppenhaus gelauert, in der Dunkelheit, wo sie ihn nicht hatte sehen können; außerdem war sie viel zu beschäftigt mit ihren Schlüsseln gewesen und hatte an nichts anderes denken können als daran, endlich im Bett zu liegen, eine heiße Zitrone mit einem Teelöffel Kleehonig auf dem Nachttisch – das Allheilmittel ihrer Großmutter Ada.

Als sie zu ihrem Wagen hinüberging, fiel ihr auf, wie düster es auf der Parkebene war. Dann bemerkte sie, dass zwei Glühbirnen zerschmettert waren, die Scherben lagen auf dem Betonboden verstreut.

Alles, was ihr in jenem Moment Sorge bereitete, war der Gedanke, dass Glassplitter in ihre Reifen eindringen könnten.

Und dann vernahm sie ein Geräusch – ein leises Husten? Oder das Scharren einer Schuhsohle? Sie fuhr herum. Aus dem Augenwinkel sah sie einen Mann aus dem dunklen Treppenhaus auf sie zustürzen, ganz in Schwarz gekleidet, mit einem enganliegenden Ganzkörperanzug und einer Skimaske über dem Kopf. Er riss eine behandschuhte Hand hoch.

Eine Messerklinge blitzte auf.

Sie schrie, schlug mit ihrer Handtasche nach ihm und versuchte zu fliehen. Zu spät. Er prallte gegen sie. *Wumm.* Sie schlug mit der Stirn auf den Betonboden. Blut strömte ihr übers Gesicht, während sie erbittert mit ihm rang. Adrenalin schoss durch ihren Körper; sie kämpfte mit aller Kraft, schrie, fluchte, packte sein Handgelenk und drückte die Klinge von ihrer Kehle weg.

»Miststück!«, knurrte er, dann ertönte ein anderes Geräusch: Ein, zwei Ebenen über ihnen wurde ein Motor angelassen.

Für den Bruchteil einer Sekunde war er abgelenkt, blickte zur Seite; sie wand sich unter ihm, drehte sein Handgelenk mit dem Messer nach oben, und als er den Kopf wieder zu ihr drehte, fuhr die Klinge neben seinem Auge in die Skimaske und schlitzte sie auf, an seiner Schläfe bildete sich eine feine rote Linie.

»Hilfe! Hilfe!«, schrie sie, als sie hörte, wie der Wagen nach unten kam.

Er hörte es ebenfalls. Wild fluchend stieß er sie von sich, sprang auf und rannte davon, gerade als das Auto, ein weißer Volkswagen, um die Ecke bog und direkt auf sie zukam.

Die Fahrerin, eine Frau in ihrem Alter, trat auf die Bremse, dann rief sie durch das offene Fenster: »Ist alles in Ordnung mit Ihnen? Was ist passiert?« Sie zuckte zurück, als sie Kaceys

blutüberströmtes Gesicht sah, und wählte bereits den Notruf.

Als Kacey den Überfall in ihrer Vorstellung jetzt noch einmal durchlebte, verspürte sie wieder die eisige Furcht, die sie in Schweiß ausbrechen ließ.

Sie erzählte Trace, was passiert war, wie sie gerade eben mit dem Leben davongekommen war. Sie hatte sich für ein zufälliges Opfer gehalten, war davon ausgegangen, dass ein Irrer im Parkhaus auf den geeigneten Moment gelauert hatte. Er hatte keine Anstalten gemacht, sie auszurauben, hatte ihre Handtasche liegen gelassen. Hatte er sie vergewaltigen wollen? Möglich. Aber sie hatte seine Augen hinter den Schlitzen seiner Skimaske gesehen: stahlblau, die Pupillen erweitert, der Blick kalt und tödlich. Vielleicht hatte er sie zunächst entführen und sie dann vergewaltigen oder foltern wollen, das konnte sie nicht sagen,

doch sie war sich sicher, dass er sie hatte töten wollen.

»Die Polizei hat ihn nie gefunden?«, fragte Trace sachlich.

»Nein. Ich weiß, dass ich ihn mit dem Messer verletzt habe, aber sie haben keine Blutspuren außer meinen eigenen gefunden. Und deshalb ist er noch immer irgendwo da draußen.«

»Und installiert eine Abhöranlage bei dir?«

»Warum?«, flüsterte sie laut.

Trace antwortete nicht.

»Shelly Bonaventures Tod war sorgfältig geplant«, überlegte sie, »es sollte so aussehen wie ein Selbstmord. Jocelyn Wallis ist in die Klamm gestürzt, Elle Alexanders Minivan in den Fluss … Solche Aktionen, sollte jemand nachgeholfen haben, brauchen Zeit und Planung.«

»Vorausgesetzt, es hat tatsächlich jemand nachgeholfen«, gab er zu bedenken, aber Kacey ließ sich nicht beirren.

»Als ich gegen den Psychopathen in der Parkgarage gekämpft habe, dachte ich, der Typ wäre einfach nur ein Irrer, komplett neben der Spur. Nicht die Sorte, die den Tod eines anderen bis ins Detail hinein plant.«

»Hast du eine Alarmanlage hier?«

»Keine Alarmanlage, außer Bonzi.«

»Waffen?«

»Die Schrotflinte von meinem Großvater.«

»Möchtest du zur Polizei gehen?«

»Nein«, antwortete sie wie aus der Pistole geschossen. »Noch nicht.«

»Dann bleibe ich bis morgen früh hier. Du nimmst den Hund mit nach oben, und ich kampiere mit der Schrotflinte auf dem Sofa.« Er öffnete die Haustür, und sie gingen wieder hinein. Kacey war froh, draußen war es bitterkalt gewesen.

Sie war sich nicht sicher, was sie davon halten sollte, dass er die Nacht bei ihr verbrachte. Was wusste sie schon von Trace O'Halleran? Er schien ein netter Kerl, ein guter Vater zu sein, aber reichte das, um ihm eine Waffe in die Hand zu drücken und sich dann ein Stockwerk höher schlafen zu legen? Nicht nach dem, was passiert war.

»Wie wär's, wenn du den Hund nimmst und ich die Schrotflinte?«, flüsterte sie.

Er verzog die Mundwinkel zu einem schiefen Grinsen. »Clever«, sagte er und griff nach der Decke, die zusammengefaltet am Sofaende lag. »Ich mache dir einen Vorschlag: Du nimmst beides.«

Der Schnee rieselte in großen, feuchten Flocken vom Himmel und sammelte sich am Rand des nachtdunklen Flusses. Zitternd stand Kacey am eisigen Ufer. Der Wind blies durch die tiefe Schlucht und bauschte ihr Nachthemd. Barfuß,

bibbernd vor Kälte, starrte sie auf das tosende Wasser.

»Kacey!«, hörte sie ihren Namen über den heulenden Sturm hinweg und sah Grace Perchant mit ihrem Wolfshund Bane. »Böse«, sagte sie, ihre Stimme ein Flüstern, das den klagenden Wind übertönte. »Böse.«

»Wer?«, wollte Kacey fragen, aber ihre Stimme versagte. Der dicht fallende Schnee umhüllte Grace und ihren Hund wie ein Leichentuch, bis sie dahinter verschwunden waren.

Furcht ergriff sie, und als sie wieder aufs Wasser blickte, sah sie Gesichter unter der Oberfläche. Bleich und verzerrt starrten sie zu ihr hinauf, in ihren Augen spiegelte sich nacktes Entsetzen. Shelly Bonaventure, das Make-up verschmiert; Jocelyn Wallis, weinend; Elle Alexander, die Augen vorwurfsvoll aufgerissen; und dann trieb ihr eigenes Gesicht hinauf an die Wasseroberfläche, körperlos, die

Züge verschwommen, aber unverkennbar ihre. Auch Leanna O'Halleran war da, zusammen mit Trace. Den Mund zu einem boshaften Grinsen verzogen, trieb er zwischen Jocelyn und Leanna, bis Jocelyns nackter Körper an ihm vorbeigespült wurde, die Brüste schlaff, die dunklen Brustwarzen eingefallen, eine grobe y-förmige Autopsienarbe am Oberkörper.

Kacey versuchte zu schreien, doch kein Laut drang aus ihrer Kehle. Sie konnte auch nicht weglaufen: Wie angewurzelt stand sie am Ufer, während sich der unaufhörlich vom Himmel rieselnde Schnee erst rosa, dann rot verfärbte und schließlich in dicke Blutstropfen verwandelte.

Allmächtiger!

Ein Hund knurrte und bellte, und ihr Blick schweifte wieder über den Fluss, wo sie Grace entdeckte, die jetzt nicht mehr war als ein Skelett; ihr bleiches Haar flatterte im Wind, ihre Kiefer öffneten sich und enthüllten ein

schwarzes Loch, als sie flüsterte: »Halt dich von ihm fern … Er ist böse.« Das ausgemergelte Untier neben ihr knurrte aus tiefer Kehle, während der blutige Schnee das bedeckte, was von seinem Fell noch übrig geblieben war.

»Wer?«, rief sie wieder, als erneut ein Hund bellte und sie zusammenfahren ließ. Ein tiefes, unwirsches Knurren …

Kacey fuhr in ihrem Bett hoch.

Das Schlafzimmer war dunkel, ihre Decke zerwühlt. Bonzi stand am Fenster und blickte hinaus in den Garten. Die Nackenhaare gesträubt, den Schwanz reglos, drückte er seine Nase gegen die Scheibe, auf der sich kreisrunde Beschlagflecken bildeten.

Fast wäre ihr das Herz stehengeblieben. »Bonzi …?«, fragte sie leise und kletterte aus dem Bett. Sie stellte sich neben ihn ans Fenster, hinter die Vorhänge. Neben ihr an der Wand lehnte die geladene Schrotflinte. Sie

konnte draußen nichts Außergewöhnliches erkennen. Der Garten und die umstehenden Büsche und Sträucher waren schneebedeckt und zitterten im Wind, der auch die Dachsparren des alten Farmhauses ächzen ließ.

Es war fast Morgen, die Nebengebäude hoben sich dunkel von der weißen Schneedecke ab, erleuchtet von den neuen Außenlampen an der Garage.

War etwas oder jemand dort draußen? Gleich hinter der Ecke des alten Schuppens? Oder weiter weg, zwischen der dunklen Reihe junger Kiefern vor den Feldern, die ihr Großvater früher einmal bestellt hatte? Es schneite leicht; große, weiche Flocken.

Da ist nichts. Vielleicht eine streunende Katze oder ein Hase.

Doch ihr Herz raste, ihre Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Die Szenen aus ihrem Traum traten ihr wieder vor Augen, die verstörenden Bilder von toten Frauen und

blutigem Schnee und von Grace Perchants ominöser Warnung.

Böse …

Sie sah ihr bleiches Spiegelbild in der Fensterscheibe, ein aschfahles Antlitz, das sie an die Frauen aus ihrem Traum erinnerte. Konnte das sein? Konnte es denn sein, dass Gerald Johnson all die Frauen gezeugt hatte, die jetzt nach und nach ermordet wurden?

Von unten drang ein Geräusch zu ihr hoch. Sie erstarrte, dann wurde ihr klar, dass es von Trace kommen musste.

»Kacey?«, rief er im selben Moment leise die Treppe hinauf, dann waren Schritte von nackten Füßen auf den Stufen zu hören. »Ich dachte, ich hätte etwas gehört –« Er tauchte im Türrahmen auf, seine nackten Schultern, vom Flurlicht beschienen, stießen fast an die Pfosten, seine abgewetzte Jeans saß tief auf seinen Hüften. »– den Hund.« Er blickte sich im

dunklen Zimmer um und fragte: »Stimmt was nicht?«

»Nein.« Sie verdrängte die Fratze aus ihrem Traum und erklärte: »Bonzi hat mich geweckt.«

Als er seinen Namen hörte, drehte der Hund sich um, tappte ums Bett herum zu Trace und wartete darauf, dass dieser ihm die Ohren kraulte. Der vermeintliche Feind war vergessen.

Trace sah Kacey durchdringend an. »Ich werde mich draußen mal umsehen.«

»Nein … es war vermutlich nur irgendein Tier. Ein Eichhörnchen oder ein Reh, was auch immer. Hier ist ja noch alles neu für ihn.« Sie verließ ihren Posten am Fenster und tätschelte dem Hund den breiten Kopf. »Wahrscheinlich meine Nerven. Ich hatte einen grauenvollen Alptraum.«

»Geht es wieder?«, fragte er und legte seine große Hand auf ihre Schulter. Warm und fest. Am liebsten hätte sie sich an ihn gelehnt, aber

sie hielt sich zurück. Jetzt war definitiv nicht der richtige Zeitpunkt, sich gehenzulassen.

»So einigermaßen«, sagte sie daher, schlüpfte in ihre Pantoffeln und nahm den Bademantel von seinem Haken an der Rückseite der Tür. Ein Gedanke nagte in ihrem Unterbewusstsein und drängte darauf, an die Oberfläche zu kommen, irgendetwas mit den Frauen aus ihrem Traum, wie sie miteinander verbunden waren, aber sie bekam ihn einfach nicht richtig zu fassen. »Ich mache uns Kaffee«, sagte sie, drückte sich an ihm vorbei und eilte die Treppe hinunter. Der Hund trottete ihr hinterher, Trace folgte als Letzter.

Alles wirkte absolut normal.

Abgesehen von der Gefahr, eingebildet oder real, die direkt vor ihrer Haustür lauerte. Und den versteckten Mikrophonen. Und vielleicht auch von dem Mann, der bei ihr war, dem Mann, der mit einer Frau verheiratet gewesen war, die ihre Zwillingsschwester hätte sein

können und die jetzt verschwunden war. Dem Mann, der mit Jocelyn zusammen gewesen war, einer weiteren Zwillingsschwester, der jetzt tot war. Ermordet.

Ihre Träumereien von dem sexy Rancher mussten ein Ende haben, beschloss sie, als sie das Licht im Erdgeschoss anknipste.

Mit einem Finger angelte sich Trace sein T-Shirt von der Rückenlehne des Schaukelstuhls. Obwohl sie sich ermahnt hatte, ihm bloß nicht zu nahe zu kommen, betrachtete Kacey verstohlen die Muskeln auf seiner Brust und seinem Waschbrettbauch.

Ihre Kehle wurde trocken, sie wandte sich schnell ab und ging in die Küche.

Gerade als sie dabei war, Kaffee zu machen, marschierte er in Jeans, Pulli, Jacke und Stiefeln über den alten Linoleumboden zur Hintertür. »Ich lasse den Hund raus und sehe mich mal um«, sagte er und pfiff nach Bonzi, der bereitwillig mitkam. »Wenn ich mir sicher bin,

dass alles in Ordnung ist, mache ich mich auf den Weg.«

»Okay. Ich fahre dann später ins Krankenhaus.« Sie deutete auf die Uhr. Es war noch nicht mal sechs.

»Und die Behörden?«, fragte er kaum hörbar.

Sie nickte. Sie würde sich auf jeden Fall an die Polizei wenden, doch sie konnte noch nicht genau sagen, wann.

Während er draußen war und der Kaffee durchlief, sprang sie unter die Dusche. Binnen fünf Minuten war sie fertig abgetrocknet und halb angezogen. Ihr Haar steckte sie am Hinterkopf zu einem schnellen Knoten fest. Heute trug sie nur einen Hauch Lippenstift und etwas Wimperntusche auf, dann zog sie Hose und Pullover über und ging zurück in die Küche. Trace klopfte sich auf der Veranda gerade den Schnee von den Stiefeln. Er öffnete die Hintertür, und Bonzi, erfrischt vom Rennen im tiefen

Schnee und offensichtlich erleichtert, kam hereingesprungen.

»Ein schöner Morgen«, sagte Trace, als er über die Türschwelle trat und den Kopf schüttelte, um ihr zu verstehen zu geben, dass er draußen nichts Außergewöhnliches bemerkt hatte. Sie goss zwei Tassen ein und reichte ihm eine. Einen Augenblick standen sie schweigend da und nippten an dem heißen Kaffee; beide dachten sie an die versteckten Mikrophone.

Als Trace den letzten Schluck getrunken hatte, stellte er seine Tasse ins Spülbecken. Kacey folgte seinem Beispiel.

»Fährst du jetzt?«, fragte er.

»Ja.« Sie schnappte sich ihre Schlüssel. Auch wenn sie dem Rancher nicht restlos vertraute, so gefiel ihr der Gedanke gar nicht, ganz allein in ihrem Haus zu sein, Bonzi hin oder her.

Kapitel 26

Der Schnee schmolz auf seiner Kleidung. Wasser tropfte auf den Fußboden. Er hatte sich die letzten Stunden damit um die Ohren geschlagen, die Rückseite von Acacias Haus mit seinem Nachtsichtgerät zu beobachten, und war gerade erst auf seinen Lauschposten zurückgekehrt. O'Halleran hatte die Nacht bei ihr verbracht! Er hatte das Gebäude umkreist und dessen Pick-up davor parken gesehen. Es schneite heftig; seine Spuren wurden wieder zugedeckt, kaum dass sie entstanden waren. Lautlos und kalt rieselten die dicken Flocken vom Himmel; doch in ihm machte sich glühender Zorn breit, wenn er an all die Dinge dachte, die sie herausgefunden und O'Halleran anvertraut hatte.

In Acacias Zimmer war irgendwann Licht angegangen, daraufhin hatte er sich schnell noch tiefer im Gebüsch verborgen und war anschließend zu seinem Wagen zurückgeeilt. Es war mit dem Auto nicht weit bis zu seinem Versteck, und er war hineingehastet, begierig darauf, Acacia zu belauschen, doch er hatte nicht mehr erfahren als schon am Abend.

Das Blut rauschte heiß durch seine Adern. Er wollte Acacia sterben sehen. Bald. *Jetzt.*

Aufgewühlt riss er sich den Kopfhörer ab und schleuderte ihn zu Boden. Wenn er nur mehr hätte verstehen können! Der erste Teil der Unterhaltung war deutlich gewesen, doch dann hatten die zwei den Fernseher und das Radio lauter gedreht.

Hatten sie etwas bemerkt? Hatten sie die winzigen Mikrophone entdeckt? Wussten, dass er sie belauschte?

Das konnte doch nicht sein!

Und warum blieb O’Halleran über Nacht? Ausgerechnet O’Halleran! Leannas Ex. Wie hatte es dazu kommen können? Sie würden zusammen sterben müssen. Irgendwie würde er schon einen Weg finden.

Leanna … Er biss die Zähne zusammen. Acacia war auf viele der Frauen gestoßen. Zu viele!

Und O’Halleran hatte ihr von Leanna erzählt.

Leanna … die ihren Sohn bei ihrem Ex gelassen hatte …

Ihren Sohn …

Er dachte einen Augenblick darüber nach und beruhigte sich etwas.

O’Halleran befürchtete, dass die Polizei ihn für verdächtig halten würde. Er stand mit Leanna und Acacia in Verbindung, und so, wie es klang, hatte er ein Verhältnis mit Jocelyn Wallis gehabt.

Der Rancher hatte recht: Natürlich würde man ihn verdächtigen! Perfekt. Mit ein

bisschen Hilfe von außen könnte man ihm das Ganze tatsächlich in die Schuhe schieben.

Man musste die Dinge nur auf die richtige Art und Weise vorantreiben.

Pescoli bog auf den Parkplatz des Departments, wobei sie auf dem vereisten Schnee leicht ins Schlittern geriet und unverhältnismäßig heftig fluchte. Die Worte hallten in ihren Ohren wider, und sie gab sich alle Mühe, nicht total genervt zu sein – von sich selbst und von der Welt im Allgemeinen.

Bianca hatte Mononukleose. Pfeiffersches Drüsenfieber, auch »Kusskrankheit« genannt, weil sich das Virus hauptsächlich über den Mund übertrug. Pescoli hatte gehofft, dass auch Biancas Freund davon betroffen wäre, aber nein, so viel Glück hatte sie nicht. Chris war kerngesund und klebte an ihrer Tochter wie eine Klette. Bislang hatte der Bursche das Haus der Pescolis gemieden, wenn Regan da

war, doch plötzlich schien er es als seine Lebensaufgabe zu betrachten, sich um Bianca zu kümmern.

Als er gestern gegen Mittag aufgetaucht war, hatte sie ihn zur Schule zurückgeschickt, doch am Abend war er wieder da gewesen und hatte sich bei ihnen aufgehalten, während Bianca fast die ganze Zeit über auf dem Sofa geschlafen hatte.

Doch es war noch schlimmer gekommen: Michelle, Luckys Tussi-Ehefrau, hatte verkündet, Bianca sei während der Feiertage so gar nicht sie selbst gewesen, und gefragt, ob Pescoli nicht mit ihr zum Arzt gehen wolle. Was tat es schon zur Sache, dass Pescoli bereits alles versucht hatte, ihre Tochter genau dazu zu bewegen? Doch Bianca hatte sich bisher strikt geweigert, zu Dr. Lundell, ihrem Kinderarzt, zu gehen.

»Ich bin zu alt dazu!«, hatte sie ihre Mutter angeschrien. »Es geht mir gut, lass mich einfach in Ruhe!«

Na schön, vielleicht hätte sie darauf bestehen sollen, aber sie hatte insgeheim vermutet, Bianca würde ihre Krankheit nur vortäuschen, um mit Chris abhängen zu können. Und weil bei der Arbeit ebenfalls alles drunter und drüber ging, hatte sie die Sache schleifen lassen. Das war keine Entschuldigung, weshalb sie nun von höllischen Schuldgefühlen geplagt wurde, aber es war die Wahrheit. Das Gute war: Ihre Tochter nahm zumindest keine Drogen oder litt an irgendeiner ernsten Krankheit.

Trotzdem lag sie jetzt krank zu Hause; Jeremy war ebenfalls da, mit allem Möglichen, nur nicht mit etwas Konstruktivem beschäftigt; und bei der ersten sich bietenden Gelegenheit stünde Chris wieder vor der Tür.

Sie müsste eigentlich auch da sein.

Pescoli schob den Jackenärmel hoch und blickte auf die Uhr. Sieben in der Früh. Vielleicht könnte sie ein paar Stunden arbeiten, bevor sich zu Hause etwas regte. Sie hatte vor, so lange wie möglich zu bleiben, um dann schnell heimzufahren und nachzusehen, wie die Dinge standen. Ihr kam die Galle hoch, wenn sie daran dachte, dass ausgerechnet Michelle sie dazu gebracht hatte, sich Bianca gegenüber schlussendlich durchzusetzen. Und das, nachdem diese in Klamotten nach Hause gekommen war, die in Pescolis Augen selbst einer Nutte zu vulgär gewesen wären – Klamotten, die Michelle mit ihr bei ihrem gemeinsamen Shopping-Bummel in der Mall ausgesucht hatte. Guter Gott.

Und dann erst Jeremy mit seinen Videospielen, der keinen blassen Schimmer hatte, was er sonst mit sich anfangen sollte …

Sie stieg aus und trat in den unablässig vom Himmel rieselnden Schnee. Sie senkte den

Kopf, um sich vor den großen Flocken zu schützen, und rannte die Stufen zum Department hinauf, die Zähne zusammengebissen, die Gedanken bei ihrem Sohn. Was zum Teufel dachte er sich bloß dabei? Sie würde nicht zulassen, dass er zu Hause herumhing und gar nichts machte. Selbst Lucky würde das nicht durchgehen lassen. Wenn Jeremy nicht bald seinen Hintern hochkriegte, würde Pescoli ausrasten und die verdammten Computerspiele, an denen sein ganzes Herz hing, einer Wohltätigkeitseinrichtung spenden. Sie war sich absolut sicher, dass irgendein bedürftiges Kind ausflippen würde vor Freude über *Kill 'Em Dead* oder *Annihilation* oder *The End of the World* oder wie immer dieser mörderische Schund heißen mochte. Das perfekte Weihnachtsgeschenk.

Der Gedanke an Jeremy brachte sie auf Heidi Brewster, und diese erinnerte sie wiederum an den stellvertretenden Sheriff und die Tatsache,

dass sie beim Wichteln ausgerechnet seinen Namen gezogen hatte.

Sie klopfte sich den Schnee von den Stiefeln und ging den noch immer halb dunklen Gang entlang zu ihrem Schreibtisch. Alvarez saß bereits an ihrem Arbeitsplatz, das dunkle, glatte Haar straff zurückgebunden. Ihre Schreibtischlampe warf einen kleinen Lichtkegel auf die Papiere vor ihr.

Pescoli blieb stehen, drückte auf einen Lichtschalter und tauchte das Großraumbüro in hartes, grelles Neonlicht.

Alvarez blickte auf. »Bist du aber mies drauf.«

»Woher willst du das denn wissen?«

Ihre Partnerin warf ihr einen vielsagenden Blick zu, und sie stellte fest, dass sie breitbeinig, die Arme verschränkt, dastand und aggressiv in die Gegend starrte.

»Wie geht’s Bianca?«, erkundigte sich Alvarez.

»Sie schläft. Hoffentlich allein, obwohl Chris ihr nicht von der Seite weicht. Er hält sich offenbar für einen Engel der Barmherzigkeit.«

»Ihr Freund?«

Pescoli schnaubte und erzählte ihrer Partnerin, dass dieser Freund mittlerweile rund um die Uhr in ihrem Haus anzutreffen war. »Urplötzlich führt er sich auf wie ein besorgter Vater und wirft sämtliche Regeln über den Haufen. Und dann erst Jeremy … wenn er seine Zeit nicht mit Computerspielen totschlägt, in denen er Legionen futuristischer Zombieroboter vernichten muss, schaut er sich erotische Bilder von Heidi Brewster auf seinem Handy an. Das war eine Überraschung, als er das Ding letztes Mal liegen lassen hat. Fotos waren darauf, und jeder, der das Ding zufällig in die Hand nahm, konnte sie sehen. Wenn ein Bild mehr sagt als tausend Worte, dann sprechen diese Fotos Bände. Manche sind … nun, ich bin schlichtweg sprachlos.«

Alvarez’ dunkle Augen weiteten sich und warfen Pescoli warnende Blicke zu.

»Brewster?«, fragte Pescoli, die schon vermutete, dass dieser direkt hinter ihr stand.

»Sie sind also schlichtweg sprachlos«, sagte er mit mühsam beherrschter Stimme.

Langsam drehte Regan sich um und betrachtete den stellvertretenden Sheriff voller Unbehagen. Ein Teil ihres Ärgers verflog, als sie in sein versteinertes Gesicht blickte. Auch wenn er es sich nicht anmerken ließ, war ihr klar, dass auch er kaum an sich halten konnte. »Sie ist voll bekleidet«, teilte sie ihm mit und hob abwehrend die Hände.

»Aha. Aber?«, fragte er herausfordernd.

»Nichts aber. Nur ein Zungenkuss mit meinem Sohn«, erwiderte Pescoli, »dem ich dafür kräftig die Meinung geigen werde. Mehr habe ich dazu nicht zu sagen.«

Brewster öffnete den Mund und schloss ihn wieder, mehrere Male, wie ein Fisch auf dem

Trockenen, dann wandte er sich ab und stapfte von dannen.

Als er weg war, fragte Alvarez: »Es hat dir die Sprache verschlagen, weil du Jeremy und Bianca bei einem Zungenkuss erwischt hast?«

»Auf einem Foto war sie zu sehen, wie sie sich nach vorne beugt, direkt in die Kamera blickt und wie verrückt an einem Lutscher saugt. Du weißt schon, was ich meine. Auf anderen nimmt sie ganz ähnliche Posen ein.«

»Vielleicht kannst du eins ausdrucken und einrahmen. Das wäre doch ein tolles Wichtelgeschenk für Brewster!«, schlug Alvarez vor.

»Das ist die Idee! So, und was hat dich die ganze Nacht über hier beschäftigt?«

»Ich habe über den Fall nachgedacht.«

»Aha.«

»Wir haben O'Halleran nicht genügend in die Mangel genommen. Vielleicht hat er uns nicht die ganze Wahrheit gesagt, als er behauptete,

Jocelyn und er wären nicht wirklich zusammen gewesen.«

Auch Pescoli hatte diese Möglichkeit bereits erwogen. »Der Kerl arbeitet ziemlich viel allein, muss nirgendwo einstempeln.«

»Nicht nur, dass er mit einem der Opfer ein Verhältnis hatte, auch seine verschollene Frau ähnelt den Verstorbenen.«

»Dann willst du ihn herbestellen?«, fragte Pescoli. »Okay, ich denke, es ist definitiv Zeit für eine weitere Befragung.«

Pescoli blickte wieder auf die Uhr. »Es ist noch keine halb acht. Seit wann bist du da?«

»Seit zwei Stunden. Ist das Joelle …?«

Aus dem Empfang hörten sie eine Frauenstimme, eindeutig die der Empfangssekretärin, singen: »Hier kommt Susi Schneeflocke, in einem schneeweißen Kleid. *Tapp, tapp, tapp,* klopft sie an dein Fenster, ihr Weg war sehr weit.«

»Hat sie sich das ausgedacht, oder ist das wirklich ein Weihnachtslied?«, fragte Pescoli.

»Ich glaube, es ist ein Weihnachtslied.« Alvarez griff nach ihrem Telefon, doch gerade als sie die Hand darauflegte, begann es zu klingeln. Sie warf Pescoli einen Blick zu, dann drückte sie auf die Lautsprechertaste und meldete sich. »Alvarez?«

»Detective Alvarez«, sagte eine Frauenstimme. »Hier spricht Dr. Kacey Lambert.«

Alvarez blickte Pescoli fragend an, doch diese schüttelte den Kopf. »Ja, bitte?«

»In meinem Haus sind Mikrophone angebracht, eine Abhöranlage. Ich weiß nicht genau, warum, aber ich denke, es hat etwas mit diesen … Unfällen zu tun, die sich in letzter Zeit ereignet haben.«

»Mikrophone?«, wiederholte Alvarez ungläubig.

»Ganz kleine, versteckte.«

»Jemand hat Sie verwanzt?«

»Sieht ganz danach aus.«

»Und Sie haben keine Ahnung, wer?«

»Nein …« Ihre Stimme wurde unsicher. Pescoli war sich sicher, dass sie ihren Anruf bereits bereute.

»Können Sie ins Department kommen?«, fragte Alvarez. »Ich würde Ihnen gern weitere Fragen stellen.«

»Vielleicht später. Ich bin in St. Bart und kümmere mich um einen Patienten, anschließend muss ich rüber in die Poliklinik, dann rufe ich noch mal an. Ich wollte nur, dass Sie informiert sind.«

Sie legte auf, und Pescoli wiederholte: »Mikrophone?«

»Sie klang ziemlich aufgewühlt.« Alvarez verstummte, dann deutete sie auf den Monitor, auf dem Fotos der Opfer erschienen, daneben eins von Dr. Acacia Lambert. »Sie sieht ihnen ähnlich.«

»Nicht mehr als jede andere«, knurrte Pescoli.

»Doch«, widersprach Alvarez entschieden. »Da muss es eine Verbindung geben.«

Joelles Stimme schallte zu ihnen herüber: »Willst du einen Schneemann bauen, dann helf ich dir, mein Kind. Willst du Schlitten fahren, so komm nur her zu mir geschwind!«

Pescoli schlug sich stöhnend die Hände vors Gesicht.

»Seht euch bloß den Schnee an!«, rief Joelle begeistert zu ihnen ins Büro hinein.

Pescoli und Alvarez blickten aus dem Fenster. Unaufhörlich fielen dicke Flocken vom Himmel. Entschlossen nahm Alvarez den Hörer und wählte die Nummer von Trace O'Hallerans Handy.

Kacey verstaute ihr Mobiltelefon in der Handtasche. Jetzt, da sie den Ball ins Rollen gebracht hatte, fühlte sie sich verunsichert,

wusste nicht, ob sie das Richtige getan hatte. Sie hatte auf keinen Fall vor, der Polizei alles zu erzählen, wollte nicht, dass sie ihr bei ihren eigenen Nachforschungen in die Quere kam.

Aber die Mikrophone … Die sollten so bald wie möglich aus ihrem Haus verschwinden, und sie zu entfernen war Aufgabe der Beamten.

Ein Schauder lief ihr den Rücken hinunter. Schnell machte sie sich auf den Weg zu Elis Zimmer, steckte den Kopf hinein und stellte fest, dass er tief schlief. Leise trat sie ein, nahm seine Patientenkarte aus der Halterung am Fußende seines Bettes und sah einen Moment zu, wie er gleichmäßig ein- und ausatmete. Dann schlich sie auf Zehenspitzen hinaus und machte sich auf die Suche nach der zuständigen Krankenschwester. »Eli O'Hallerans Temperatur ist gesunken, und er atmet leichter.«

Die Krankenschwester nickte. »Es geht ihm viel besser«, bestätigte sie.

Kacey war erleichtert. »Gut. Sein Vater wird bald hier sein, dann können wir ihn entlassen.«

»Diese Grippe wird immer schlimmer. Wir haben einige Fälle hier, die nicht so glimpflich verlaufen sind.«

Kacey überlegte, ob sie bleiben und auf Trace warten sollte, doch da Eli auf dem Weg der Besserung war und sie sich keine Sorgen um ihn machen musste, beschloss sie, zur Poliklinik hinüberzugehen. In ihrem Kopf formte sich ein Plan, und sie hatte vor, heute früher Feierabend zu machen, damit sie diesen in die Tat umsetzen konnte. Alles hing von ihren Nachmittagsterminen ab, doch ihres Wissens waren das heute nicht viele. Sie hoffte, dass sich das nicht geändert hatte.

Sie rief Trace auf seinem Handy an und wurde direkt an die Mailbox weitergeleitet; vermutlich war er noch mit der Arbeit auf der Ranch beschäftigt. Rasch setzte sie ihn über Elis Zustand in Kenntnis und teilte ihm dann mit,

dass sie die Polizei angerufen und den beiden Detectives von den Mikrophonen erzählt hatte.

Als sie in die Poliklinik kam, stand Heather am Empfang und strich sich den Schnee von den Schultern.

»Das schneit ja wie die Hölle!«, sagte sie und zog ihre Nase kraus.

»Ich würde heute gern etwas früher gehen«, sagte Kacey. »Könntest du mal meinen Terminplan für den Nachmittag checken? Ich glaube, es stehen nicht viele Patienten drin, und vielleicht kann ich ein paar Termine verlegen.«

»Wegen des Schnees?«, fragte Heather und setzte sich an ihren Computer. »Es soll noch vor dem Nachmittag aufhören.«

»Nein, nein, ich muss noch ein paar private Dinge erledigen.«

»Dann wollen wir mal sehen … Herbert Long mit Verdacht auf Nebenhöhlenvereiterung steht bei dir drin. Seine Frau sagte, er würde früher Schluss machen, um noch

vorbeizukommen, so gegen vier. Er wolle sich eigentlich gar nicht behandeln lassen, aber sie habe ihn dazu gedrängt.«

Kacey seufzte innerlich. »Vielleicht kann Martin ihn übernehmen.«

»Das ist durchaus möglich. Was anderes steht nicht an.«

»Gib mir Bescheid, ob Martin einspringen kann.«

Kacey ging in ihr Büro. Sie wollte Gerald Johnson so bald wie möglich persönlich gegenübertreten, was bedeutete, dass sie nach Missoula fahren müsste. Bei gutem Wetter war das keine große Sache, aber unter diesen Bedingungen …

Ihre Gedanken sprangen zu dem Anblick von Trace, als dieser mit Bonzi von seiner Runde ums Haus zurückgekehrt war, mit Schnee in den Haaren. Ihr war klar, dass zwischen ihnen etwas war, etwas, das zu mehr führen könnte … eine Vorstellung, die sie erregend und

zugleich alarmierend fand. Der Mann steckte bis über beide Ohren in dieser Doppelgängerinnen-Geschichte. War es dumm von ihr, ihm zu vertrauen? Hatten das die anderen Frauen auch getan, bevor sie ihm zum Opfer gefallen waren?

Sie konnte sich das einfach nicht vorstellen. Ihr Instinkt sagte ihr, dass sie sich auf Trace verlassen konnte, und trotzdem: Der Gedanke an Trace, Leanna und Jocelyn ging ihr nicht mehr aus dem Kopf.

»Dann wissen Sie also nicht, wo Ihre Frau ist?«, fragte die größere der beiden Beamtinnen, ohne den Blick von seinem Gesicht abzuwenden – eine beeindruckende Erscheinung mit roten Locken, die sie mit Clips bändigte. Sie saß ihm gegenüber an dem schmalen, zerschrammten Tisch in dem kleinen Vernehmungszimmer. Ihrem Gesicht war

keinerlei Regung zu entnehmen, doch jetzt schaute sie auf die Uhr.

»*Ex-Frau«,* korrigierte Trace, »und nein, ich weiß nicht, wo sie sich aufhält. Ich habe keinen Kontakt mehr zu Leanna.«

Trace war zum Büro des Sheriffs gefahren, um »ein paar Fragen« zu beantworten, nachdem Alvarez, Pescolis Partnerin, die kleinere Latina mit den durchdringenden dunklen Augen, ihm eine Nachricht auf dem Handy hinterlassen hatte, er möge ins Department kommen.

Kacey hatte ihm ebenfalls auf die Mailbox gesprochen, was ihn freute. Sie berichtete, dass die Antibiotika angeschlagen hatten und Eli auf dem Weg der Besserung war, wovon er sich selbst überzeugt hatte, sobald er mit dem Füttern der Tiere fertig gewesen war.

Er war eine Zeitlang bei seinem Jungen geblieben, der heute viel lebhafter wirkte, dann hatte er mit dem Arzt gesprochen, der ihm

mitgeteilt hatte, dass Eli schon diesen Nachmittag entlassen werden könne, sobald die nötigen Formulare ausgefüllt seien. Unendlich erleichtert machte er sich auf den Weg zur Polizei.

Gleich nach seiner Ankunft hatte Detective Alvarez ihn in diesen fensterlosen Raum mit den Betonwänden, dem schmalen Tisch und drei Plastikstühlen geführt. Sie hatte ihm mitgeteilt, dass sie das Gespräch aufzeichnen werde, dann war sie hinausgegangen, um ihnen eine Tasse Kaffee zu holen – vermutlich um der Vernehmung einen informelleren Anstrich zu verleihen. Na schön. Er würde seine Karten auf den Tisch legen, damit die Polizei die Wahrheit herausfand. Kaceys Theorie, dass die Opfer genetisch verwandt waren, machte ihm Sorgen. Jagte ihm, wenn er ehrlich war, eine Höllenangst ein.

Trotzdem wollte er diese Vernehmung schnell hinter sich bringen. Eli sollte nicht

länger allein im Krankenhaus bleiben als nötig. Der Junge hatte bereits Verlustängste wegen Leanna.

Alvarez kehrte mit halb vollen Pappbechern zurück und stellte sie auf den Tisch. Dann setzte sie sich, zog eine dünne Akte aus einer Tasche neben ihrem Stuhl und schob sie ihm über den ramponierten Tisch hinweg zu. Trace ließ den dampfenden Kaffee stehen, doch er war dankbar, dass das Aroma den stechenden Geruch nach Schweiß und Reinigungsmitteln milderte, den Geruch nach Angst, Verzweiflung und Schuld.

Ohne etwas zu verschweigen, erzählte er den Detectives die Geschichte seiner kurzen Ehe, dass er zu Leanna keinen Kontakt mehr hatte und Eli allein großzog. »Die Ehe war schon vorbei, noch bevor sie begonnen hatte«, gab er zu. »Ich bin mir nach wie vor nicht sicher, ob sie wirklich schwanger war. Ich habe nirgendwo einen Schwangerschaftstest gefunden und

war auch nicht mit ihr beim Arzt, den sie angeblich aufgesucht hatte. Er hat nie eine Rechnung geschickt, also hat sie mich vermutlich ausgetrickst.«

»Warum?«, fragte Alvarez.

»Ich vermute, sie hatte die Verantwortung für den Jungen satt.« Trace krümmte sich innerlich bei diesem Eingeständnis, aber so sah er es einfach, für ihn war das die Wahrheit. »Leanna war nicht unbedingt die geborene Mutter.«

»Wie war sie denn so?«, erkundigte sich die größere Beamtin, Pescoli.

»Schön und egozentrisch. Ein nettes Lächeln, wenngleich ziemlich kühl.«

»Hm?« Pescoli nahm einen großen Schluck aus ihrem Pappbecher. »Sie sind immerhin ihr Ex.«

»Sie haben mich gefragt«, erinnerte er sie. »Ich sage nur, was ich denke.«

»Lassen Sie uns zu Eli kommen«, schlug die Latina vor. »Er ist nicht Ihr leiblicher Sohn, aber sie hat ihn trotzdem bei Ihnen gelassen? Was ist mit dem richtigen Vater?«

Trace, dem es langsam warm wurde, knöpfte seine Jacke auf. »Soweit ich weiß, ist er nie in Erscheinung getreten. Ich gehe davon aus, dass er nichts von Eli weiß. Die Adoption war legal. Eli ist mein Sohn.«

»Was ist mit der Familie Ihrer *Ex-Frau?*«, fragte Pescoli.

»Ich habe nie jemanden von Leannas Verwandten kennengelernt. Wir waren weniger als sechs Monate zusammen. Was bezwecken Sie eigentlich mit den ganzen Fragen über Leanna?«

Im Grunde wusste er es, daher war er auch nicht überrascht, als Pescoli die Akte öffnete und ihm Fotos von Jocelyn Wallis und eins von Leanna O'Halleran zeigte, die Aufnahme, die sie für ihren Führerschein hatte machen lassen.

»Da Sie der letzte Mann waren, mit dem Jocelyn Wallis ein Verhältnis hatte«, erklärte Pescoli, »würden wir gern mehr über Sie erfahren, genau wie über Ihre verschollene Frau.«

Diesmal machte er sich nicht die Mühe, sie zu korrigieren. Ihm war klar, dass sie ihn provozieren wollte, um etwas aus ihm herauszulocken. Wenn sie Leanna seine Frau nennen wollte – gut.

»Dann schießen Sie mal los«, sagte er, woraufhin ihn beide Detectives mit Fragen befeuerten, die er kurz und klar beantwortete. Als sie auf Elle Alexander zu sprechen kamen, sagte er wahrheitsgemäß: »Ich bin ihr nie begegnet. Hören Sie, dürfte ich meine Aussage jetzt unterschreiben? Ich bin seit über einer Stunde hier. Ich habe zu tun, und ich muss meinen Sohn aus dem Krankenhaus abholen.« Die beiden Beamtinnen zögerten und tauschten einen Blick aus. »Werfen Sie mir irgendetwas

vor? Brauche ich einen Rechtsanwalt? Ich habe Ihnen alles gesagt, was ich weiß.«

Pescoli schaute wieder auf ihre Uhr, und Alvarez betrachtete ihn eindringlich, als versuche sie, bis in seine Seele zu blicken.

Obwohl es im Grunde nicht nötig gewesen wäre, fügte er hinzu: »Da gibt es noch etwas, das Sie wissen sollten. Ich treffe mich mit Acacia Lambert, der Ärztin aus der Poliklinik in der Innenstadt. Sie haben sie im Krankenhaus kennengelernt. Sie sagte, sie habe Sie angerufen und Ihnen von den versteckten Mikrophonen erzählt.«

Pescoli sah auf. »Das ist richtig«, erwiderte Alvarez, deren Interesse ebenfalls geweckt war.

»Wie Sie sicher bemerkt haben, sieht sie genauso aus wie diese beiden Frauen.« Er zeigte auf den Vernehmungstisch, wo noch immer die Fotos von Leanna und Jocelyn lagen. »Und wie Shelly Bonaventure und Elle Alexander. Kacey ist es ebenfalls aufgefallen und mir

auch. Als ich gestern am späten Abend bei ihr war, haben wir die Wanzen entdeckt. Ein kleines Mikrophon war in ihrem Arbeitszimmer versteckt, eins im Bad und eins im Schlafzimmer. In der Küche und im Wohnzimmer habe ich keins gefunden, aber es ist durchaus möglich, dass ich sie übersehen habe. Kacey war schockiert. Jemand hört sie ab. Sie meint, dass das auch etwas mit diesen Ermittlungen zu tun haben könnte.« Er deutete auf die Fotos.

Alvarez und Pescoli wechselten Blicke, dann sagte Pescoli: »Sie wird sich später bei uns melden, wenn sie noch einmal gründlich darüber nachgedacht hat.«

Kein Wunder, dass sie ihn herbestellt hatten, dachte Trace. »Die Mikrophone müssen aus dem Haus entfernt werden. Entweder von Ihnen oder von mir. Doch sobald wir das tun, wird jemand aufmerksam werden.«

»Sie haben Shelly Bonaventure erwähnt«, griff Pescoli seine vorigen Worte auf. »Sie lebte in L.A.«

»Aber sie stammt aus dieser Gegend. Kam in Helena zur Welt. Kacey nimmt an, dass es weitere Opfer gibt, die allesamt auf irgendeine merkwürdige Weise miteinander verwandt sind.«

»Verwandt sind«, wiederholte Alvarez.

Trace wurde langsam ungeduldig. Er schob seinen Stuhl zurück und erhob sich. »Ich muss jetzt wirklich los. Kacey soll Ihnen mehr erzählen, wenn sie anruft.«

»Glauben Sie wirklich, sie ist irgendeinem mörderischen Plan auf die Spur gekommen?«, fragte Pescoli. Alvarez kniff die Lippen zusammen.

»Ich habe keine Ahnung«, antwortete er wahrheitsgemäß. »Aber irgendetwas stimmt hier ganz und gar nicht, und ich mache mir Sorgen um Kacey.«

»Was ist mit Ihrer *Ex-Frau?* Um die machen Sie sich keine Sorgen?«, fragte Alvarez.

»Teufel, nein. Eins weiß ich ganz sicher: Leanna kann gut auf sich selbst aufpassen.«

Kapitel 27

O'Halleran ist nicht unser Mann«, sagte Pescoli und schlüpfte in ihren Mantel.

»Sehe ich auch so.« Alvarez nickte. »Wäre ja auch zu einfach gewesen.«

»Das ist es leider nie.«

Zusammen wichen sie einem mit Handschellen gefesselten Mann aus, der von Trilby Van Droz, einer der Streifenbeamtinnen, hereingeführt wurde.

»Ich habe Ihnen nichts zu sagen!«, knurrte der Kerl mit dem strähnigen Haar und dem struppigen Fünftagebart. »Ich habe keinen verdammten Pick-up gestohlen, und das war *meine* Schrotflinte! Verfluchte Scheiße, was versucht ihr mir eigentlich anzuhängen?«

»Vorwärts«, befahl Trilby mit überdrüssiger Stimme.

»Nun mal langsam«, bettelte der Kerl, »schließlich ist bald Weihnachten.«

»Hier rein!« Van Droz öffnete die Tür zu einem der Vernehmungszimmer. »Frohes Fest.«

Pescoli unterdrückte ein Grinsen, das ihr jedoch ohnehin beim Anblick des Empfangstresens vergangen wäre. Joelles Schreibtisch war mit blinkenden Lichtern übersät, in einer Ecke drehte sich genau wie auf dem Tisch im Aufenthaltsraum ein Christbaum mit kleinen Kugeln, Lametta und Lämpchen und darunterliegenden Minigeschenken. »Im Aufenthaltsraum gibt es Früchtekuchen«, verkündete Joelle, als sie gerade die Eingangstür öffnen wollten. Heute hatte sie sich einen Wichtel in die platinblonden Haare gesteckt. »Ein Rezept meiner Ururgroßmutter!« Sie schenkte ihnen ein strahlendes Lächeln. Im selben Augenblick

kamen zwei Teenager herein, einen Schwall arktischer Luft und eine schmelzende Schneespur hinter sich herziehend.

»Irgendein Wahnsinniger hat versucht, mich zu überfahren!« Das Mädchen, mit Zahnspange und großer Brille, war offenbar zutiefst erschüttert. »Neben dem Safeway. Er muss betrunken gewesen sein! Hat mich komplett mit Schnee vollgespritzt!«

»Er fuhr einen grünen Honda, tiefergelegt. Er kam viel zu schnell um die Ecke geschossen und ist wie verrückt durch die Gegend geschlittert«, ergänzte ihr Begleiter, ein Junge mit einer ausgefransten Mütze. »Das haben alle gesehen!«

»Ich war auf dem Zebrastreifen! Er hat einfach Gas gegeben!«

»Und ist auf sie zugeschleudert!«

»Wenn Lanny mich nicht zur Seite gerissen hätte, wäre ich jetzt tot!«, jammerte das Mädchen. Es stand kurz davor zu hyperventilieren,

und Pescoli wollte schon eingreifen, doch Joelle schob ihm eine Schachtel mit Papiertaschentüchern zu und griff zum Telefonhörer. Gleichzeitig wedelte sie mit den Fingern in Pescolis und Alvarez' Richtung, um ihnen zu bedeuten, dass sie gehen konnten.

»Beruhige dich, Herzchen«, sagte die Sekretärin mit einem mütterlichen Lächeln, als das Mädchen in Tränen ausbrach. »Alles wird gut. Ich hole jemanden, der dir helfen kann.«

Da die Situation ganz offensichtlich unter Kontrolle war, stieß Pescoli die Tür auf und marschierte hinaus. Die Kälte schnitt ihr ins Gesicht. Alvarez zog den Reißverschluss der dicken Daunenjacke, die sie heute trug, höher und senkte den Kopf vor dem eisigen Wind. Ihr Handy klingelte.

»Alvarez«, meldete sie sich und schloss, die Schneeflocken wegblinzelnd, die ihr in die Augen trieben, zu Pescoli auf, die gerade ihre Handschuhe überstreifte.

Die Hände tief in den Taschen vergraben, marschierten sie die drei Blocks zu einem kleinen Deli, wo sie Sandwiches kaufen wollten.

Nur wenige Fußgänger hatten sich bei dem Wetter hinausgetraut, der Verkehr floss langsam. Das *Klink, Klink, Klink* der Schneeketten sorgte für eine Art weihnachtlicher Hintergrundmusik.

»Okay. Ja. Per E-Mail wäre gut. Danke!« Alvarez legte auf und warf Pescoli einen Blick zu. »Shelly Bonaventures DNS-Profil ist eingetroffen. Hayes hat ein paar Strippen gezogen und das ganze Prozedere beschleunigt. Er schickt es rüber.«

»Wenn es überhaupt etwas mit unserem Fall zu tun hat.«

»Das werden wir dann sehen.«

Sie brauchten eine Pause, dachte Pescoli, als sie über den Parkplatz des Einkaufszentrums gingen, worin sich der Deli befand. Ihnen fehlte einfach ein konkreter Zusammenhang.

»Glaubst du, an dem, was Acacia Lambert behauptet, ist etwas dran?«, fragte sie.

»Ich denke schon«, erwiderte Alvarez.

»Ich kapier's nicht. Jetzt werde ich erst mal was essen und dann nach den Kids sehen.«

»Und ich werde versuchen, die ehemalige Mrs. O'Halleran ausfindig zu machen. Mal sehen, was die uns zu sagen hat.«

»Okay. Es ist bestimmt interessant zu hören, warum sie sich aus dem Staub gemacht und ihren Jungen bei O'Halleran gelassen hat – vorausgesetzt, er hat uns die Wahrheit erzählt.« Sie drückte mit der Schulter die Tür des kleinen Feinkostladens auf. Warme Luft und der Duft nach Gewürzen und gebratenem Fleisch überwältigten Pescoli. Ihr Magen knurrte, als sie sich mit Alvarez in die Schlange einreihte, um ihre Bestellung zum Mitnehmen aufzugeben.

Es dauerte eine Weile, weil sich das ältere Paar vor ihnen Zeit ließ. Der Mann konnte

schlecht hören, und die Frau war besorgt wegen ihrer Allergien. Schließlich entschieden sie sich für ein Thunfischsandwich, mit Käse überbacken, und Schinkenspeck auf Roggentoast. Doch damit war’s noch nicht getan. Zu allem Überfluss hatten sie auch noch ihren Enkel dabei, einen Jungen um die vierzehn, der zwar nicht in der Schule war, dafür aber tief in seine Musik versunken, während er auf seinem Handy entweder irgendein Spiel spielte oder SMS verschickte. Widerwillig ließ er sich ebenfalls ein Thunfischsandwich – »*keine* Tomaten, *kein* Salat, *keine* Zwiebeln, aber eine Extratüte Chips« – bestellen.

Hinter Alvarez stauten sich bereits die Kunden, als die geduldige Frau hinter der Theke den alten Leuten und ihrem Enkel endlich ihre Bestellung ausgehändigt hatte und sich Pescoli zuwandte. Diese orderte einen Spinatsalat mit Hühnerbrust für Alvarez, dazu einen gesunden Tee, und für sich ein Reuben-Sandwich mit

Corned Beef, Emmentaler und einer Extraportion Sauerkraut, dazu eine Cola light. Sie trugen ihr Mittagessen zurück zum Department, wo sich ihre Wege trennten: Pescoli stieg in ihren Wagen und machte einen Abstecher nach Hause, während Alvarez am Schreibtisch aß und dabei ihre E-Mails checkte. Der Bericht mit dem DNS-Profil, den Jonas Hayes geschickt hatte, erschien auf dem Bildschirm, und sie leitete ihn ans Labor weiter.

Eine Stunde später kehrte Pescoli zurück und gab Alvarez ein Zeichen, mit ihr in den Aufenthaltsraum zu kommen, wo wie versprochen Joelles Früchtekuchen auf einem Kuchenständer thronte. Über die Hälfte fehlte schon, ein paar Stücke waren bereits aufgeschnitten, der Rest – einfach vollkommen mit seinen kandierten Ananasscheiben und den leuchtend roten Kirschen – wartete darauf, zerteilt und verschlungen zu werden. Der Tisch,

auf dem Servietten mit lächelnden Weihnachtsmännern lagen, war voller Krümel.

»Wie war’s?«, fragte Alvarez, während Pescoli die verbliebene Hälfte ihres Reuben-Sandwiches auspackte.

»Bianca hat geschlafen. Weit und breit kein Chris Schultz, Gott sei Dank. Jeremy hat vor seinen Videospielen gesessen und wollte die Hälfte von meinem Sandwich abhaben.«

»Aber du hast sie ihm nicht gegeben?«

»Wo denkst du hin? Ich hab eine Hälfte dort gegessen und die andere mitgenommen. Für Bianca habe ich gegrillten Käse gemacht und Jeremy gezeigt, wie das geht. Vermutlich hat er ihren gegessen, aber das wird sie mir schon erzählen. Ich muss irgendwas unternehmen wegen dem Jungen.«

Pescoli biss in ihr Sandwich und blendete nicht nur den Früchtekuchen von Joelles Urururgroßmutter aus, sondern auch die Weihnachtsdekoration und das große Schild, das

Joelle ans Schwarze Brett gepinnt hatte. Es sollte die Belegschaft ans Weihnachtswichteln erinnern und an die Party, die sie in der Woche vor Weihnachten geplant hatte. Immerhin blieb ihr noch jede Menge Zeit, sich zu überlegen, welches besondere Geschenk sie dem stellvertretenden Sheriff machen würde.

Und Gott sei Dank durfte sie nicht mehr als zehn Dollar dafür ausgeben.

Was in ihren Augen immer noch viel zu viel war.

»Ist das DNS-Profil reingekommen?«, erkundigte sie sich.

»Ist schon im Labor, wo es mit dem von Jocelyn Wallis verglichen wird. Dann werden wir weitersehen. Ich habe bereits Druck gemacht.«

»Meinst du, das nützt was?«, fragte Pescoli skeptisch. »Die haben ziemlich viel zu tun.«

»Sie tun, was sie können.«

»Glaubst du, die Ärztin ist ein potenzielles Ziel?« Pescoli konnte sich das nur schwerlich vorstellen. »Nur weil sie so aussieht wie die anderen und behauptet, sie sei verwanzt? Ich sehe da keine wirkliche Verbindung.«

»Abgesehen von Trace O'Halleran.«

»Womit wir wieder bei unserem Rancher wären.« Pescoli kaute nachdenklich. Es war allgemein bekannt, dass manche Serienmörder einem bestimmten Frauentypus nachjagten. Das hatte sich immer wieder bewahrheitet. Ted Bundy war beispielsweise ein solch klassischer Fall gewesen. Es war die eine Sache, wenn sich ein Psychopath von langen Haaren oder blauen Augen oder was auch immer angezogen fühlte, aber eine ganz andere, nach genetisch verwandten Frauen mit gemeinsamen Vorfahren Ausschau zu halten.

Wie konnte jemand auf so etwas kommen? Meine Güte, es war schon für das Department schwer genug, ein DNS-Profil zu erstellen, und

sie hatten immerhin Zugang zum kriminaltechnischen Labor! Aber sollte die DNS tatsächlich eine Rolle spielen, dann musste die genetische Abstammung der Frauen der Schlüssel sein.

»Wenn die Opfer durch ihr Erbgut miteinander in Verbindung stehen, sollten wir vielleicht mit Grayson besprechen, ob es nicht besser wäre, uns an die Öffentlichkeit zu wenden.«

Alvarez versuchte, sich nichts anmerken zu lassen, als Pescoli ihren Boss erwähnte. Ob es ihr gefiel oder nicht: Sie arbeiteten für ihn. »Ja, das denke ich auch«, sagte sie daher. »Reden wir mit Grayson.«

»Aber noch ist alles so schwammig«, gab Pescoli zu bedenken. Das Einzige, was sie bislang konkret wussten, war, dass jemand versucht hatte, Jocelyn Wallis zu vergiften; dafür, dass ein Serienkiller sein Unwesen trieb, fehlte ihnen jeglicher Beweis.

Alvarez beäugte den Kuchen, und als hätte sie Pescolis Gedanken gelesen, sagte sie: »Ich erkundige mich mal bei anderen Departments, staatenübergreifend. Als Erstes nehme ich mir Idaho, Oregon, Washington und Kalifornien vor. Mal sehen, ob ihnen in letzter Zeit irgendwelche verdächtigen Todesfälle untergekommen sind, bei denen die Opfer aus dieser Gegend oder aus Helena stammten. Ich will auch Elle Alexanders Eltern anrufen, um herauszufinden, ob sie tatsächlich in Idaho geboren ist.«

»Klingt alles noch ziemlich dünn, oder?«

Alvarez ließ sich jedoch nicht beirren und schüttelte abwehrend den Kopf. »Sollte Shelly Bonaventure ebenfalls dazugehören, dann kommt unser Mann viel herum. Vielleicht hat er einen Job, bei dem er quer durch die Staaten reisen muss. Wenn dem so ist, hinterlässt er womöglich eine Spur von Opfern, alle bei verschiedenen Unfällen ums Leben gekommen.«

»Und wenn Bonaventure, die laut offiziellen Angaben des Los Angeles Police Department Selbstmord begangen hat, gar nicht zu den Opfern unseres Mannes zählt?«, fragte Pescoli und schluckte den letzten Bissen hinunter.

Alvarez runzelte die Stirn. »Dann stehen wir wieder ganz am Anfang.«

Um zwei Uhr rief die Frau von Herbert Long, dem Mann mit Verdacht auf Nebenhöhlenvereiterung, an und teilte ihnen widerstrebend mit, dass ihr Gatte seinen Termin absagen müsse. Kacey, der es nicht gelungen war, Dr. Martin Cortez diesen Patienten aufs Auge zu drücken, da er bereits doppelt eingeteilt war, stieß die Faust in die Luft. So konnte sie früher nach Missoula fahren als geplant, und obwohl sich dunkle Wolken über der Hügelkette, die das Tal umgab, zusammenballten, hatte der heftige Schneefall ein wenig

nachgelassen, genau wie der Wetterbericht laut Heather vorhergesagt hatte.

Sie holte sich eine Flasche Wasser aus dem kleinen Kühlschrank im Belegschaftszimmer, zog ihren Mantel über und ging zum Auto. Zu Mittag hatte sie ohne großen Appetit ein Thunfischsandwich heruntergewürgt, dann hatte sie Trace angerufen, angeblich, um sich nach Eli zu erkundigen, und hatte erfahren, dass er mit der Polizei über die Mikrophone gesprochen hatte. »Ich denke, sie werden dein Haus entwanzen und dabei vermutlich auch nach Fingerabdrücken suchen.«

»Ich sollte sie an Bonzi erinnern.«

»Sie möchten, dass du ebenfalls anwesend bist.«

»Okay. Ich rufe sie später an.«

Sie erzählte ihm nicht, was sie vorhatte, obwohl es ihr auf der Zunge lag. Doch sie fürchtete, er könnte versuchen, ihr dieses Vorhaben auszureden oder würde sogar

mitkommen wollen, und sie wollte diese Begegnung unbedingt allein hinter sich bringen.

Sie hatte beschlossen, Gerald Johnson von Angesicht zu Angesicht gegenüberzutreten, um zu sehen, was ihr neu gefundener Dad dazu zu sagen hatte. Außerdem wollte sie herausfinden, warum ihre Mutter ihn so anbetete.

Ihre Beziehung war, zumindest in Maribelles nostalgisch verklärten Augen, etwas ganz Besonderes gewesen, eine tragische Liebesgeschichte, ähnlich der von Antonius und Cleopatra, Romeo und Julia – wenn nicht noch tiefer gehend.

Das unglaublich pathetische Märchen von Gerald und Maribelle.

»Verschone mich«, murmelte sie, als sie ihren allradgetriebenen Ford Edge auf die Interstate 90 lenkte und sich zurechtlegte, was sie dem Vater sagen sollte, der laut Maribelle von ihrer Existenz nie etwas gewusst hatte.

Großartig.

Ihr Mut schwand, je mehr Meilen sie zurücklegte. Sie hatte gründlich recherchiert. Keines von Gerald Johnsons ehelichen Kindern lebte weiter als fünfzig Meilen vom Elternhaus entfernt. Keines war auf ein College an der Ostküste gegangen und hatte sich dort niedergelassen, keines hatte nach San Francisco oder Birmingham oder Chicago geheiratet oder dort einen Job angenommen.

Nein, sämtliche überlebenden Sprösslinge wohnten nach wie vor in der Nähe von Daddy und – wie sie annahm – seinem beträchtlichen Vermögen. *Das sind unhaltbare Unterstellungen,* wies sie sich zurecht, als sie die Stadtgrenze von Missoula erreichte. Eines ließ sich allerdings nicht leugnen: Gerald Johnson war ein schwerreicher Mann.

Bei ihren Recherchen hatte Kacey auch herausgefunden, dass die meisten seiner Kinder für ihn arbeiteten. Die Älteste, Clarissa,

hatte einen Abschluss in Betriebswirtschaftslehre in Stanford gemacht; sie war für das Marketing zuständig. Verheiratet, Mutter zweier Kinder, war sie seit Jahren für die Firma tätig. Nach Clarissa hatte Gerald binnen dreier Jahre zwei Söhne gezeugt: Judd und Thane, beides Anwälte. Judd arbeitete für die Firma, Thane beriet ihn von seiner eigenen Kanzlei aus. Keiner von beiden war verheiratet. Dann kamen die Zwillinge, Cameron und Colton. Über sie hatte Kacey nicht viel herausgefunden, nur dass sie ebenfalls in der Gegend wohnten. Sie wettete, dass auch die beiden in irgendeiner Funktion auf der Gehaltsliste der Firma standen. Das Letzte von Geralds Kindern war die unglückselige Kathleen gewesen, die kurz vor ihrer Hochzeit verunglückt war.

Ein paarmal war ein siebtes Kind erwähnt worden, also hatte Kacey noch weiter nachgeforscht. Als sie die archivierten Todesanzeigen

durchgegangen war, war sie auf eine weitere Tochter gestoßen. Agatha-Rae, »Aggie«, war im Alter von acht Jahren bei einem Sturz ums Leben gekommen. Agatha-Rae hatte genau eine Woche vor Kacey Geburtstag, so dass sie beide im selben Alter wären, würde Geralds Tochter noch leben. Kacey schauderte innerlich und fasste das Lenkrad des Fords fester. Kein Wunder, dass ihre Mutter sich nur vage zu Johnsons Kindern geäußert hatte.

Es fing wieder an zu schneien, und sie stellte die Scheibenwischer an. Geleitet von ihrem tragbaren GPS, fuhr sie durch Missoula, eine größere Stadt, gemessen an Montana-Standards, die in einem Tal nahe dem Fluss lag, umrahmt von schneebedeckten Bergen. Sie kam an Restaurants und Ladenfronten vorbei und an einem alten Sägewerk, das in mehrere individuelle Geschäftseinheiten umgewandelt worden war, dann überquerte sie eine breite Brücke und gelangte zum Johnson-Industriepark.

Frisch freigeschaufelte Wege verliefen zwischen den Gebäuden und um eine Reihe von gefrorenen Ententeichen herum, doch schon wieder legten sich die Flocken auf den Asphalt.

Obwohl die Bauten alle gleich aussahen, schienen sie so gruppiert zu sein, dass sie jeweils einen anderen Teil von Gerald Johnsons Reich beherbergten. Sie waren durch überdachte Übergänge verbunden, an die mehrere Parkplätze grenzten.

Geld, dachte sie unbehaglich, als sie die kurvige Straße entlangrollte, vorbei an Schildern mit der Aufschrift HERSTELLUNG, FORSCHUNG UND ENTWICKLUNG, TECHNOLOGIE und schließlich VERWALTUNG.

»Bingo«, flüsterte sie, stellte den Wagen auf dem Besucherparkplatz ab und machte den Motor aus. Noch einmal sprach sie sich Mut zu, dann nahm sie ihre Handtasche und stieg aus.

Draußen empfing sie ein schneidender Wind, der ihr winzige, harschige Schneeflocken ins Gesicht blies. Mit schnellen Schritten ging sie den Fußweg zum Eingang entlang und betrat eine riesige Empfangshalle mit meterweise grauem Industrieteppich und weißen Wänden, an denen Auszeichnungen und Bilder hingen.

Ein breiter Empfangstresen trennte die Besucher von den Büros im Gebäudeinneren.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte eine junge Frau in den Zwanzigern hinter dem großen Computermonitor auf ihrem Schreibtisch hervor. Sie hatte ein elfenhaftes Gesicht und trug ihr Haar kurz geschnitten, so dass man ihre zahlreichen Ohrringe sehen konnte. Auf ihrem Namensschild stand ROXANNE JAMISON.

»Ich würde gern Gerald Johnson sprechen.«

Die glatte Haut auf ihrer Stirn runzelte sich. »Haben … Sie … einen Termin?«, fragte sie und schaute wieder auf ihren Bildschirm.

»Nein.«

»Es tut mir leid. Sie müssen einen Termin ausmachen.«

»Bitte sagen Sie ihm, Acacia Collins Lambert sei hier, Maribelle Collins' Tochter.«

Die Rezeptionistin zog die Augenbrauen hoch. »O…kay.« Sie drückte einen Knopf auf dem eleganten Telefon und wiederholte die Nachricht voller Skepsis. »Ja … hier am Empfang … selbstverständlich, Mr. Johnson.« Als sie aufsah, lag Respekt in ihrem Blick. »Er wird Sie jetzt empfangen«, teilte sie Kacey mit. »Ich bringe Sie zu seinem Büro.« Sie stand von ihrem Schreibtischstuhl auf, öffnete ein Türchen im Empfangstresen und führte Kacey mehrere Gänge entlang, vorbei an zahlreichen Glastüren, bis sie schließlich um eine letzte Ecke bog und mit Kacey durch eine große, offen stehende Doppeltür aus Walnussholz trat. Offenbar wurden sie erwartet.

Kacey verspürte einen Anflug von Furcht, ähnlich wie Lampenfieber, als sie Miss Jamison hineinfolgte.

Gerald Johnson saß an seinem Schreibtisch, die Hemdsärmel über seinen gebräunten Armen hochgekrempelt, die Augen auf die Tür gerichtet, das silberne, noch volle Haar sorgfältig aus dem Gesicht gekämmt.

»Mr. Johnson, das ist Ms. Lambert«, teilte ihm die elfenhafte Rezeptionistin mit.

Er stand auf. »Danke, Roxie. Bitte schließen Sie die Türen hinter sich.«

Die Rezeptionistin tat, worum er sie gebeten hatte, und Johnson, etwa eins fünfundachtzig groß, die Schultern noch immer breit und kräftig, wandte seine ganze Aufmerksamkeit der Tochter zu, die er nie kennengelernt hatte. Er machte sich nicht die Mühe zu lächeln, sondern sagte schlicht: »Hallo, Acacia. Ich habe dich erwartet.«

Seine Hände umklammerten das Lenkrad seines Lexus, sein Herz raste, sein Hemd war schweißnass. Trotz des dichten Schneefalls raste er mit Höchstgeschwindigkeit über die Straße.

Sie wusste es!

Das Miststück hatte es herausgefunden.

Hatte herausgefunden, dass der elende Wurm, der sie gezeugt hatte, Gerald Johnson war, und jetzt käme es zum Showdown.

Er hätte sie schon viel früher erledigen sollen!

Sein ganzes Werk stand kurz davor, zerstört zu werden.

All seine Pläne, die er so sorgfältig erarbeitet hatte, würden auffliegen.

Um sich zu beruhigen, atmete er ein paarmal tief ein und aus und redete sich ein, dass er lediglich vor einer weiteren Herausforderung stünde, einem klitzekleinen Hindernis, das es aus dem Weg zu schaffen galt.

Mit konzentriert zusammengekniffenen Augen fuhr er weiter. Er ging auch nicht vom Gas, als ihm auf der anderen Straßenseite ein großes Fahrzeug mit der Aufschrift ST. BARTHOLOMEW HOSPITAL entgegenkam, das Richtung Grizzly Falls rollte. Erst als er nach Missoula hineinkam, wurde er langsamer, um sich dem Stadtverkehr anzupassen.

Reiß dich zusammen, ermahnte er sich selbst und trat vor einer Fußgängerampel auf die Bremse, um eine Frau mit Handy über die Straße zu lassen, die die wartenden Autos kaum zu bemerken schien und zielstrebig auf ein Geschäft mit in festlichem Rot und Grün gekleideten Schaufensterpuppen zuhielt.

Die Hände in seinen Autofahrerhandschuhen waren klamm, sein Oberkörper trotz der niedrigen Temperatur im Wagen noch immer schweißgebadet.

Er blickte in den Rückspiegel und vergewisserte sich, dass ihm niemand folgte.

Natürlich nicht. Sobald die Ampel auf Grün sprang, drückte er das Gaspedal durch.

Den Rest der Fahrt kam er unerträglich langsam voran, so kam es ihm vor, seine Gedanken dagegen rasten mit Überschallgeschwindigkeit durch seinen Kopf. Kurze, scharfe Bilder von denen, die er seine Geschwister nannte – tot und lebendig –, sowie von dem Miststück, das ganz versessen darauf zu sein schien, alles zu zerstören.

Er zwang sich äußerlich zur Ruhe und lenkte den Lexus auf den Parkplatz am Verwaltungsgebäude der väterlichen Firma. Ihr Wagen stand auch da.

Sein Magen verkrampfte sich, und er musste sich zwingen, daran zu glauben, dass nicht alles verloren war.

Noch nicht.

Kapitel 28

Sie haben mich erwartet?« Kacey starrte den Mann an, der – wenn auch nur genetisch – ihr Vater war. Hatte Maribelle ihr nicht weismachen wollen, Gerald Johnson wisse nichts von ihr? Andererseits war ihre Mutter bekannt dafür zu lügen, genauso wie sie gern Dinge für sich behielt. »Dann wissen Sie also, dass ich Ihre leibliche Tochter bin? Ich dachte, das wäre ein Riesengeheimnis.«

»Hat Maribelle das behauptet?« Er wirkte beinahe amüsiert, als er sie näher an seinen überdimensionierten Schreibtisch heranwinkte. Die Fenster des riesigen Büros reichten vom Fußboden bis zur Decke, eine Sitzecke war mit einer Ledercouch und passenden Sesseln ausgestattet. Durch die Scheibe hinter ihm sah sie

einen weiteren Ententeich, dahinter erhoben sich in der Ferne die Berge, deren Gipfel am grauen Himmel zu kratzen schienen. Der herabfallende Schnee beeinträchtigte ein wenig die Aussicht, doch sie hatte freien Blick auf eine Ecke des Parkplatzes, wo sie einen Cadillac SUV, einen BMW und einen Jaguar erkannte.

Nicht nur ein ganz gewöhnlicher Parkplatz, dachte sie, *sondern der Parkplatz der Führungskräfte.*

»Sie hat mir erzählt, Sie wüssten nichts von meiner Existenz«, sagte Kacey.

»Und du hast ihr geglaubt.«

»Nun, ja. Und jetzt erzählen Sie mir etwas anderes.«

Er deutete auf einen der beiden Besucherstühle auf der anderen Seite seines Schreibtisches. Kacey zog ihren Mantel aus und legte ihn über die Lehne des einen, dann nahm sie zögernd auf dem anderen Platz. An einer Wand

waren unübersehbar seine Auszeichnungen, Urkunden und medizinischen Diplome aufgehängt.

»Ich vermute, meine Mutter hat Sie angerufen und gewarnt, dass ich vorhabe, Sie ausfindig zu machen«, sagte Kacey.

»Das hat sie.«

»Was sollte dann die ganze Geheimniskrämerei? Ihr Beharren darauf, Sie aus der Sache herauszuhalten? War das alles nur ein Vorwand? Warum?«

»Deine Mutter hat versucht, so zu tun, als wäre das Baby – als wärst du – von Stanley. Natürlich habe ich das nicht geglaubt. Sie hatte sich seit Jahren bemüht, schwanger zu werden, und dann, nachdem wir zusammen gewesen waren, war sie es tatsächlich, da lag die Wahrheit für mich auf der Hand.« Er holte tief Luft und atmete schwer aus. »Zu dem Zeitpunkt ging unsere Affäre schon dem Ende zu. Ich hatte vor, die Firma von Helena hierher zu

verlegen, und deshalb …«, er beugte sich vor, die Hände gefaltet, die Unterarme auf dem Schreibtisch, »… sah ich keinen Grund dafür, sie aufrechtzuerhalten. Wir waren beide verheiratet, keiner von uns wollte die Scheidung, also … haben wir es dabei belassen. Ich habe deiner Mutter ihr Hirngespinst, ich wüsste nichts von dir, nicht nehmen wollen. So war es leichter.«

»Für wen?«, fragte Kacey vorsichtig.

»Für alle. Auch für dich.«

»Wie rücksichtsvoll«, sagte sie. Die Empörung in ihrer Stimme war nicht zu überhören. »Sie wissen doch gar nichts über mich.«

»Da liegst du falsch. Natürlich habe ich dich ausfindig gemacht, ich habe es nur niemanden wissen lassen. Die Beziehung zwischen deiner Mutter und mir war vorbei, wir hatten unsere Ehepartner, und zumindest einer von uns war glücklich.«

Kacey streckte angriffslustig das Kinn vor. Gerald Johnson hatte eine ziemlich hohe Meinung von sich selbst.

Er zuckte die Achseln. »Ich hielt es für das Beste, so zu tun, als wärst du nicht meine Tochter, schließlich hatte ich schon genug mit meiner Familie, meiner Frau, meiner Firma zu tun.«

»Und Mom?«

»Sie hat bekommen, was sie immer schon wollte: ein Kind.« Gerald hielt ihrem Blick stand. »Es hat funktioniert.«

»Tatsächlich?« Bei dem Gedanken an all die Lügen, auf denen ihr Leben aufgebaut war, wurde ihr der Magen sauer. »Was ist mit meinem Vater?«, fragte sie. »Dem, der mich großgezogen hat?«

Geralds Lippen wurden schmal, seine gelassene Fassade bekam Risse. »Was soll das? Kommst du jetzt etwa zu mir, weil er tot ist? Suchst du nach einer neuen Vaterfigur? Oder

vielleicht treibt dich ein anderes, weniger selbstloses Anliegen hierher? Womöglich möchtest du etwas ganz anderes?«

»Ich habe keine Ahnung, worauf Sie hinauswollen«, sagte sie, obwohl sie durchaus etwas ahnte. Seine Anspielung machte sie zornig.

»Sieh dich doch nur um.« Er machte eine weit ausholende Geste.

»Damit das ganz klar ist, Mr. Johnson: Ich will nichts anderes von Ihnen als die Wahrheit. Menschen sterben, und ich denke, Sie sind der Schlüssel dazu.«

»Sterben? Du liebe Güte! Du bist ja so melodramatisch wie deine Mutter!«

»Mag sein. Doch das ändert nichts an den Tatsachen.« Sie stand auf, da sie nicht länger vor ihm sitzen wollte wie ein unterwürfiger Speichellecker.

Er legte seine Augenbrauen in tiefe Falten. »Ich weiß nicht, wovon du sprichst.«

»Lassen Sie uns mit Shelly Bonaventure anfangen.«

»Mit wem? Mit der Schauspielerin? Was soll mit ihr sein?«

»Sie kennen sie nicht?«

»Natürlich nicht. Der einzige Grund, warum ich überhaupt weiß, wer sie ist, ist der, dass meine Tochter Clarissa all diese Hochglanzblättchen liest.«

»Sie wurde in Helena geboren.«

»Wie schön.«

Kacey geriet ein wenig ins Stocken. War es möglich, dass sie sich irrte? Er schien wirklich ahnungslos zu sein. »Kannten Sie Jocelyn Wallis?«

»Wen? Ich habe keine Ahnung, worauf du hinauswillst!« Dann schien der Groschen zu fallen. »Augenblick mal. Ich habe etwas über eine vor kurzem verunglückte Frau gelesen. Sie ist beim Joggen in eine Klamm gestürzt, hab ich recht?«

»Oder gestoßen worden. Die näheren Einzelheiten kenne ich nicht«, räumte Kacey ein. »Ich weiß nur, dass wegen möglicher Fremdeinwirkung ermittelt wird.«

»Und was hat das mit mir zu tun?«

»Da ist diese auffällige Ähnlichkeit … Sehen Sie selbst.« Sie zog die Fotos der beiden erwähnten Frauen aus ihrer Handtasche und schob sie ihm über den Schreibtisch zu. »Diese beiden hier … und Elle Alexander, eine meiner Patientinnen.« Sie kramte Elles Foto hervor und legte es zu den anderen. »Ich vermute, Mom hat bei ihrem Anruf nichts davon erwähnt?«

»Sie sagte, du würdest irgendwas verfolgen, aber ich hatte zu tun und hab ihrem Geplapper keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt.«

»Vielleicht hätten Sie genau das tun sollen.«

»Ich ging davon aus, dass sie meinte, du würdest zu mir kommen, um mich dazu zu bringen, meine Vaterschaft anzuerkennen.«

»Ganz bestimmt nicht.«

»Ich kenne diese Frauen nicht. Bin ihnen nie begegnet.«

»Ich vermute, dass sie mit mir verwandt sind.«

»Was? Diese Frauen?« Er blickte wieder auf die Fotos. »Durch mich?« Er lachte bellend auf, als erwarte er irgendeine makabre Pointe. Sein Gesicht rötete sich. »Wird das eine Art Erpressung?«

Er verbarg etwas, das sah sie in seinen Augen. Da war noch mehr, sie hatte nur keine Ahnung, was.

»Versuchst du, mich zu bestrafen?«, fragte er.

»Sie bestrafen, wofür?«

»Dafür, dass ich dich nicht anerkannt habe wie Robert.« Seine Stimme klang nüchtern und sachlich.

Kacey blinzelte. »Wer ist Robert?«

»Das weißt du doch.«

»Nein, das weiß ich nicht.«

Sie starrten einander an; er schien sie gründlich zu taxieren, bevor er klarstellte: »Robert ist mein Sohn. Robert Lindley. Darum geht es doch bei dieser Sache, hab ich recht?«

Ein eisiger Schauder lief ihr das Rückgrat hinab. Wovon zum Teufel redete er eigentlich?

Als sie nicht reagierte, fügte er drängend hinzu: »Janets Junge.«

»Ich muss passen. Wer ist Janet?«

Seine Lippen kräuselten sich. »Du hast deine Hausaufgaben nicht besonders gründlich gemacht. Robert ist ein paar Jahre älter als du, und ich habe ihn … anerkannt, als Janet sich von ihrem Mann hat scheiden lassen.«

Wie hatte ihr das entgehen können?

»Robert arbeitet ebenfalls für die Firma, genau wie meine anderen Kinder. Er ist in der Abteilung für Forschung und Entwicklung beschäftigt, da er über ein herausragendes Technikverständnis verfügt.«

Dann gab es also einen weiteren Halbbruder. Und sie hatte ihr ganzes Leben lang geglaubt, sie wäre ein Einzelkind!

»Als deine Mutter mich angerufen hat, bin ich davon ausgegangen, du wolltest ebenfalls teilhaben: Teil der Familie werden, dir deinen Anteil an der Firma sichern.«

»Glauben Sie mir, ich bin nicht wegen Ihrer Firma bei Ihnen«, versetzte Kacey bissig. »Ich bin hier wegen dieser Frauen.« Sie deutete auf die Fotos auf seinem Schreibtisch. »Sie behaupten also, dass Sie nicht der biologische Vater, nicht mit ihnen verwandt sind.«

»Exakt«, erwiderte er mit Nachdruck, doch sein Gesicht wurde verschlossen, als enthalte er ihr etwas vor oder wolle sie mit Absicht täuschen. Obwohl er sie musterte, als wäre sie verrückt geworden, erkannte sie noch etwas anderes in seinem Blick. Ein finsteres Geheimnis. »Egal, was du zu wissen meinst.«

Es war merkwürdig, dass er sich so freimütig zu seinem Sohn und jetzt zu ihr bekannte, gleichzeitig aber jegliche Verbindung zu den toten Frauen bestritt. Offenbar war er wirklich überzeugt, nicht mit ihnen verwandt zu sein.

Hatte sie sich getäuscht? Er hatte keine Brüder, das hatte sie überprüft. Seine einzige Schwester war mit Mitte zwanzig gestorben, wenn also nicht er ihr Vater war … wer dann?

Sie blickte auf die medizinischen Diplome an der Wand und stellte fest, dass er vor vierzig Jahren seinen Doktor gemacht hatte.

Und dann fiel es ihr wie Schuppen von den Augen: Er wusste nichts von diesen Frauen, weil ihm nicht klar war, dass er sie gezeugt hatte.

Womit hatte JC, ihr Ex-Mann, ihr gegenüber vor Jahren geprahlt?

»Ich hätte Samenspender werden können wie all die anderen Medizinstudenten. Damit hätte ich ein Vermögen scheffeln können! Die

Frauen suchen Männer wie mich. Möglich wäre das nach wie vor: Herkunft, Intellekt, IQ … alles stimmt, noch dazu bin ich sportlich und sehe einfach umwerfend aus!«

Kacey hörte seine Stimme in ihrem Kopf, als würde er ihr leibhaftig gegenübersitzen. Auch Gerald Johnson, der schon auf die siebzig zuging, war ein kräftiger, vitaler Mann …

»Ich bin nicht mit diesen Frauen verwandt«, beharrte er, doch sie vernahm eine Spur von Unsicherheit in seiner Stimme.

»Sie haben sich vor rund fünfunddreißig Jahren während Ihres Studiums an der medizinischen Fakultät als Samenspender verdingt«, sagte sie mit fester Stimme.

»Das ist doch lächerlich! Nur weil diese Frauen einander entfernt ähneln –«

»Nicht nur entfernt«, fiel sie ihm ins Wort. »Und nicht nur einander. Diese hier« – sie schob das Foto von Jocelyn Wallis näher an ihn heran – »ähnelt mir so sehr, dass mehrere

meiner Kollegen sie mit mir verwechselt haben, als sie in die Notaufnahme eingeliefert wurde. Sehen Sie nur! Ich habe mir Fotos von Ihrer Familie angeschaut. Auch dort ist eine verblüffende Ähnlichkeit festzustellen.«

An seinem Kiefer zuckte ein Muskel, als er das Bild von Jocelyn Wallis betrachtete und sich dann das nächste vornahm – er zog sogar eine Lesebrille aus seiner Jacketttasche, um besser sehen zu können. Schließlich warf er die Brille empört auf die Schreibtischplatte und setzte ein strenges Gesicht auf. »Warum bist du hier, Acacia? Verlangst du eine Bestätigung dafür, dass ich diese Frauen aufgrund einer Unüberlegtheit in meiner Jugend gezeugt habe?«

»Dann waren Sie also tatsächlich Samenspender.«

»Du braust dir da eine Art Verschwörungstheorie zusammen, dass jemand Menschen – Frauen – umbringt, die einander ähnlich sehen und durch künstliche Befruchtung gezeugt

wurden? Von mir als Samenspender?« Er schien es nicht fassen zu können.

»Vor einiger Zeit hat jemand versucht, mich zu töten«, fuhr Kacey unbeirrt fort. »Nicht zu vergewaltigen oder zu berauben, sondern zu töten. Ich dachte, ich wäre ein zufälliges Opfer gewesen, bis vor kurzem. Jetzt bin ich mir da nicht mehr so sicher. Erst gestern habe ich herausgefunden, dass mein Haus verwanzt ist. Und unterdessen sterben Frauen, die meine Zwillingsschwestern sein könnten, bei mysteriösen Unfällen – bei denen es alles andere als klar ist, ob es sich tatsächlich um Unfälle handelt. Shelly Bonaventure und Jocelyn Wallis sind beide in Helena geboren, und ich bin mir sicher, dass ich dort auf eine Fertilisationsklinik stoßen werde, in der die künstlichen Befruchtungen stattgefunden haben. Vielleicht gibt es dort auch eine Akte über Elle, selbst wenn sie woanders zur Welt gekommen ist.« Sie lehnte sich über den Schreibtisch. »Wie

viele werde ich dort finden, Gerald? Fünf? Zehn? Hundert? Fünfhundert?«

»Das ist doch verrückt«, knurrte er. Seine Wangen verfärbten sich feuerrot. »Es gibt keinen Serienkiller, der sämtliche Kinder einer bestimmten Fertilisationsklinik umbringt!«

»Nur die, die Sie gezeugt haben«, beharrte sie mit wiedergewonnener Überzeugung.

»Das wird ja immer aberwitziger!«

Darauf wusste sie nichts zu erwidern, dennoch war sie sich sicher, auf der richtigen Spur zu sein. Doch sie wollte es von ihm selbst hören. »Wie heißt diese Klinik?«, fragte sie. »Ich werde es so oder so herausfinden; es würde lediglich Zeit sparen und mir vielleicht einen Vorsprung vor dem Irren verschaffen, der mich umbringen will.«

»Du bist nicht durch künstliche Befruchtung gezeugt worden, das kannst du mir glauben.«

»Was nicht heißt, dass ich in Sicherheit bin. Wenn ich meine DNS mit der von diesen

Frauen vergleiche«, sagte sie und deutete auf die Fotos, »bekomme ich hundertprozentig das Ergebnis, dass wir von väterlicher Seite her miteinander verwandt sind.«

»Genug!« Jetzt stand er ebenfalls auf. Mit seinen fast eins fünfundachtzig überragte er sie um einen halben Kopf, was ihm erlaubte, über seine lange, gerade Nase hinweg auf sie herabzublicken. »Ja, in meiner Jugend habe ich mein Geld als Samenspender verdient. Aber ich habe keinen Beweis dafür, dass auch nur eines dieser Opfer ein Abkömmling von mir ist. Ich halte deine Theorie für an den Haaren herbeigezogen. Mehr noch: Sie ist verleumderisch. Ich habe mich heute mit dir getroffen, weil ich dachte, es wäre höchste Zeit, dich kennenzulernen, aber offensichtlich habe ich mich geirrt.«

»Es interessiert Sie also nicht, die Wahrheit über diese Frauen herauszufinden?«

»Nein, das tut es nicht. Wenn du mit deinen verrückten Beschuldigungen durch bist, würde ich mich gerne wieder meiner Arbeit zuwenden. Wichtiger Arbeit. Nicht nur, dass sie vielen Menschen aus dieser Gegend einen Arbeitsplatz gibt – unsere Produkte, von denen ich viele höchstpersönlich entwickelt habe, retten Leben.«

»Sie könnten noch viel mehr Leben retten, wenn Sie mir helfen würden, weitere Frauen ausfindig zu machen, die Sie gezeugt haben.«

Er griff bereits nach dem Telefon. »Ich denke, wir sind hier fertig.«

»Ich werde zur Polizei gehen.«

Kacey bemerkte, wie er den Nacken anspannte, doch er hatte sich unter Kontrolle. »Sie werden dich auslachen. Sei besser vorsichtig mit dem, was du behauptest, Acacia, sonst landest du noch in der Klapse.« Er lächelte kalt. »In der Familie gibt es eine lange Geschichte geistiger Erkrankungen.«

An der Doppeltür ertönte ein knappes Klopfen. Eine große Frau, die durch ihre High-Heels noch größer wirkte, kam ins Büro gefegt, als wäre es ihr eigenes. Sie hatte hohe Wangenknochen und die gleiche Nase wie der Mann, der wieder hinter dem Schreibtisch Platz genommen hatte. »Entschuldige, Dad, aber wir hatten einen Termin. Oh! Ich wusste nicht, dass du Besuch hast. Roxie hat schon Feierabend gemacht.« Sie lächelte Kacey an.

Gerald stand auf. »Du störst nicht, Clarrie. Es ist im Grunde sogar gut, dass du aufgetaucht bist. Ich möchte dich deiner Schwester vorstellen. Clarissa, das ist Acacia. Acacia, meine Tochter Clarissa.«

Wo zum Teufel hatte er sich da nur reingeritten?, fragte sich Trace, als er noch einmal nach Eli sah, der zusammengerollt auf der Couch schlief. Sarge lag neben ihm, er hatte sich wohl an den großen Trichter um den Kopf gewöhnt.

Trace hatte das Department mit dem deutlichen Gefühl verlassen, dass die beiden Detectives – Pescoli und Alvarez – enttäuscht waren, ihn nicht wegen Jocelyns Tod und Leannas Verschwinden festnageln zu können. Doch das war im Augenblick nicht seine Hauptsorge.

Nein, er sorgte sich um Kacey und darum, wie sie in dieses Chaos verstrickt war.

Ganz offensichtlich war sie in ihrem Haus nicht sicher, Hund hin oder her, da half auch die Schrotflinte ihres Großvaters nicht. Jemand war bei ihr eingedrungen, hatte Mikrophone versteckt und sie abgehört … Warum? Und was war, wenn tatsächlich ein Zusammenhang mit den ums Leben gekommenen Frauen bestand?

Es sah verdächtig danach aus.

Ein lautes Gähnen vom Sofa teilte ihm mit, dass Eli aufgewacht war. »Wie wär’s mit Käsemakkaroni?«, fragte er seinen Sohn. Eli, der literweise Flüssigkeit zu sich nehmen sollte, hatte weder Limo noch Gatorade noch Apfelsaft

und schon gar nicht das Vitaminwasser angerührt, die alle auf dem Tisch neben dem Sofa standen – ein Beweis dafür, dass ihm das Schlucken immer noch weh tat.

»Hab keinen Hunger.«

»Nun, du musst etwas essen, und du musst etwas trinken, und zwar viel.« Trace öffnete die Flasche mit dem rötlichen Vitaminwasser und hielt sie dem Jungen vor die Nase. »Denk dran, was du der Schwester im Krankenhaus versprochen hast. Ich möchte nicht, dass wir noch einmal dorthin müssen.«

»Auf keinen Fall!«, rief Eli mit finsterem Blick. Seine Stimme klang heiser, und er hustete, doch er hatte den Wink verstanden, nahm seinem Vater die Flasche aus der Hand und trank vorsichtig ein paar Schlucke.

Die Hausarbeit war liegengeblieben, Elis Lehrerin hatte Genesungswünsche gemailt und den versäumten Schulstoff, doch Trace beschloss, sich erst später damit zu befassen.

Zunächst einmal sollte sein Junge gesund werden. Die vergangene Nacht war für alle sehr aufregend gewesen.

Jetzt, da Eli wieder bei ihm war, wanderten seine Gedanken zu Kacey – einer Frau, die er kaum kannte und von der er trotzdem phantasierte.

Eli stocherte in seinen Käsemakkaroni, trank nun ein bisschen Saft und Gatorade, dann streckte er sich vor dem Fernseher aus und schaute seinen Lieblingskindersender. Der Junge schlief viel, doch jedes Mal, wenn Trace seine Temperatur maß, war sie weiter gesunken.

Er rief Kacey auf ihrem Handy an, doch es meldete sich nur ihre Mailbox, und er legte auf, ohne eine Nachricht zu hinterlassen.

Entspann dich, versuchte er sich zu beruhigen. *Sie ist bei der Arbeit.*

Trotzdem konnte er ein ungutes Gefühl nicht abschütteln. Er wusste nicht, was er denken

sollte, aber die versteckten Mikrophone waren tatsächlich da gewesen. Da gab es nichts zu leugnen.

Er schien Clarissa sämtlichen Wind aus den Segeln genommen zu haben. Sie starrte erst ihren Vater, dann Kacey an. »Meinst du das ernst?«, fragte sie schließlich und kniff leicht die Augen zusammen.

»Was denkst du denn?« Aus irgendeinem unerfindlichen Grund wirkte Gerald amüsiert. Es schien ihm zu gefallen, seine Erstgeborene aus der Fassung zu bringen.

»Dad, wirklich …«

»Sie ist Maribelles Tochter«, verkündete Gerald, als wäre seine Affäre mit Kaceys Mutter allgemein bekannt.

»War das nicht die Krankenschwester, die für dich gearbeitet hat? Ich erinnere mich an sie …« Dieses Mal fasste Clarissa Kacey genauer ins Auge. Langsam veränderte sich ihr

Gesichtsausdruck, wechselte von Schock und Verwirrung zu Abscheu.

»O Gott, Dad, jetzt sag bitte, dass das ein übler Scherz ist«, bat sie und schritt über den Teppich zu Johnsons Schreibtisch, ohne den Blick von Kacey zu wenden.

»Das ist kein Scherz. Acacia ist meine Tochter. Genau wie du.«

»Aber … nein … Herr im Himmel, weiß Mom davon?« Sie drehte sich zu ihrem Vater um.

»Schätze, sie ahnt es.«

»Du *weißt* es nicht?«

»Wir haben nie darüber gesprochen.«

»Du meine Güte, zuerst Robert und jetzt … jetzt du?«, fragte sie, wieder an Kacey gewandt. »Was hast du hier zu suchen?«

»Antworten«, erwiderte Kacey und fügte hinzu: »Schön, dich kennenzulernen.«

Clarissas Augenbrauen schossen in die Höhe. »Entschuldige, ich habe meine Manieren vergessen. Ich stehe offensichtlich unter Schock.«

Sie blickte ihren Vater an. »Was soll das? Erst Janet Lindley, dann Maribelle Collins – Robert, Acacia … Wie viele gibt es denn noch?«

Gerald zog scharf die Luft durch die Zähne.

»O nein!« Clarissa hatte die Fotos auf dem glänzenden Mahagonischreibtisch entdeckt. Mit gerunzelter Stirn nahm sie die Porträtaufnahme von Shelly Bonaventure zur Hand. »Ist das nicht diese Schauspielerin aus der Vampirserie, die vor ein paar Jahren auf Kabel gelaufen ist? Die, die Thane so gern gesehen hat?«

»Blutige Küsse«, bestätigte Kacey, während Gerald schnell den Rest der Fotos zusammenschob. Aber es war zu spät. Der Schaden war angerichtet.

»Auf einem ist die Frau zu sehen, die beim Joggen in eine Klamm gestürzt ist«, stellte Clarissa mit verkrampftem Gesichtsausdruck fest. »Wer ist die dritte, Dad?«

»Elle Alexander, eine meiner Patientinnen«, antwortete Kacey. »Mutter von zwei Kindern.«

»All diese Frauen sind vor kurzem gestorben, stimmt’s?« Ihre blauen Augen weiteten sich. »Was geht hier vor?«, fragte sie ihren Vater, dann, an Kacey gewandt: »Jetzt sag schon, warum bist du hier?«

Gerald stieß einen langen, tiefen Seufzer aus. »Wir sollten besser eine Familienkonferenz einberufen.« Er war blass, und zum ersten Mal, seit sie in sein Büro spaziert war, meinte Kacey, Gerald Johnson sein Alter anzusehen. Die Krähenfüße in seinen Augenwinkeln wirkten plötzlich tiefer, die Knöchel seiner Hände traten stärker hervor.

Alles nur Einbildung, sagte sie sich.

»Judd ist heute hier«, sagte er. »Und Robert auch, richtig?«

»Ich bin mir nicht sicher.« Clarissa zögerte. »Ich bin gerade erst aus einem Meeting mit der Buchhaltung gekommen, aber, ja, Robert war

heute Morgen im Labor … Cameron und Colton sind nicht da. Cam war in Spokane, wo er sich mit einem Lieferanten getroffen hat, und Colt …« Sie blickte auf ihre Armbanduhr. »Er müsste gleich landen. Er war in Seattle bei einer Besprechung mit dem Leiter der Kardiologie an der medizinischen Fakultät.«

Kacey wäre fast das Herz stehengeblieben, als sie an die Stadt dachte, in der sie so brutal überfallen worden war, und an die Klinik, in der sie ihr Praxisjahr absolviert hatte. JC war dort in der Herzabteilung tätig gewesen. Was für eine Ironie, dass ihr Erzeuger ebenfalls Herzchirurg gewesen war!

Aber das konnte auch nur Zufall sein. Seattle war eine große Stadt. Trotzdem überkam sie ein ungutes Gefühl.

Ohne zu zögern, fuhr Clarissa fort: »Was Thane angeht – keine Ahnung!« Sie blickte aus dem Fenster. »Wer weiß das schon?«

»Bitte alle, die du erreichen kannst, zu einem Treffen im Sitzungszimmer. Colt kannst du eine Nachricht auf dem Handy hinterlassen, dass er herkommen soll, sobald er gelandet ist. Cam können wir über Skype zuschalten.«

»Und Thane?«

»Ruf ihn an und frag ihn, ob er kommen kann oder sich ebenfalls über Skype zuschaltet.«

»Thane skypt nicht«, erinnerte ihn Clarissa, und Kacey hatte den deutlichen Eindruck, dass dieser Bruder, der dritte in der Geburtenfolge und der zweitgeborene eheliche Sohn, nicht nach den Regeln seines alten Herrn spielte. Ein Einzelgänger – oder das schwarze Schaf der Familie. Abgesehen davon, dass er sich nicht allzu weit von der Firma des Leithammels entfernt hatte. »Was ist mit Mom?«

»Lass sie im Augenblick noch da raus.« Gerald überlegte einen Augenblick, dann sagte er: »Ich werde das auf meine Weise regeln.«

»Gute Idee«, erwiderte Clarissa sarkastisch. »Das hat ja schon früher ganz wunderbar funktioniert. Wenn Lance mir das antäte, was du Mom antust, würde ich ihn voller Wonne bei *Jerry Springer* oder in sonst einer Schmutzwäsche-Fernsehshow zerreißen. Ich würde ihn in winzige Stücke schneiden, am besten mit einem Buttermesser.«

»Großherzigkeit war nie deine Stärke«, bemerkte ihr Vater trocken.

Clarissa zuckte die Achseln. »Das ist nur das, was ich empfinde, und da mir jemand diese Woche mein Gewehr geklaut hat, muss ich eben zu anderen Mitteln greifen. Wäre eine Axt besser?«

»Hör auf damit«, sagte ihr Vater warnend.

»Ich sagte nur, dass ich mich nicht so schikanieren lassen würde, und du würdest dir das auch nicht gefallen lassen. Wenn Mom dich betrogen und eine Horde von Bastarden in die

Welt gesetzt hätte, hättest du das niemals geduldet.«

»So etwas hätte deine Mutter nie getan.«

»Eben. Denn im Gegensatz zu dir besitzt sie zumindest ein Minimum an Klasse.« An Kacey gewandt, fügte Clarissa sarkastisch hinzu: »Gratuliere. Es braucht einiges, um dieses Hornissennest aufzumischen, und es sieht ganz so aus, als sei dir das gelungen.« Sie stampfte aus dem Büro, zornig wie eine Bärenmutter, die ihre Jungen bedroht sieht.

Gerald warf einen letzten flüchtigen Blick auf die Fotos der toten Frauen in seiner Hand, dann steckte er sie in eine lederne Aktenmappe, die neben seinem Schreibtisch stand. »Clarissa hat recht. Ich befürchte, du hast etwas ins Rollen gebracht, das du noch bereuen wirst.«

Doch Kacey würde sich von niemandem abschrecken lassen, nicht, wo sie schon so weit gekommen war. »Da mache ich mir keine

Gedanken.« Aber das war gelogen, und sie wussten es beide.

Kapitel 29

Gerald Johnson und seine Tochter Clarissa schienen Kaceys Anwesenheit vergessen zu haben, so beschäftigt waren sie mit der Einberufung der Familienkonferenz. »Entschuldigung«, sagte Kacey und räusperte sich.

»Der Sitzungsraum ist geradeaus den Gang entlang Richtung Nord-Entree. Wir kommen *jetzt* zusammen«, machte Clarissa sie aufmerksam.

»Ich habe nicht vor aufzubrechen«, sagte Kacey. *Noch nicht.* »Ich muss nur noch einen Anruf erledigen.«

Beide sahen ihr mit ernster Miene nach, als sie das Büro verließ. Da hatte sie gedacht, sie sei paranoid, und nun stellte sich heraus, dass das in der Familie lag.

Sie ging in Richtung Sitzungszimmer, rüttelte an den Türen, die, so stellte sie fest, allesamt verschlossen waren, dann wählte sie die Nummer vom Büro des Sheriffs, die sie in ihrer Handy-Adressliste gespeichert hatte.

»Detective Alvarez, bitte«, sagte sie, als der Anruf beim Empfang einging. »Mein Name ist Dr. Lambert, ich hatte schon einmal angerufen.«

Sie wurde sofort durchgestellt. »Alvarez«, meldete sich eine der beiden ermittelnden Detectives.

»Hier Kacey Lambert. Ich weiß, dass Sie mit Trace O'Halleran gesprochen haben. Er hat die Mikrophone entdeckt.«

»Ja. Wir würden gern bei Ihnen vorbeischauen und uns selbst ein Bild machen. Heute Nachmittag?«

»Geht es auch erst am Spätnachmittag?«, fragte Kacey. »Ich habe einen Termin außerhalb der Stadt, und es könnte ein wenig länger

dauern. Aber ich bin wirklich sehr daran interessiert, dass die Abhöranlage wieder aus meinem Haus verschwindet.«

»Rufen Sie uns an, sobald Sie auf dem Heimweg sind.«

»Vielen Dank«, sagte Kacey aufrichtig.

Als Nächstes rief sie Trace an, der sich so schnell meldete, als hätte er das Telefon bereits am Ohr gehabt.

»Kacey«, sagte er. Allein die Art und Weise, wie er ihren Namen aussprach, ließ sie dahinschmelzen.

»He. Ich treffe mich später bei mir zu Hause mit der Polizei. Sie wollen die Mikrophone entfernen, denke ich, auf jeden Fall aber einen Blick darauf werfen. Ich bin froh, wenn die Wanzen endlich weg sind.«

»Das kann ich verstehen. Bist du bei der Arbeit?«

»Im Augenblick habe ich einen Termin außerhalb der Klinik«, sagte sie, da sie ihm im

Augenblick nicht alles erklären wollte. Sie wusste ja selbst noch nicht, was sie von den Johnsons halten sollte. »Ich habe den Beamtinnen gesagt, dass ich mich bei ihnen melde, sobald ich auf dem Heimweg bin.«

»Ruf mich bitte ebenfalls an.«

»Mache ich.«

»Kacey …«

»Ja?«

»Sei vorsichtig«, bat er. Offensichtlich ahnte er mehr, als sie vermutete.

»Bis heute Abend«, sagte sie, dann steckte sie ihr Handy in das dafür vorgesehene Fach in ihrer Handtasche und sah mit zunehmender Nervosität, wie Gerald und Clarissa aus dem Büro traten und den Gang hinunter auf sie zukamen.

»Nun hau schon ab und sieh nach deinen Kindern«, sagte Alvarez zu Pescoli. »Hier

passiert ja doch nichts, bis wir uns an Dr. Lamberts Haus treffen.«

»Ich fahre schnell heim, scheuche Chris aus dem Haus, sollte er da sein, und bin gleich wieder zurück.«

Alvarez winkte ab. Im Augenblick hingen sie in der Warteschleife. Warteten auf die Laborergebnisse. Warteten auf Rückrufe. Warteten, warteten, warteten.

Sie setzte sich an ihren Schreibtisch. Ihr Blick schweifte über ihre Notizen. Noch fehlte das Bindeglied, das alles zu einer sinnvollen Einheit zusammenfügte. Sie blätterte durch die Seiten mit Geistesblitzen, Ideen, Kritzeleien und anschließend durch Akten voller Berichte und kam zu dem Schluss, dass sie nicht mehr tun konnte als das, was sie schon getan hatte: Anrufe tätigen. Druck machen. Immer in der Hoffnung, auf jemanden zu stoßen, der neue Informationen für sie hatte.

Ihre Augen blieben an der Nummer von Elle Alexanders Eltern in Boise hängen. Sie hatte es schon zweimal probiert und Nachrichten aufs Band gesprochen, aber nie hatte jemand zurückgerufen. Sie waren in Trauer. Das verstand sie. Vielleicht waren sie der Ansicht, dass es genügte, wenn die Behörden mit Tom, Elles Ehemann, sprachen. Die meisten Menschen verabscheuten es, wenn die Polizei in ihre Privatsphäre eindrang, selbst wenn das ein notwendiges Übel war.

Sie wählte und überlegte währenddessen, was sie sagen wollte. Es klingelte und klingelte. Selena glaubte schon, wieder mit dem Anrufbeantworter verbunden zu werden, als sich eine zurückhaltende Frauenstimme meldete. »Hallo?«

»Hier spricht Selena Alvarez. Mrs. Morris?«, fragte die Latina mit einem Blick in ihre Unterlagen. Elles Eltern hießen Brenda und Keane

Morris, beide waren bereits im Ruhestand. Er war Pilot, sie Grundschullehrerin gewesen.

»Sie rufen aus Montana an, vom Büro des Sheriffs in Pinewood County, steht auf dem Display. Es geht um Elle, hab ich recht?«

»Ja, Madam. Wir stellen Ermittlungen wegen des Verdachts auf Fremdeinwirkung beim Unfall Ihrer Tochter an.«

»Sie halten das Ganze also nicht nur für einen schrecklichen Unfall?« Ihre Stimme klang kläglich.

»Wir wissen es nicht und möchten gerne auf Nummer sicher gehen.«

Mrs. Morris fing leise an zu schluchzen. Alvarez empfand tiefes Mitleid mit ihr. Das war der schwerste Teil ihres Jobs.

»Darf ich Ihnen ein paar Fragen stellen?«

»Nur zu«, sagte Mrs. Morris und holte zitternd Luft.

»Wir haben Ihren Schwiegersohn, Tom Alexander, vernommen. Elle hat mit ihm telefoniert, als sie von der Straße abgekommen ist.«

»Tom liebt Elle. Er ist am Boden zerstört. Wie wir alle.«

»Tom hat ausgesagt, Ihre Tochter habe ihm erzählt, dass sie von einem anderen Fahrzeug bedrängt wurde. Hat er mit Ihnen darüber gesprochen?«

»Er sagte, Elle habe gedacht, der Fahrer wolle sie umbringen. Ich weiß nicht, was ich davon halten soll. Manchmal bildet man sich solche Sachen ein, vor allem beim Autofahren. Wissen Sie, was ich meine?«

»Ja.«

»Er sei ihr hinten aufgefahren, hat sie zu Tom gesagt. Und dass seine Scheinwerfer sehr grell gewesen seien. Doch dann hat sie wohl das Handy fallen lassen … Tom hat die Neun-eins-eins angerufen, wie sie ihn gebeten hat.«

»Wissen Sie, ob Ihre Tochter irgendwelche Feinde hatte?«

»Aber nein! Nicht Elle! Alle mochten Elle. Jayne Drummond, ihre beste Freundin von der Highschool, wohnt noch hier in der Gegend; sie ist vorbeigekommen, und wir haben darüber gesprochen, wie beliebt sie war.« Mrs. Morris schluckte und schien erneut mit den Tränen zu kämpfen. »Sie können gerne mit ihr reden.«

»Sie haben noch einen Sohn.«

»Bruce. Er ist verheiratet und lebt in Florida. Ich kann Ihnen auch seine Telefonnummer geben.«

»Vielen Dank.«

Alvarez schrieb die Nummern mit, die Brenda Morris ihr durchgab. Die nächsten Fragen, die sie Elles Mutter stellen würde, mochten seltsam klingen, und sie war sich nicht sicher, wie sie sie formulieren sollte. »Mrs. Morris«, fing sie leicht zögerlich an, »wir ermitteln in noch einem Todesfall. In Grizzly Falls ist eine

weitere junge Frau ums Leben gekommen – entweder ist sie unglücklich gestürzt oder mit Absicht über eine Brüstung gestoßen worden.«

»Das tut mir sehr leid für ihre Familie«, sagte Brenda aufrichtig.

»Wir bemühen uns, auch in ihrem Fall Klarheit zu schaffen«, erklärte Alvarez. »Die Frau, Jocelyn Wallis, weist eine gewisse äußerliche Ähnlichkeit mit Ihrer Tochter auf – so groß, dass sich die Frage stellt, ob die beiden miteinander verwandt sind. Wenngleich ich davon ausgehe, dass es sich um einen seltsamen Zufall handelt, wie er von Zeit zu Zeit vorkommt, muss ich doch die Möglichkeit ausschließen, dass das tatsächlich der Fall ist. Vielleicht kannten die beiden einander?«

Das war in der Tat weit hergeholt, und Alvarez konnte die Verlegenheit in ihrer eigenen Stimme hören, doch die Theorie, die Trace O'Halleran ihnen erläutert hatte, machte Fragen in diese Richtung unumgänglich. Wenn sie

nur zwei der Frauen in Zusammenhang bringen könnte, ergäbe sich der Rest vielleicht von selbst.

»Nein …«

»Elle wurde in Boise geboren?«

»Ja.«

»Hatte sie irgendwelche Verbindungen zu Helena?«

Am anderen Ende der Leitung atmete Mrs. Morris scharf ein. »Nein …«

Alvarez' Puls schnellte in die Höhe. Da war etwas. »Entschuldigen Sie, aber es klingt so, als würden Sie an etwas Bestimmtes denken?«

»Es ist … Ich weiß nicht … Ich verstehe nicht, wie Sie darauf kommen konnten.«

»Verraten Sie mir, was genau Sie meinen?«

»Du liebe Güte! Mein Mann … ach je, ach je.« Sie seufzte. »Wir hatten erfahren, dass mein Mann keine Kinder zeugen kann, also haben wir uns an eine Fertilisationsklinik in

Helena gewendet, um einen Spender zu finden. Die Klinik gibt es längst nicht mehr.«

»Einen Samenspender, meinen Sie«, konkretisierte Alvarez vorsichtig.

»Ja. Ja. Meine beiden Kinder stammen von demselben Samenspender.«

»Elle und Bruce.«

»Wir haben nie jemandem etwas davon erzählt. Bruce weiß es noch immer nicht, und auch Elle wusste nichts davon. Mir ist klar, dass ich es meinen Kindern irgendwann sagen sollte, aber es schien nie der richtige Zeitpunkt zu sein, und jetzt ist Elle tot …«

»Diese Klinik. Erinnern Sie sich an den Namen?«

»Lassen Sie mich überlegen. Wir haben sie immer nur ›die Klinik‹ genannt. Aber ich verstehe nicht, warum Sie das wissen müssen, und auch nicht, was das zu bedeuten hat.«

»Vielleicht gar nichts. Ich möchte nur wirklich sichergehen. Können Sie mir noch mehr darüber erzählen?«

Sie atmete tief durch, dann sagte sie: »Ich weiß nicht, ob Sie etwas damit anfangen können: Die Nummer des Samenspenders ist 727. Mein Mann und ich haben das behalten, weil mein Mann Pilot war und damals bei seiner Fluglinie genau den Typ Jet geflogen hat. Wir haben das immer für ein gutes Zeichen gehalten.«

»Nach welchen Kriterien haben Sie den Spender ausgesucht?«

»Er war Medizinstudent, hatte dunkles Haar und blaue Augen. Seine Größe stimmte in etwa mit der von Keane überein, und er war sportlich. Wir wollten, dass unsere Kinder uns beiden ähnlich sehen.«

»Ich verstehe.«

»Diese andere Frau … die, die gestürzt ist …«

Alvarez, die keine Fragen beantworten wollte, von denen sie nicht wusste, wohin sie führten, fiel ihr rasch ins Wort: »Ich habe noch nicht alle Hintergrundinformationen über Miss Wallis, aber ich weiß, dass sie als Lehrerin in Grizzly Falls gearbeitet hat und sehr beliebt war.«

»Genau wie Elle.« Sie seufzte. »Ich war ebenfalls Lehrerin. Es ist alles so schwer, nicht wahr?«

»Ja, Madam. Das ist es.« Alvarez' Worte waren aufrichtig gemeint, und die ältere Frau hörte ihr unausgesprochenes Mitgefühl.

»Wenn Elle umgebracht worden ist … wenn das tatsächlich der Fall sein sollte, dann werden Sie den Mörder finden und es mich wissen lassen?«

»Ja, das werde ich«, versprach Alvarez.

»Danke«, sagte sie.

Nachdem Brenda Morris aufgelegt hatte, verharrte Alvarez ein paar Minuten reglos vor ihrem Schreibtisch.

Ein Samenspender.

Konnte das sein?

Waren diese Frauen tatsächlich miteinander verwandt? Genau das war die Theorie von Trace O'Halleran und Dr. Lambert, die Theorie, die niemand wirklich für möglich halten wollte. Hatten Elle Alexander, Shelly Bonaventure, Jocelyn Wallis, Leanna O'Halleran, Kacey Lambert und wer weiß wie viele andere ein und denselben Vater? War *das* das fehlende Bindeglied?

Plötzlich wurde sie aktiv, schnappte sich ihr Handy und drückte die Kurzwahltaste für Pescoli, die sich nach dem fünften Klingeln meldete.

»Ja?« Sie klang zutiefst genervt.

»Ich hab was.«

»Hm.«

»Nein, ich bin wirklich auf etwas gestoßen. Kannst du zurück ins Department kommen?«

»Erst muss ich hier noch rumschreien«, teilte Pescoli ihr unvermittelt mit. »Und zwar jede Menge!«, brüllte sie eine oder mehrere Personen im Hintergrund an.

»Beeil dich mit der Schreierei«, riet Alvarez ihr und legte auf. Ihre Gedanken rasten.

War es möglich, dass die betroffenen Frauen – die Opfer – in derselben Fertilisationsklinik gezeugt worden waren? Hatten ihre Mütter alle ein und denselben Spender ausgewählt? Samenspender Nummer 727?

Doch selbst wenn das zutraf, welche Bedeutung hatte es? Warum starben die Töchter? Warum wurden sie umgebracht?

Wenn …

Wenn sie denn tatsächlich umgebracht wurden.

Doch genau davon gehst du aus, nicht wahr? Sie sind ermordet worden, egal, ob Pescoli deiner Ansicht ist oder nicht.

Sie griff erneut zum Hörer und rief das Labor an, frustriert, dass man sie weiter hinhielt. Nachdem sie aufgelegt hatte, wählte sie Ashley Tangs Durchwahl und sagte: »Ich brauche die Ergebnisse der DNS-Untersuchung, und zwar gestern. Gibt es denn niemanden im Labor, den du unter Druck setzen könntest?«

»Sie arbeiten dran. Du weißt doch, wie das ist«, erwiderte die forensische Assistentin.

»Es ist mir so was von egal, wie das ist! Ich brauche Antworten!«

»Nun, eine habe ich für dich. Zwar nicht, was die DNS angeht, aber etwas anderes.«

»Da bin ich aber gespannt.«

»Das Gift, das wir bei der chemisch-toxikologischen Untersuchung von Jocelyn Wallis

gefunden haben – wir glauben, dass es ins Kaffeepulver gemischt wurde.«

»Mit Absicht?«

»Vermutlich schon. So etwas passiert nicht versehentlich.«

»Um sie umzubringen?«

»Das nun wiederum nicht. Dafür war die Dosis zu gering, aber vielleicht finden wir ja noch mehr.«

Alvarez' Gedanken sprangen zu Kacey Lambert. Die Mikrophone. War auch Jocelyn Wallis verwanzt gewesen, und der Killer hatte die Abhöranlage entfernt, bevor sie ihre Wohnung untersuchten?

»Ich werde noch mehr Kaffeepulver untersuchen lassen«, sagte Alvarez. »Danke. Ich bring's dir dann vorbei.«

Als sie auflegte, raste ihr Puls; ihr Atem ging schnell. War Dr. Lambert im Visier eines Killers?

Es sah ganz danach aus.

»Pescoli! Beweg deinen Hintern hierher!«, dachte sie laut.

»Ständig flippst du aus«, erklärte Jeremy und funkelte sie vom Sofa aus an. Er hielt sein Handy in die Höhe. »Das ist doch nur ein Foto! Was ist denn schon dabei?«

»Wenn Heidis Vater das in die Finger kriegt, ist er sicher ganz anderer Meinung«, erwiderte Pescoli.

»Du hast es ihm gezeigt!«

»Wie hätte ich es ihm zeigen können? Es ist auf *deinem* Handy. Aber er weiß davon, sieh dich also vor. Solche Bilder übers Internet zu verschicken, ist keine gute Idee.«

»Daran ist nichts Illegales! Absolut nicht!«

»Nun verdreh mir mal nicht das Wort im Mund. Ich sagte, das ist keine gute Idee. Punkt.«

»Es ist doch bloß auf meinem Telefon. Auf *meinem.* Das du ohne zu fragen kontrolliert

hast. Das nenne ich Verletzung der Privatsphäre!«

»Verletzung der Privatsphäre?« Pescoli machte eine weit ausholende Armbewegung, um auf das Chaos um sie herum zu verweisen, die Überbleibsel von Jeremys Computerspielerei: leere Limobecher, ein Teller mit den Resten seines oder Biancas Käsesandwiches – das würde noch geklärt werden müssen. Mehrere Paar Schuhe lagen kreuz und quer auf dem Fußboden verstreut. »Alles, was du in letzter Zeit tust, ist eine Verletzung *meiner* Privatsphäre.«

»Na schön. Dann gehe ich eben.« Er stapfte durchs Wohnzimmer und die Treppe zu seinem Zimmer hinunter.

»Gottlob. Er hat mich erhört.«

»Mom …?«, ertönte Biancas Stimme vom Ende des Flurs. Pescoli eilte zum Zimmer ihrer Tochter und steckte den Kopf zur Tür hinein. Bianca lag auf dem Bett, die Augen weit

aufgerissen, den Tränen nahe. »Warum kann Chris nicht zu uns kommen?«

»Weil ich gleich weg muss. Er darf nur kommen, wenn ich da bin.«

»Ich wünschte, er wäre hier. Er bringt mir immer was zu trinken.«

»Ich kann dir gern ein Glas Wasser holen. Hast du dein Käsesandwich gegessen?«

»Was für ein Käsesandwich?«

»Jeremy!«, brüllte Pescoli und schoss aus Biancas Zimmer zur Treppe.

»Ich hab sie gefragt! Sie hat gesagt, sie will nichts!«, schrie er zurück.

Pescoli kehrte zu Bianca zurück und sah ihre Tochter an, die sich unter der Bettdecke vergraben hatte. »Gibt es etwas, worauf du Lust hast?«, fragte sie.

»Suppe.«

»Tut’s auch eine aus der Dose?«

Bianca nickte. »Hühnersuppe mit Nudeln.«

Als Regan in die Küche eilte, um diese kulinarische Köstlichkeit aufzuwärmen, hörte sie ein leises »Danke, Mom«. Sie atmete auf und hätte beinahe gelächelt. Manchmal war es doch schön, Kinder zu haben, selbst wenn es kleine Ungeheuer wie Jeremy und Bianca waren.

Dreißig Minuten später war sie zurück im Department. Als sie das Büro betrat und zu Alvarez' Schreibtisch hinüberging, legte diese gerade den Telefonhörer auf. »Was gibt's denn?«, fragte sie, und ihre Partnerin erzählte ihr ausführlichst von der Samenspendertheorie.

»Was sagst du nun?«, fragte sie, als sie geendet hatte.

Pescoli nickte nachdenklich. »Wow«, sagte sie. »Und was hat das zu bedeuten?«

»Das versuche ich noch herauszufinden. Aber das ist das fehlende Bindeglied. Der gemeinsame Nenner.«

»Vorausgesetzt –«

»Pescoli«, bellte Cort Brewster, als würde ihm das Aussprechen ihres Namens einen üblen Nachgeschmack bereiten.

»Kommen Sie in mein Büro.« Dann, als hätte er noch einmal nachgedacht, fügte er hinzu: »Bitte.«

»Verflucht«, murmelte sie und folgte dem stellvertretenden Sheriff.

Brewster machte sich nicht die Mühe, an seinem Schreibtisch Platz zu nehmen. Auch Pescoli setzte sich nicht, sondern blieb lieber stehen.

»Ich habe mit Heidi gesprochen. Sie behauptet, es gibt keine solchen Fotos.«

»Nun, dann …«

»Ich denke, sie sagt womöglich nicht die Wahrheit«, räumte er ein. Pescoli zog die Augenbrauen hoch. Das war eine Überraschung. »Es ist kein Geheimnis, dass es mir gar nicht gefällt, dass Ihr Sohn mit meiner Tochter geht. Er ist ein Windhund, und wenn ich könnte,

würde ich ihm einen kräftigen Tritt in den Hintern verpassen.«

»Das haben Sie schon einmal versucht«, erinnerte ihn Pescoli.

»Ich brauche keinen arbeitslosen Loser, der bei uns rumhängt, und Heidi auch nicht. Er hat einen schlechten Einfluss auf das Mädchen. Sie und ich, wir sind zwar nicht immer einer Meinung, aber wir müssen miteinander arbeiten. Ich tue mein Möglichstes, professionelle Distanz zu wahren. Dasselbe erwarte ich von Ihnen.« Er zögerte, und als Pescoli nichts darauf erwiderte, fügte er hinzu: »Das ist alles.«

Regan machte auf dem Absatz kehrt und marschierte aus seinem Büro, genervt, frustriert. Sie fühlte sich überfordert, aber das würde sie Cort Brewster gegenüber niemals eingestehen. Mistkerl.

Plötzlich sehnte sie sich schmerzlich nach Joe. Wie wunderbar wäre es, wenn er noch da wäre. Ihre Ehe war nicht perfekt gewesen,

doch jetzt hätte sie seinen kühlen Kopf gut gebrauchen können, wenn es darum ging, ihren Sohn zur Vernunft zu bringen.

Ihre Gedanken wanderten zu Santana. Zu dem Mann, den sie liebte. Vielleicht sollte sie doch bei ihm einziehen. Worauf wartete sie eigentlich? Dass ihre Kinder ihn akzeptierten? Ha, da würde eher die Hölle zu Eis gefrieren.

Pescoli versuchte, die Unterhaltung mit Brewster aus ihren Gedanken zu verbannen, und kehrte an Alvarez' Schreibtisch zurück. »Soll ich Jocelyn Wallis' Eltern anrufen und sie fragen, ob ihr Dad Samenspender war?«

»Ich habe ihnen bereits eine Nachricht auf Band gesprochen und sie um Rückruf gebeten«, sagte Alvarez. »Aber ich glaube, es ist jetzt wirklich an der Zeit, dass wir uns mit der Sache an Grayson wenden.«

In Alvarez' Stimme schwang ein merkwürdiger Unterton mit, den Pescoli offenbar nicht

hören sollte. »Was ist mit dir und dem Sheriff?«, fragte sie ihre Partnerin rundheraus.

»Gar nichts, ich bitte dich!«, erwiderte diese ungewohnt scharf.

Grayson, der gerade aus seinem Büro trat, sah, dass Alvarez und Pescoli direkt in seine Richtung marschierten, machte kehrt, winkte sie hinein und fragte: »Was gibt’s?«

»Wir glauben, dass der Tod von Elle Alexander mit dem von Jocelyn Wallis in Zusammenhang steht«, sagte Alvarez. »Und womöglich mit dem von anderen Frauen.«

»Sollte ich mich besser setzen?«

»Ich würde Ihnen schon dazu raten«, erwiderte Pescoli trocken.

Zwanzig Minuten später beendete Alvarez ihren Bericht mit: »Es gibt eine Menge offene Fragen, und wir sind noch dabei, uns mit den Angehörigen der Opfer zu befassen. Doch eines steht fest: Die Opfer sind allesamt weiblich. Brenda Morris, die Mutter von Elle Alexander,

hat angegeben, dass ihre Kinder beide mit dem Samen von Spender Nummer 727 gezeugt wurden. Ihr Sohn Bruce lebt in Florida und ist offensichtlich gesund und munter. Steht er ebenfalls auf der Liste? Oder geht es nur um Frauen?«

»Eine Liste …«, wiederholte Grayson matt. »Das setzt voraus, dass es tatsächlich weitere Opfer gibt.«

»Vielleicht sehr viele«, mutmaßte Alvarez.

»Jedes Jahr an Weihnachten«, brummte Pescoli. »Hochsaison für durchgeknallte Killer.«

Graysons Augen begegneten denen von Alvarez. Pescoli blickte von dem einen zum anderen. Sturgis, Graysons schwarzer Labrador, kroch unter dem Schreibtisch seines Herrchens hervor, streckte sich und gähnte.

»Üble Geschichte«, murmelte Grayson. »Besorgen Sie mir weitere Informationen. Wenn da

draußen ein Serienmörder durch die Gegend läuft, werde ich das FBI einschalten müssen.«

»Wir treffen uns später mit einer der Doppelgängerinnen.« Alvarez wandte die Augen ab und schaute aus dem Fenster.

»Glauben Sie, sie steht ebenfalls auf dieser Liste?«, fragte Grayson.

Alvarez sah Pescoli an. Pescoli erwiderte ihren Blick.

»Ja«, sagte sie dann. »Davon gehe ich aus.«

Kapitel 30

Das Sitzungszimmer war nicht anders ausgestattet als der Rest des Gebäudes. Auf dem grauen Industrieteppich stand ein langer Glastisch, umgeben von zehn schwarzen Lederstühlen. An einer der Wände war ein schmales, niedriges Schränkchen aufgestellt, darüber hing eine Bronzeskulptur mit fliegenden Gänsen. Die anderen beiden Innenwände waren aus Glas, herabgelassene Jalousien verwehrten den Blick ins Innere, während die Außenwand aus einer durchgehenden Glasscheibe bestand, durch die man einen eindrucksvollen Ausblick auf die umliegenden Berge hatte. Dieser Teil des Gebäudes war auf schräg abfallendem Gelände gebaut, so dass man im Sitzungszimmer den Eindruck hatte, sich im oberen

Stockwerk zu befinden. Unten lag ein weiterer Teich, Schnee sammelte sich auf der zugefrorenen Wasseroberfläche.

Wenn die gedeckten Farben und die dramatische Aussicht dazu dienen sollten, Ruhe oder Frieden zu suggerieren, so wurde diese Aura gesprengt, als Gerald Johnsons Sprösslinge den Raum betraten und sich zu Kacey, Clarissa und ihrem Vater an den Tisch setzten. Ein paar Blicke gingen in Kaceys Richtung, und obwohl so manch einer davon neugierig wirkte, schien niemand wirklich überrascht zu sein.

Zweifelsohne hatte Clarissa alle vorgewarnt. Sie saß auf dem Stuhl zur Rechten ihres Vaters wie der Apostel Johannes auf Leonardo da Vincis Gemälde »Das Abendmahl«. Gerald Johnsons Älteste öffnete ihre Computertasche und nahm ihren Laptop heraus, ganz so, als wäre das hier ein reguläres Geschäftstreffen und sie wolle sich Notizen machen oder Informationen austauschen.

Sie schaute zu Kacey hinüber, die ihr am Tisch gegenübersaß. In ihrem Blick lag mehr als nur ein Anflug von Verdruss. Clarissa war das klassische Beispiel der bissigen, herrischen Erstgeborenen. Ihr fast schwarzes Haar trug sie kurz geschnitten, mit Strähnchen in einem Farbton irgendwo zwischen blutrot und violett, was ihr schwarzes Kostüm mit dem knielangen Rock ein wenig aufpeppte.

Noch bevor ein Wort gewechselt wurde, betraten nacheinander zwei Männer das Sitzungszimmer: Die Zwillinge, die heute nicht in der Firma gewesen waren, waren eingetroffen. Beide trugen Baumwollhose, Anzughemd und Sakko. Der Erste, das Haar ungekämmt und mit Fünf-Uhr-Bartschatten auf dem kantigen Kinn, trat auf Kacey zu und lächelte sie freundlich an. Seine Nase war nicht ganz gerade, als hätte er sie sich mindestens einmal gebrochen. »Colt Johnson«, stellte er sich vor, als wolle er sie in ein Verkaufsgespräch verwickeln. »Wie ich

hörte, bist du unsere lang verschollene Schwester.«

»Das ist so nicht ganz korrekt«, stellte Clarissa klar, aber er ignorierte sie.

Mit den für die Johnsons typischen blauen Augen und dem leicht welligen Haar sah er seinem alten Herrn sehr ähnlich, nur ein wenig feiner: Die scharfgeschnittenen Züge hatte er von seiner Mutter geerbt. »Lass dich nicht von Clarrie verunsichern«, riet er ihr. Clarissa schnaubte, worüber er grinste; kleine Grübchen bildeten sich in seinen Wangen.

»Ich bin Kacey Lambert.« Sie schüttelte seine Hand.

Colt zog eine seiner breiten Augenbrauen in die Höhe. »Nun, Kacey, da hast du dir ja eine höllische Familie ausgesucht.«

»Habe ich das?«

»O ja.« Colt nahm neben Kacey Platz, während sein Zwilling, der ihm auf dem Absatz gefolgt war, sich ihr als Cameron vorstellte.

Obwohl er genauso aussah wie Colt, war er frisch rasiert und tadellos frisiert.

»Nur fürs Protokoll: Ich bin der klügere Zwilling«, sagte er, und sein Bruder brach in Gelächter aus.

Clarissa schob das Kinn vor. »Das ist nicht wirklich komisch.«

»Natürlich ist es das«, widersprach Colt. »Ein kleiner Nebenkriegsschauplatz. Willkommen im Familienzirkus der Johnsons.«

Cameron grinste schief und nickte.

Clarissas Lippen wurden schmal.

»Und, macht’s Spaß?«, fragte Cameron, aber offenbar nicht nur an Kacey, sondern an alle Anwesenden gewandt.

Gerald schüttelte den Kopf. »Setz dich einfach hin«, legte er seinem Sohn nahe. Cameron ließ sich auf einen Stuhl einen Platz von Clarissa entfernt fallen, Colt gegenüber. In dem Augenblick traf der vierte Sprössling der Johnsons ein.

Judd.

Sie erkannte ihn von den Fotos, die sie sich angeschaut hatte.

Bislang war er der Größte und hatte die breitesten Schultern. Während die Zwillinge gebaut waren wie Basketballspieler, hatte er den Körper eines Quarterbacks. Sein glattes Haar war pechschwarz, fast bläulich, sein Gesicht gründlich rasiert. Er trug einen schwarzen Geschäftsanzug, ein gestärktes weißes Hemd und sah aus wie der typische Firmenanwalt, obwohl ihr auffiel, dass er seine Krawatte leicht gelockert hatte. Er sah sie mit verblüffend blauen Augen an, in seinem Blick lag etwas Rastloses, Getriebenes.

»Judd, das ist –«, stellte Gerald vor.

»Acacia«, fiel ihm sein Sohn ins Wort. »Ich weiß.« Er schüttelte ihre Hand. Sehr viel ernster als die Zwillinge sagte er: »Ich vermute, ich sollte dich im Kreise der Familie

willkommen heißen, aber ich bin mir nicht sicher, ob das so eine gute Idee ist.«

»Nicht?«

Einer seiner Mundwinkel zuckte lakonisch in die Höhe. »Du wirst schon sehen«, sagte er und nahm zur Linken seines Vaters Platz.

Gerald blickte auf die Uhr und sah dann seine Tochter an. »Hast du Robert informieren können?«, fragte er, doch noch bevor Clarissa antworten konnte, ging die Tür auf, und ein Mann, den Kacey nicht kannte, kam hereingestürmt.

Offensichtlich der noch fehlende Robert Lindley.

Gerald stellte sie rasch einander vor. »Acacia, das ist mein Sohn Robert, Robert, das ist Acacia Lambert. Sie ist deine Halbschwester.«

»Das habe ich schon gehört.« Robert nickte ihr zu, dann setzte er sich auf den freien Stuhl zwischen Cameron und Clarissa. Obwohl er

seinen Halbgeschwistern ähnelte, fehlte seinen Zügen das Geschliffene, das die anderen als Noreen Johnsons Kinder auswies. Roberts Stirn war ausgeprägter, sein Haaransatz ging leicht zurück, doch in seinem kaffeebraunen Haar war keine Spur von Grau zu finden. Auch seine Augen waren blau, das Markenzeichen der Familie, aber seine Nase war breiter als die seiner Halbbrüder, die Augenbrauen buschiger, die Haut ein bisschen blasser. Sein Körperbau ähnelte mehr dem von Judd als dem der Zwillinge. Er war groß und muskelbepackt, als würde er so oft wie möglich trainieren.

»Wo ist Thane?«, erkundigte sich Gerald, darauf bedacht, das Meeting endlich in Gang zu bringen.

»Das weiß ich genauso wenig wie du. Ich hab ihm eine Nachricht auf der Mailbox hinterlassen«, antwortete Robert.

»Er war hier«, schaltete sich Judd ein. »Ich habe vor nicht mal zehn Minuten gesehen, wie

er auf dem Parkplatz seinen Wagen abgeschlossen hat.«

»Soll er doch kommen, wann er will.« Clarissa hatte offenbar genug von den Sperenzchen ihres jüngeren Bruders. »Kommen wir zur Sache. Wie ihr wisst, ist Acacia Lambert« – sie deutete auf Kacey – »unsere Halbschwester, ihre Mutter ist Maribelle Collins. Acacia behauptet, erst vor kurzem erfahren zu haben, dass sie denselben Vater hat wie wir.«

»Ich denke, an dieser Stelle sollte ich übernehmen, Clarissa«, fiel ihr Gerald ins Wort. Er wandte sich an die Versammelten, räumte ein, mit Kaceys Mutter eine Affäre gehabt und von seiner Tochter gewusst zu haben. Er lobte ihre Entscheidung, Ärztin zu werden, und gab an, ihren Ex-Ehemann, den berühmten Herzchirurgen J. C. Lambert, zu kennen. Kacey krümmte sich innerlich bei seinen Worten. Vor allem die Überraschung, dass er J. C. kannte, traf sie, doch sie zwang sich, sich nichts

anmerken zu lassen, obwohl die anderen um sie herum zunehmend angespannter wirkten. Gerald entschuldigte sich bei seinen Kindern und versprach ihnen, mit ihrer Mutter zu sprechen und alles ins Reine zu bringen.

Es war merkwürdig, ihm zuzuhören, und Kacey fragte sich, wie viele seiner Worte wohl von Herzen kamen und wie viele lediglich Show waren. Jeder hier schien seine Gefühle im Zaum zu halten und einen teilnahmslosen Gesichtsausdruck zur Schau zu tragen, Kacey eingeschlossen, obwohl Zorn in ihr hochkochte, Zorn auf den Mann, von dessen Existenz sie erst vor ein paar Tagen erfahren hatte.

»Acacia ist nicht nur hergekommen, um mir mitzuteilen, dass sie mich ausfindig gemacht hat – sie hat noch ein anderes Anliegen.« Sein Gesicht wurde schmal, als er die Fotos der toten Frauen aus seiner ledernen Aktenmappe zog und auf den Tisch legte. »Diese Frauen sehen einander ähnlich. Sie ähneln auch Acacia,

und einige ihrer Gesichtsmerkmale gleichen den euren.

Acacia nimmt an, dass diese Frauen ebenfalls eure Halbgeschwister sind, und sie hat vor, das zu beweisen. Ich möchte, dass ihr wisst, dass diese Möglichkeit theoretisch zutreffen könnte, obwohl ich während meiner Ehe mit eurer Mutter keine weiteren Affären hatte. Natürlich hatte ich Freundinnen, bevor ich geheiratet habe, doch das Alter der besagten Frauen deutet eher darauf hin, dass sie – sollte ich tatsächlich der biologische Vater sein – Resultat von Samenspenden sind, die ich während meines Medizinstudiums bei einer Samenspenderbank in Helena abgeliefert habe.«

Seine Kinder, bereits von Clarissa vorbereitet, wirkten nur wenig schockiert über sein Bekenntnis und schienen kaum auf weitere Ausführungen Wert zu legen. Erst als er darauf zu sprechen kam, dass Shelly Bonaventure, Jocelyn Wallis und Elle Alexander einem Mord

zum Opfer gefallen sein könnten, merkten sie auf, zogen die Augenbrauen hoch und schoben das Kinn vor.

Kacey beobachtete aufmerksam ihre Reaktionen, doch nichts deutete darauf hin, dass sie bereits davon wussten.

Plötzlich hielt Clarissa eine manikürte Hand in die Höhe, als würde sie den Verkehr anhalten wollen. »Hat sie … hast du«, korrigierte sie sich und richtete ihre blauen Augen auf Kacey, »diesbezüglich irgendeine verquere Theorie? Dass ein bislang unbekannter Killer eine Horde Reagenzglas-Kinder auslöscht? Womöglich genau die meines Vaters?«

»Clarissa!«, sagte Gerald mit zusammengebissenen Zähnen.

Noch bevor Kacey antworten konnte, wurde die Tür zum Sitzungszimmer aufgestoßen, und Thane, der noch fehlende Sohn, kam hereingeschlendert. Er war gebaut wie Judd, nur nicht ganz so groß und, seiner

Körpersprache nach zu urteilen, weitaus entspannter. »Tut mir leid, dass ich zu spät bin«, verkündete er leichthin und setzte sich auf einen Stuhl am Fußende des Tisches, seinem Vater gegenüber. »Du musst Acacia sein«, sagte er, als er Kacey entdeckte.

»Ich werde Kacey genannt«, erwiderte diese.

»Dann eben Kacey.«

»Sie ist die Tochter von Maribelle Collins und Dad«, erklärte Clarissa.

Thane zuckte die Achseln. »Das hast du mir bereits auf Band gesprochen.«

»Nun, da ist noch mehr.« Wieder bedachte Johnsons Erstgeborene Kacey mit einem durchdringenden Blick. »Sie vertritt die aberwitzige Theorie, dass Dad, der – wie sich gerade eben herausgestellt hat – früher als Samenspender tätig war, eine ganze Horde von ›Kindern‹ hat« – ihre manikürten Hände mit den roten Fingernägeln malten Anführungszeichen in die Luft –, »die nach irgendeinem teuflischen

Muster ermordet werden. Warum sie, Acacia, sich berufen fühlt, uns diese Theorie zu übermitteln, ist ein großes Geheimnis und gleichzeitig Grund für diese Familienkonferenz.«

»Ach, tatsächlich?« Ein amüsiertes Lächeln umspielte Thanes schmale Lippen. Er trug Jeans und Pullover, sein Haar war nass vom schmelzenden Schnee, und er machte sich nicht die Mühe zu verbergen, dass er die Situation eher lächerlich fand.

»Im Grunde, ja«, schaltete sich Kacey ein. »Die Fotos auf dem Tisch zeigen Frauen, die aller Wahrscheinlichkeit nach von Gerald gezeugt wurden. Sie alle sind kürzlich ums Leben gekommen; vermutlich wurden sie ermordet.«

»Die da kenne ich!«, rief Thane plötzlich und deutete auf Shelly Bonaventure. »Ich hab sie vor Jahren mal in einem Film gesehen.«

»Du und höchstens ein weiterer Mensch auf dieser Erde«, schnappte Clarissa.

Thane runzelte die Stirn. »Ich dachte, sie hätte Selbstmord begangen.«

»So lautet die offizielle Version«, sagte Kacey.

»Dann stimmt die offizielle Version also nicht?«, fragte Judd nach. »Behauptet das die Polizei?«

»Nicht die Polizei von L.A., aber das Büro des Sheriffs von Pinewood County. Diese Frauen« – sie deutete auf die Aufnahmen von Elle Alexander und Jocelyn Wallis – »stammen aus der Gegend. Jocelyn und Shelly sind in Helena geboren worden, bei Elle überprüfe ich das noch.«

»Nur weil sich manche Menschen ähnlich sehen, heißt das noch lange nicht, dass sie miteinander verwandt sind«, gab Cam zu bedenken.

»Hat die Polizei die Todesfälle in Zusammenhang gebracht? Geht man dort von Mord aus?«, wollte Judd wissen.

»Das bezweifle ich«, sagte Robert. »Hätte die Polizei die Schlüsse gezogen, die *sie* gezogen hat«, er blickte zu Kacey hinüber, »wäre sie längst hier.« Kacey sah den Hass in seinen Augen. Offenbar war sie in ein Terrain eingedrungen, das er für sich beanspruchte, und das gefiel Robert Lindley gar nicht.

Genauso wenig wie den anderen.

Die Diskussion heizte sich auf, Geralds Kinder gaben sich skeptisch. In erster Linie waren sie misstrauisch, nahm sie an, weil sie davon ausgingen, dass Kacey irgendwelche Forderungen an sie stellen würde. Während sich Clarissa offen feindselig zeigte und Cameron beißende Kommentare abgab, wirkte Judd ernst. Er war derjenige, der ihr zuhörte und ihr pointierte Fragen stellte. Wenngleich auch er misstrauisch war, hielt er sich anders als seine

Schwester und Robert Lindley mit Vorurteilen zurück.

Thane sagte nicht viel, stattdessen verfolgte er ruhig den mitunter hochexplosiven Schlagabtausch. Ab und zu zuckte einer seiner Mundwinkel in die Höhe, doch auch hinter seiner gelassenen Fassade bemerkte Kacey Zweifel.

Robert machte sich weiterhin Luft. »Das ist eine lächerliche Vorstellung«, sagte er scharf und bedachte sie mit einem eisigen Blick. »Woher sollte der mutmaßliche Mörder wissen, dass diese Frauen mit Geralds Samenspende gezeugt wurden? Ohne ein DNS-Profil oder vertrauliche Informationen aus der Klinik wüsste er doch gar nicht, wen er als Opfer wählen sollte!«

»Viel wichtiger ist doch die Frage: *Warum?*«, wandte Judd ein.

Jetzt ergriff Gerald das Wort. »Die Klinik ist seit Jahren geschlossen. Wer weiß, was mit den Akten geschehen ist?« Obwohl seine Kinder

zuhörten, hatten sie sich bereits alle eine Meinung über Kacey gebildet, und die war nicht unbedingt positiv.

Kacey spürte die Ablehnung, die ihr entgegenschlug, und für ein paar Minuten stellte sie ihre eigene Theorie in Frage.

»Was sagen denn die Beamten dazu?«, fragte Cameron. Alle Augen im Sitzungszimmer richteten sich auf Kacey.

»Sie stellen Ermittlungen an. Mehr weiß ich nicht.«

»Dann wird die Polizei also ebenfalls hier auftauchen!« Clarissa schnalzte verächtlich. »Das hat uns gerade noch gefehlt. Jetzt, da die Patente auslaufen, müssen wir uns dem Wettbewerb stellen; schlechte Publicity können wir uns da nicht leisten, sonst schließen unsere Kunden ihre Geschäfte woanders ab!«

»Hierbei geht es nicht um Geschäfte«, wies Gerald sie zurecht. »Das ist eine Privatangelegenheit.«

»Mach das mal dem Internet mit all seinen Bloggern und der Lokalpresse klar. Das ist ein Publicity-Alptraum!«

»Ich dachte, jede Werbung ist gute Werbung«, bemerkte Cameron.

»Ja, du Schwachkopf.« Clarissa war nicht bereit, einzulenken. Als Geschäftsfrau mit einem Abschluss in Stanford, noch dazu als älteste Tochter in einer Familie mit lauter männlichen Geschwistern, war sie definitiv tough.

Colt setzte sich auf, doch anstatt seinem Zwilling zu Hilfe zu kommen, brachte er das Gespräch zurück auf die toten Frauen. »Gibt es noch weitere Opfer?«

»Ich denke schon«, sagte Kacey, doch sie konnte ihre These nicht untermauern.

»Zunächst einmal müssen DNS-Untersuchungen vorgenommen werden«, schaltete sich Judd ein. »Wir können hier den lieben langen Tag sitzen und diskutieren – aber bringen tut das gar nichts.« Er pochte mit dem

Zeigefinger auf den Tisch. »Solange wir nicht beweisen können, dass diese Frauen tatsächlich biologische Abkömmlinge von Dad sind, ist jede weitere Erörterung überflüssig.«

»Judd hat recht«, pflichtete ihm Colt bei.

Der Rest der Geschwister war nicht geneigt, ihm zuzustimmen, und ließ sich lautstark darüber aus, dass Kacey in Wahrheit gekommen war, um Unruhe zu stiften oder Ansprüche auf die Firma zu erheben – wenn nicht gar beides.

»Warum bist du hier? Um uns unter die Lupe zu nehmen? Um uns zu warnen oder uns zu beschuldigen?«, fragte Cameron. »Ich kapier’s einfach nicht.«

»Da gibt’s nichts zu kapieren«, sagte Clarissa mit gefurchter Stirn. »Es geht ihr um die Firma.«

»Das ist nicht richtig«, stellte Kacey mit deutlicher Stimme klar. »Ich war der Ansicht, ihr alle solltet wissen, dass da draußen

womöglich jemand herumläuft, der Menschen mit einer genetischen Verbindung zu euch umbringt.«

»Und wer sollte das sein? Wer würde sich die Mühe machen, Geralds Reagenzglas-Kinder aufzuspüren, nur um sie anschließend bei fingierten Unfällen umzubringen?«, fragte Clarissa und schob ihren Laptop zurück in die Tasche. »Das ist doch verrückt. Du klingst, als müsstest du dringend zum Psychiater.«

»Moment!«, gebot Gerald ihr Einhalt. »Nun werd mal nicht ausfallend.«

»Clarissa kann doch gar nicht anders«, mischte sich Thane ein. »Wir erleben sie nur so!«

»Genug!«, ging Judd dazwischen. Er wirkte beklommen. »Wir sollten uns nicht gegenseitig zerfleischen.« Er setzte sich so hin, dass er Kacey ansehen konnte. »So, du wolltest uns also warnen.«

Der Knoten in ihrem Magen wurde fester, doch sie beherrschte sich. »Ich wollte euch

natürlich auch kennenlernen. Ich war neugierig auf den Vater, von dem ich so lange nichts gewusst hatte, und da ich als Einzelkind aufgewachsen bin, hat mich der Gedanke, Geschwister zu haben, fasziniert.«

Clarissa schüttelte den Kopf, als hätte sie wichtigere Dinge zu tun und Kacey würde ihr nur die Zeit stehlen.

Colt und Judd hörten schweigend zu.

Cam wirkte gelangweilt, Robert hatte die Kiefer fest aufeinandergepresst. Auch Gerald blieb die Anspannung nicht verborgen, doch er hielt seine ruhige, gelassene Fassade aufrecht, wenngleich er eine Hand zur Faust geballt hatte.

»Und jetzt?«, fragte Clarissa, an Kacey gewandt. »Du bist hergekommen. Du hast Dad kennengelernt, hast uns kennengelernt. Hast unserer Mutter einen Schlag versetzt, vor allem, wenn man bedenkt, dass sie Robert nie

wirklich als unseren Halbbruder akzeptiert hat.«

Robert funkelte sie an, doch er widersprach nicht.

»Ich vermute, du willst bei uns in der Firma anfangen, wie wir anderen auch. Oder möchtest du mit uns Weihnachten verbringen? Das wäre auf eine absurde Art und Weise bestimmt interessant.«

»Das denke ich auch«, stimmte Cameron zu.

Kacey stand auf. »Alles, was ich wollte, war eine Bestätigung, denke ich. Ich wollte ein bisschen mehr über mich selbst erfahren und euch über die mysteriösen Todesfälle und die mögliche Verbindung zu eurer Familie in Kenntnis setzen.«

»Was nicht mehr ist als eine Theorie«, versetzte Robert.

Sie wandte sich ihm zu, demjenigen ihrer Halbgeschwister, der ihr am ähnlichsten war – ebenfalls ein Außenseiter, nicht wirklich Teil

der Familie. »Ich habe dem nichts mehr hinzuzufügen. Anders als du mir unterstellst, habe ich tatsächlich ein Leben. Mein eigenes Leben, das mir sehr gut gefällt. Genauso soll es bleiben.«

Sie wollte gerade gehen, als es klopfte und die Tür aufging. Ein großer Mann, vermutlich über eins neunzig, steckte den Kopf herein. Er war attraktiv mit seinen markanten Gesichtszügen und den knallblauen Augen, die er durch das Sitzungszimmer schweifen ließ, bis sie auf Clarissa liegen blieben.

»Ich dachte, wir würden uns heute Nachmittag mit dem Bauleiter treffen«, sagte er, offensichtlich verstimmt.

»Familiennotfall.« Clarissa hatte die Lippen zusammengepresst, doch sie sammelte bereits ihre Sachen zusammen und schloss den Reißverschluss ihrer Laptoptasche.

»Es dauert nur noch eine Minute, Lance«, sagte Gerald.

Lance? Der Ehemann, den Clarissa »in Stücke schneiden« würde, sollte sie ihn je bei einem Seitensprung erwischen? Vorzugsweise mit einem *Buttermesser?* Das wäre wahrhaftig eine Meisterleistung, dachte Kacey, zumal der Kerl stahlhart aussah. Wie jemand, der Bogenschießen und Felsklettern als Hobby hatte und nur so zum Spaß an Ironman-Wettkämpfen teilnahm. An seinem kräftigen Körper saß nicht ein Gramm Fett, und »lächeln« war offenbar ein Fremdwort für ihn.

Kacey ging zur Garderobe des Sitzungszimmers, wo sie ihren Mantel aufgehängt hatte. »Ich bin fertig«, sagte sie zu niemand Speziellem und fuhr in die Ärmel. »Ihr könnt die Fotos behalten.« Lance, der sie fragend anblickte, gab die Tür frei, und sie marschierte an ihm vorbei und durch das Labyrinth von Gängen, welche die Räume und Gebäude von Gerald Johnsons Imperium miteinander verbanden.

Es war doch bloß eine ganz normale Firma, dachte sie, aber ihre Geschwister hatten sich aufgeführt, als handelte es sich um das Heilige Römische Reich und nicht um die G. Johnson GmbH.

Kacey fühlte sich erschöpft. Sie hatte heute nicht wirklich etwas erreicht, außer dass Gerald und seine Kinder für sie jetzt nicht mehr nur zweidimensionale Fotos im Internet waren, sondern reale Menschen, von denen sie jetzt einen persönlichen Eindruck hatte, auch wenn der nicht unbedingt positiv war.

Doch zumindest kannten sie sie nun und wussten von ihrem Vorhaben. Sie hatte sie gewarnt, auch wenn sie sich nicht sicher war, ob auch sie im Visier des Killers standen. Kurz hatte sie sich gefragt, ob einer von ihnen ihr Haus verwanzt haben oder sogar der Mörder sein könne, aber das erschien ihr doch zu weit hergeholt. Auch wenn Gerald Johnson der Kern des Rätsels war.

»Was hattest du erwartet?«, fragte sie sich, als sie den Fußweg zu ihrem Wagen entlangging. Ihre Stiefel versanken in zentimetertiefem Neuschnee. Hatte sie wirklich geglaubt, sie würde mit offenen Armen empfangen werden? Oder dass sie unter Gerald Johnsons ehelichen Kindern eines herauspicken könnte, das sie für durchgeknallt genug hielt, um es der Morde zu verdächtigen?

Konnte tatsächlich ein Mörder unter ihnen sein? Oder standen die Personen, die sie im Sitzungszimmer zurückgelassen hatte, selbst auf der Liste?

Sie kletterte in ihren SUV und setzte rückwärts aus der Parklücke. Ein paar Minuten später rief sie Detective Alvarez an und hinterließ ihr die Nachricht, dass sie auf dem Heimweg sei. Dann wählte sie Trace' Nummer, teilte ihm dasselbe mit und erkundigte sich nach Eli. Trace sagte, er würde noch husten und fühle sich ein wenig schwach, aber es gehe definitiv

bergauf. Die Nachbarin war gekommen und »leistete dem Jungen Gesellschaft«, während Trace die täglichen Arbeiten auf der Ranch erledigte. Als Kacey sicher war, dass es Eli besserging, berichtete sie ihm, wo sie gewesen war und wen sie getroffen hatte.

Als sie geendet hatte, sagte Trace: »Ich wünschte, du hättest mir erzählt, wo du hinfährst. Klingt wie ein Schlangennest.«

»Vipern«, korrigierte sie ihn, und er kicherte. Sie spürte, wie ihr warm wurde. »Ich musste ihn einfach persönlich kennenlernen.« Nachdem sie den Großteil des Nachmittags unter den eisigen Blicken ihrer Halbgeschwister verbracht hatte, war es eine Wohltat, mit einem Mann zu reden, der ihr zu vertrauen schien und dem sie ganz offenbar etwas bedeutete.

»Soll ich heute Abend zu dir kommen?«

»Nein, ich überlasse das Entfernen der Wanzen Detective Alvarez und ihrem Team.«

»Ich könnte das einrichten. Wenn Tilly bei Eli bleibt, komme ich zu dir rüber. Vorausgesetzt, du möchtest das.«

Aus dem Hintergrund ertönte die Stimme einer älteren Frau: »Du brauchst mich gar nicht lange zu bitten, Trace! Es wird Zeit, dass mal jemand diesem jungen Mann hier zeigt, wie man Dame spielt!«

»Ich würde mich freuen«, sagte Kacey.

»Bis später«, erwiderte er.

»Schön.« Wieder fing ihr albernes Herz an, schneller zu schlagen, und wieder ermahnte sich Kacey, auf dem Boden zu bleiben. Es war zu früh für Wolke Nummer sieben. Vor zwei Wochen hatte sie Trace O'Halleran und seinen liebenswerten Sohn nicht mal gekannt.

Vor zwei Wochen war ihr Leben noch normal gewesen. Immer gleicher Klinikalltag, kein sexy Rancher, kein neuer biologischer Vater, keine Schar von Halbgeschwistern, keine toten Doppelgängerinnen.

Nun, mit Trace an ihrer Seite musste sie diesen Wahnsinn wenigstens nicht allein durchstehen.

Sie bog vom Highway nach Grizzly Falls ab und warf einen Blick in den Rückspiegel. Erleichtert stellte sie fest, dass ihr niemand durch die verschneiten Hügel zu folgen schien. Sie schaltete das Radio ein, froh, diese abstoßende Meute, als die sich ihre neuentdeckte Familie entpuppt hatte, weit hinter sich zu lassen.

Kapitel 31

Beruhige dich.

Tu so, als sei alles wie immer.

Dann war das Miststück also zu Gerald gefahren. Na und?

Das war unvermeidbar. Genau wie die Tatsache, dass die Polizei auftauchen würde.

Und es würde noch schlimmer werden, wenn sie erst die andere fänden …

Er blickte auf den kleinen Monitor seines GPS-Geräts und stellte fest, dass Acacia auf dem Heimweg von Geralds Firma in Missoula war – genau wie er erwartet hatte. Trotzdem kam er nicht umhin, sich Sorgen zu machen, seine Hände schwitzten in den Handschuhen, seine Zähne gruben sich tief in seine

Unterlippe, als er daran dachte, was alles schiefgehen konnte.

Dabei war er so sorgfältig gewesen …

Er war wieder unterwegs. Es gab noch so viel zu tun, und die Zeit spielte gegen ihn.

Er hatte die Kennzeichen am Pick-up gewechselt und die gestohlenen aus Idaho angeschraubt, nur für alle Fälle.

Die Scheibenwischer fegten den Schnee weg. Er dachte an gestern und wie überrascht die Frau gewesen war. Er hatte ihr beim Langlaufen auf ihrer Lieblingsloipe aufgelauert, hatte mehrere Tage auf dem leeren Parkplatz gewartet und darauf gehofft, dass sie endlich auftauchte.

Gestern war es endlich so weit gewesen. Als ihr Honda auf den Parkplatz einbog, hatte er so getan, als wäre er mit seiner eigenen Ausrüstung beschäftigt. Sie stieg aus, machte sich startbereit, und er hob grüßend eine Hand, als sie davonglitt.

Er wartete, bis sie hinter einer Kurve in einem Pinienwäldchen verschwunden war, dann schnallte er seine Ski an und folgte ihr mit geschmeidigen, ausgreifenden Schritten. Sie war sportlich, und er war überrascht, wie lange er brauchte, um zu ihr aufzuschließen, doch er behielt ihre rote Jacke im Blick, bis sie anfing, die abschüssige Strecke neben dem Bach hinabzusausen.

Er zwang sich, schneller zu laufen, gewann an Tempo und fühlte, wie ihm der eisige Wind, der an den Ästen der Bäume rüttelte, durch die Skimaske schnitt.

Wusch, wusch, wusch!

Seine Ski glitten über die glatte Schneedecke.

Er stieß die Stöcke tief in das pulvrige Weiß und holte langsam auf.

Sie war noch etwa zehn Meter vor ihm, glitt durch die vereinzelten Bäume über die Loipe,

die dicht am Ufer entlangführte. Er konnte die Kabel ihres iPods erkennen.

Sieben Meter.

Einen kleinen Hügel hinauf. *Perfekt.*

Er stieß sich noch kräftiger ab.

Schwitzte.

Verringerte den Abstand zwischen ihnen.

Vier Meter.

Sein Gesicht hinter der Skimaske verzog sich zu einem Grinsen. Sie hatte ihn nicht gehört, wusste nicht, dass er ihr folgte. Völlig in ihre Musik vertieft und in die Schönheit der frisch verschneiten Landschaft, glitt sie unschuldig dahin.

Ahnungslos. Unwissend. Noch näher.

Die Spitzen seiner Ski berührten jetzt fast die Enden von ihren. Sie liefen in ein dichteres Gehölz; Birken und Kiefern zitterten im Wind. Eine knorrige Kiefer mit einem dicken Stamm und mehreren zackig hervorstehenden,

abgebrochenen Ästen ein Stück weiter vorn zog seinen Blick auf sich.

Perfekt!

Als sie um eine Kurve bog, schloss er zu ihr auf und glitt neben ihr her.

Sie zuckte zusammen, als sie ihn aus dem Augenwinkel bemerkte. Vor ihr tauchte der Baum mit den abgebrochenen Ästen auf. Sie wandte den Kopf, die Augen weit aufgerissen vor Furcht, den Mund zu einem Schrei verzogen, als er sie packte und mit voller Wucht auf die knorrige Kiefer zustieß.

Jetzt dachte er an das Entsetzen auf ihrem Gesicht, an das unangenehme Geräusch ihres gegen den Stamm prallenden Körpers und das dumpfe Knacken ihres Genicks, als ihr Kopf gegen einen der Aststümpfe schlug, und musste erneut grinsen.

Wieder eine »Unwissende« weniger auf Gottes Erdboden.

Und nun, dachte er, würde er sich um die eine kümmern, die er schon vor Jahren hätte erledigen sollen. Seine Narbe pochte. Die Scheibenwischer drückten den Schnee beiseite, aus dem Autoradio tönte irgendein hirnverbranntes Weihnachtslied.

»Drei heilige Könige, dass ich nicht lache!«, murmelte er und verspürte prickelnde Vorfreude bei dem Gedanken an das Bevorstehende.

Acacia.

Mein Gott, wie gern würde er sie vögeln! Nur um ihr zu zeigen, was er anstellen konnte … Doch er würde sich damit begnügen müssen, sie umzubringen. Zu beobachten, wie sie vor Erstaunen die Augen aufriss, wenn sie ihn erkannte, wie sich ihre Pupillen vor Entsetzen weiteten, wenn sie begriff, dass er sie töten würde.

Er spürte, wie sein Schwanz zuckte und steif wurde. Stöhnend stieß er die Luft aus, die er

angehalten hatte, und lockerte seinen Griff ums Lenkrad. Er musste außer Sichtweite parken und mit Schneeschuhen weiterlaufen, was perfekt war, weil der starke Schneefall eine hervorragende Deckung bot und zudem seine Spuren verwischte.

Lächelnd fuhr er in die Vorberge hinein.

Er kannte genau die richtige Stelle.

»Das war’s also?«, fragte Alvarez während der Fahrt ins Freisprechgerät ihres Handys hinein. »Schwarze Farbe, die man überall kaufen kann?«

»Ja, tut mir leid«, sagte Mikhail Slatkin vom kriminaltechnischen Labor ohne einen Anflug von Bedauern in der Stimme. »So ist es nun mal. Und es ist … Premium mattschwarz Nummer 308. Gibt’s seit fast fünfzehn Jahren.«

Sie sprachen über die Farbspuren an Elle Alexanders Minivan, doch es hatte sich herausgestellt, dass die Farbe nicht zu einem

bestimmten Fahrzeugmodell gehörte, sie stammte aus einer Sprühdose, wie man sie landesweit kaufen und einfach für alles verwenden konnte: zum Lackieren von Gartenmöbeln über Modellautos bis hin zu Grills.

»Großartig.«

»He, ich hab dir lediglich mitgeteilt, was ich gefunden habe!«

»Ich weiß. Danke, Mikhail.« Sie legte auf und überlegte, wie viele Läden allein in Grizzly Falls binnen der letzten fünfzehn Jahre diesen Artikel verkauft haben mochten. Würden sie tatsächlich das Glück haben, jemanden zu finden, der das Zeug in letzter Zeit gekauft hatte? Hier, in Grizzly Falls, oder in Spokane oder Boise oder Missoula oder Gott weiß wo?

Zumindest hatte Mikhails Assistentin sie über das Gift im Kaffeepulver informiert.

Alvarez war allein unterwegs. Pescoli hatte einen Anruf von Jeremy bekommen, gerade als sie aufbrechen wollten. Er hatte ihr mitgeteilt,

dass Chris Schultz bei ihnen war, also war sie wieder nach Hause gefahren. Alvarez hatte ihr geraten, sich keine Sorgen zu machen, aber Pescoli hatte klargestellt, dass sie sich darum kümmern und anschließend so rasch wie möglich wieder aufkreuzen würde. Es hatte den Anschein, als sei sie halb genervt, halb froh darüber, dass Jeremy beschlossen hatte, den Freund seiner Schwester zu verpfeifen – es wirkte fast wie ein Zeichen von Reife.

Detective Alvarez bog in die lange Zufahrt zu Acacia Lamberts Haus ein und folgte einer frischen Reifenspur. Zu ihrer Überraschung wartete Trace O'Halleran dort auf sie. Sie parkte ihren Wagen neben seinem Pick-up. Die Kriminaltechniker waren bereits vor Ort, ihr Van stand neben der Garage. Rudy, einer der Jungs aus dem Team, stand davor, rauchte eine Zigarette und unterhielt sich mit Trace. Rudys Partnerin Eileen wärmte sich bei laufendem Motor im Wagen.

Alvarez betrachtete Trace. Er war nicht der Killer, das hatte die Überprüfung seiner Alibis einwandfrei ergeben. Dennoch steckte er bis über beide Ohren in der Sache mit drin – nur wie, das wusste sie nicht.

Noch nicht.

Was war mit ihm und den Frauen, die womöglich alle von Samenspender Nummer 727 abstammten?

Genau das würde sie jetzt herausfinden müssen.

Als sie die Tür ihres Jeeps öffnete, hörte sie ein weiteres Fahrzeug die Auffahrt heraufkommen und sah die Lichtkegel der Scheinwerfer im Schnee. Sekunden später hatte Dr. Acacia Lambert ihren Wagen an der Auffahrt hinter Alvarez geparkt und marschierte durch den matschigen Schnee zu der kleinen Gruppe hinüber. Eileen stellte den Motor ab und stieg ebenfalls aus.

Sie besprachen ihre Vorgehensweise: Zunächst wollten sie die Wanzen ausfindig machen und versuchen, die externe Quelle zu lokalisieren, wofür erst einmal alles so bleiben musste, wie es war. Kacey und Trace sollten so tun, als wären sie allein im Haus, und einander von ihrem Tag berichten, während die Techniker Raum für Raum nach Mikrophonen und möglicherweise auch nach Kameras durchkämmten. Anschließend wollten sie nach Fingerabdrücken suchen.

Ohne Frage hatte Kacey gehofft, dass sie die Mikrophone sofort entfernten, was Alvarez ihr nicht zum Vorwurf machen konnte. Dennoch hielt die Beamtin es für klüger, sie zunächst dort zu lassen, wo sie waren. Gemeinsam gingen sie zum Haus hinüber.

Wenn Trace sich geirrt hatte und doch Kameras versteckt waren, wäre Kaceys Überwacher gewarnt, und sie hätten verloren. Auch wenn sich der Kerl irgendwo in der Nähe aufhielt,

bestand die Möglichkeit, dass er aus einem Beobachterposten heraus jede ihrer Bewegungen verfolgte und sich ausrechnete, dass sie ihm auf den Fersen waren.

Gemeinsam gingen sie zur hinteren Veranda, doch als von drinnen das kehlige Bellen eines großen Hundes ertönte, blieben sie wie angewurzelt stehen. »He, Bonzi, ich bin’s! Aus!«, befahl Kacey, aber das Tier bellte weiter, bis sie die Hintertür geöffnet hatte und zu ihm ging. Erst dann glättete sich sein Nackenfell, und er tappte von dem einen zum anderen und begrüßte alle schwanzwedelnd. Obwohl seine Pitbull-Gene auf ein gewisses Maß an Aggressivität schließen ließen, senkte er den Kopf und wartete geduldig darauf, gestreichelt zu werden.

Kacey ließ ihn nach draußen und gab ihm neben der Hintertür sein Fressen. Erst dann machte sie sich wie geplant auf den Weg ins Arbeitszimmer.

Während sich Rudy und Eileen an die Arbeit machten, stellten Trace und Kacey sämtliche Fernseher im Haus an – im Arbeitszimmer, Wohnzimmer und im Schlafzimmer –, um die Geräusche zu überdecken, und spielten wie besprochen ihre Rolle.

Alvarez streifte sich ein Paar Arbeitshandschuhe über, füllte etwas Kaffeepulver sowie ein paar Bohnen aus der Mühle und der Verpackung in Plastikbeutel. Sie rechnete nicht damit, auf Fingerabdrücke desjenigen zu stoßen, der die Wanzen plaziert hatte, doch sie war eben gerne gründlich. Vielleicht hatten sie ja Glück.

Wenn der Fiesling Acacia Lambert im Visier hatte, mit ihr spielte, sie belauschte, und sie würden Beweise dafür finden, würde das ihre Theorie untermauern, dass die Todesfälle miteinander in Verbindung standen. War es möglich, dass die Ärztin ebenfalls von Samenspender 727 abstammte? Alvarez hatte vor,

Kacey Lambert danach zu fragen, aber sie wollte warten, bis die Kriminaltechniker ihre Arbeit beendet hatten.

Alvarez schlenderte zu Kacey und Trace ins Arbeitszimmer hinüber; der Hund lag zusammengerollt zu Füßen seines Frauchens. Alvarez kritzelte eine Frage auf einen Block, den sie der Ärztin hinhielt: *Haben Sie sich in letzter Zeit schlecht gefühlt oder krank?*

Trace O'Halleran runzelte die Stirn und blickte von einer Frau zur anderen.

Kacey zögerte, dann schrieb sie zurück: *Am Magen.*

Alvarez kritzelte: *Womöglich Gift. Bei der Obduktion von Jocelyn Wallis haben wir Arsenrückstände gefunden.*

»Woher?«, formte Kacey mit den Lippen.

Das Arsen war im Kaffee. Vermutlich eine kleine Dosis.

»Oh«, Kaceys Stimme war kaum zu hören. Der Ausdruck auf ihrem Gesicht verwandelte

sich von Besorgnis in Zorn, als sie den Stift nahm und schnell schrieb: *Wir müssen reden.*

Alvarez nickte und antwortete: *In meinem Wagen.* Dann stellte sie den Fernseher lauter und kehrte in die Küche zurück, wo sie den Kaffee mitsamt der Maschine eintütete, beschriftete und durch die Hintertür nach draußen trug.

Der Wind wehte in kräftigen Böen, die den Schnee mitunter seitwärtstrieben; ein Zweig schlug gegen die Dachrinne. Sie schloss ihren Wagen auf und stieg ein. Ein paar Minuten später kamen Trace und Kacey aus dem Haus und stiegen ebenfalls ein.

»So, hier drinnen ist alles sauber«, sagte Alvarez und ließ den Motor an. Trace hatte hinten Platz genommen, Kacey auf dem Beifahrersitz. Alvarez stellte die Heizung an, um die beschlagenen Scheiben frei zu machen, dann den Scheibenwischer, der den Neuschnee zur Seite schob. »Ich denke, man hat Sie vergiftet,

aber vermutlich in einer so geringen Dosis, dass Sie nicht gleich sterben, sondern nur krank werden. Wir haben Spuren von Arsen in Jocelyn Wallis' Blut gefunden. Der Kerl hat mit ihr gespielt. Irgendwie hat er das Zeug in ihren Kaffee gemischt.«

»Perverser Bastard«, sagte Trace.

»Und Sie glauben, das hat er bei mir ebenfalls getan?«, fragte Kacey.

»Das werde ich herausfinden.«

»Ich denke, der ›perverse Bastard‹ könnte mit mir verwandt sein«, sagte Kacey bedächtig.

»Wie kommen Sie darauf?«, erkundigte sich Alvarez.

Kacey weihte sie etwas widerwillig in die Geschichte ihrer Mutter ein, sie sei das uneheliche Kind von Maribelle und Gerald Johnson – ein Doktor, der einen speziellen Herz-Stent entwickelt hatte. Sie erzählte der Beamtin, was sie am Nachmittag in Johnsons Firma in Missoula herausgefunden, welchen Eindruck sie

von ihm und seinen Kindern gewonnen hatte, dann ließ sie die Bombe platzen, dass Gerald Johnson während seines Medizinstudiums sein Geld als Samenspender in einer mittlerweile geschlossenen Klinik verdient hatte.

Alvarez ließ sich eine Weile Zeit, um das Gefühl auszukosten, dass sie einen gewaltigen Durchbruch erzielt hatte. »Wir wussten bereits von der Samenspende«, teilte sie einer überraschten Kacey mit. »Von Elle Alexanders Mutter.« Sie wiederholte kurz, was sie in Erfahrung gebracht hatte, dann sah sie Kacey ernst an. »Sie müssen mit Ihren Nachforschungen sofort aufhören. Kommen Sie mit aufs Department und machen Sie eine Aussage, und dann verschwinden Sie, tauchen Sie unter. Zumindest bis wir herausgefunden haben, ob Sie tatsächlich ein Ziel sind und was mit Johnson und seinen Kindern ist.«

»Es gibt noch einen weiteren Abkömmling wie mich. Robert Lindley. Seine Mutter, Janet

Lindley, war ebenfalls Johnsons Geliebte. Außerdem ist eine seiner Töchter, Kathleen, im Alter von etwa zwanzig Jahren bei einem Skiunfall ums Leben gekommen.«

»Noch ein Unfall«, stellte Alvarez fest.

»Könnte sie ebenfalls ein Opfer sein?«, fragte Trace.

»Schon möglich.«

»Und die Kleine? Johnsons Tochter Agatha-Rae ist im Alter von acht Jahren gestorben. Die anderen hatten meines Wissens bislang keine lebensbedrohlichen Unfälle.«

»Genau das ist der Punkt: Sie wissen es nicht. Sie sollten aufhören, Detektiv zu spielen. Es ist einfach zu gefährlich«, beharrte Alvarez hartnäckig. »Das ist unsere Aufgabe. Von jetzt an überlassen Sie das Feld uns.«

»Mein Gott«, murmelte Pescoli fassungslos, als sie sich in den Schnee neben den Leichnam kniete: eine Langläuferin, die offenbar gegen den

Aststumpf einer Kiefer in der Nähe des vereisten Flussufers geknallt war. Pescoli war unterwegs zum Haus von Kacey Lambert gewesen, als der Anruf einging.

Die tote Skifahrerin hatte rötlich braunes Haar, und obwohl ihr Gesicht durch den Zusammenprall mit der Kiefer zerschmettert und mit gefrorenem Blut verschmiert war, spürte Regan, wie ihr ein eisiger Schauder das Rückgrat hinunterlief.

Die Züge des Unfallopfers wiesen trotz der Entstellungen eine deutliche Ähnlichkeit mit denen von Jocelyn Wallis, Elle Alexander und Shelly Bonaventure auf.

»Verdammt«, murmelte sie, als der Leichnam fotografiert, in einen Leichensack verfrachtet und zum Transporter des Gerichtsmediziners geschafft wurde, der unten auf dem Parkplatz neben dem roten Honda stand, der auf Karalee Rierson zugelassen war. Die junge

Frau wohnte etwa zehn Meilen entfernt in östlicher Richtung.

Wie standen die Chancen, dass das hier wieder ein Zufall war?

Pescoli nahm sich Zeit, mit dem Paar zu sprechen, das sie gefunden hatte; die beiden waren Anfang zwanzig, frischverheiratet und mit ihren Schneeschuhen unterwegs gewesen, als sie die Leiche entdeckt hatten. Fast hätten sie sie übersehen, weil sie halb im Schnee begraben lag, doch der Mann hatte etwas Rotes unter der frisch gefallenen Schicht entdeckt und genauer nachgeschaut.

Entsetzt hatten sie dann per Handy den Notruf gewählt. Kayan Rule hatte den Anruf entgegengenommen und war zur Unfallstelle geschickt worden. Als er das Opfer gesehen hatte, hatte er umgehend die Mordkommission angefordert. Pescoli war am nächsten gewesen, und sie hatte ihren Jeep auf dem Parkplatz abgestellt und sich die Viertelmeile zum

vermeintlichen Unfallort auf Schneeschuhen durchgekämpft.

Das Team von der Spurensicherung war ebenfalls eingetroffen und durchkämmte die Gegend nach möglichen Spuren und Hinweisen, doch Pescoli vermutete, dass es nicht viel finden würde. Die Tatwaffe war der Baum; auf einem besonders heimtückisch gezackten Aststumpf etwa auf Augenhöhe waren deutliche Blutspuren zu erkennen.

Es könnte in der Tat ein Unfall gewesen sein. Eine unachtsame oder von der Spur abgekommene Skifahrerin, die die Kontrolle über ihre Ski verloren hatte. Doch Pescoli glaubte keine Sekunde daran. Sie ging davon aus, dass die tote Frau, die nun in die Leichenhalle gebracht wurde, ebenfalls dem Killer zum Opfer gefallen war, der einen blutigen Rachefeldzug gegen die Sprösslinge von Samenspender 727 führte, wer immer das sein mochte.

Nein, der Mörder verfolgte noch präzisere Absichten. Bislang waren sämtliche Opfer Frauen gewesen. Elle Alexanders Bruder Bruce war laut Aussage der Eltern wohlauf.

Ein Versehen?

Mit Sicherheit nicht.

Sie stapfte mit ihren Schneeschuhen zurück zum Parkplatz, setzte sich in den Jeep, um auf den Abschleppwagen zu warten, der Karalee Riersons Honda in die Werkstatt des kriminaltechnischen Labors bringen sollte, und rief per Handy Alvarez an. Als ihre Partnerin nicht dranging, hinterließ sie ihr eine kurze Nachricht: »Ich glaube, wir haben hier ein weiteres Opfer.«

Der Abschleppwagen kam, und sie sah zu, wie der zugeschneite Honda auf die Ladefläche gezogen wurde.

Ein weiterer »Unfall« und eine weitere tote Frau.

Die vermutlich mit dem guten alten Mr. 727 verwandt war.

Nur der Himmel wusste, was das bedeutete.

Kapitel 32

Vergiftet?

Sie war vergiftet worden und hatte es nicht mal bemerkt?

Trace an ihrer Seite, saß Kacey auf einem Klappstuhl im Befragungsraum im Büro des Sheriffs und hörte Alvarez zu, die ihr gegenüber an dem zerschrammten Tisch saß und schilderte, wie sie das Arsen in Jocelyn Wallis' Kaffeepulver gefunden hatten. Kacey dachte an ihre eigenen Symptome. Nie im Leben wäre sie darauf gekommen, dass sie von einer Vergiftung herrührten! Sie war Ärztin, ihr wäre doch sicher aufgefallen, wenn die Beschwerden auffälliger, die Schmerzen stärker geworden wären. Trotzdem …

Jetzt machte es Sinn.

Die Befragung dauerte bereits über eine Stunde. Nachdem Detective Alvarez sie ermahnt hatte, sich aus den Ermittlungen rauszuhalten, ging sie nun streng nach den Vorschriften vor.

Obwohl sich Trace alle Mühe gab, entspannt zu wirken, entging ihr nicht, dass er nervös war; Kinn und Wangen unter dem dunklen Bartschatten waren angespannt, die Lippen schmal, seine Augen blickten ernst drein. Während des Gesprächs war er zweimal hinausgegangen, um Tilly anzurufen und sich zu erkundigen, wie es seinem Sohn ging. Obwohl er im Grunde gar nicht hier sein musste und Kacey ihn bereits aufgefordert hatte, nach Hause zu gehen, war er geblieben.

Alvarez hatte sich Kaceys Theorie bezüglich der toten Reagenzglas-Frauen bislang zweimal unterbreiten lassen: einmal in ihrem Wagen vor Kaceys Haus und jetzt ein zweites Mal. Als ihre

Partnerin, Detective Pescoli, eintraf, brachte Alvarez sie schnell auf den neuesten Stand.

»Gerald Johnson«, wiederholte Pescoli kopfschüttelnd. »Dann stammt diese hier also auch von ihm ab?« Sie legte die Fotos auf den Tisch, Ausdrucke einer Digitalkamera. Kacey fuhr zurück, nicht so sehr wegen der Verletzungen – sie hatte während ihres Studiums und in der Klinik Schlimmeres zu Gesicht bekommen –, sondern weil sie augenblicklich die auffällige Ähnlichkeit bemerkte. Das Haar des Opfers, das unter einer blutverkrusteten Kapuze hervorschaute, war von einem tiefen Kastanienbraun, genau wie ihres. Ein Auge war geöffnet, die Pupille starr, die Iris nicht ganz so grün wie ihre und längst nicht so blau wie die der ehelichen Johnson-Kinder, aber definitiv im Farbspektrum aller Opfer.

Wäre ihr Gesicht nicht derart zerschmettert gewesen, hätte auch diese Frau glatt als Kaceys Schwester durchgehen können.

Was diese, dachte sie traurig, vermutlich auch war.

»Sie kennen sie?«, fragte Alvarez.

Kacey schüttelte den Kopf. »Ich habe sie noch nie im Leben gesehen.«

»Ich habe mit ihm gesprochen.« Alvarez deutete mit dem Kinn Richtung Trace, den sie nicht aus den Augen ließ.

Der Rancher hatte die Zähne aufeinandergepresst, an seinem Kinn zuckte ein Muskel. »Nein.« Er schob die Fotos zurück zu Pescoli, die noch immer neben dem Tisch stand.

»Wer ist sie?«, fragte Kacey.

Pescoli überlegte einen kurzen Moment, dann sagte sie: »Ich denke, das dürfen wir Ihnen in Anbetracht der Situation verraten. Aber bitte behalten Sie es für sich. Soeben werden die nächsten Angehörigen benachrichtigt. Ihr Name ist Karalee Rierson, sie stammt hier aus der Gegend. Eine Krankenschwester. Geschieden. Zweimal. Keine Kinder. Hat eine

Zeitlang in Oregon gelebt.« Sie zögerte einen Augenblick, als müsse sie nachdenken, dann fügte sie hinzu: »Sie ist in Helena aufgewachsen.«

»Du liebe Güte«, flüsterte Kacey. Sie fühlte sich elend. Wer steckte hinter all diesen Unfällen? Und warum?

»Dr. Lambert ist heute bei Gerald Johnson gewesen«, teilte Alvarez ihrer Partnerin mit, dann nickte sie Kacey zu, die noch einmal berichtete, wie sie ihre Mutter dazu gebracht hatte, ihr die Wahrheit zu gestehen, und anschließend zu ihrem leiblichen Vater und seiner Familie gefahren war.

»Haben Sie geglaubt, so den Mörder ausfindig machen zu können?«, fragte Pescoli mit ernstem Gesicht. Sie hatte sich an die gegenüberliegende Wand gelehnt; ein Stück über ihr war eine Kamera befestigt.

»Ich bin nach Missoula gefahren, weil ich sie kennenlernen und ihnen die Bilder zeigen

wollte; ich wollte ihnen mitteilen, was ich wusste. Wollte den Ausdruck auf ihren Gesichtern sehen, vor allem den von Gerald, da er offenbar das bislang fehlende Bindeglied ist.« Sie fröstelte, als sie an seine Reaktion und an die ihrer Halbgeschwister dachte. Obwohl sie sie nicht wirklich kannte, war ihr sehr wohl bewusst, dass sie keinem von ihnen näherkommen und vermutlich auch keinen von ihnen je wiedersehen würde. Ihre Neugier war befriedigt; was sie anbetraf, so zählte sie sich keineswegs zur Familie. »Gerald war betroffen, als ich ihm die Fotos von den toten Frauen gezeigt habe, und obwohl ich vermute, dass das nie seine Absicht war, hat er seine Tätigkeit als Samenspender zugegeben, was die meisten seiner Kinder schockierte.«

»Das glaube ich gern«, murmelte Pescoli.

»Von jetzt an halten Sie sich von ihnen fern«, riet Alvarez.

»Glauben Sie, sie sind gefährlich?«, fragte Trace.

»Ich glaube einfach, dass das jetzt eine Polizeiangelegenheit ist«, sagte Pescoli entschieden. »Wir wissen sehr wohl zu schätzen, dass Sie herausgefunden haben, wer unser Samenspender ist. Wir kannten bloß seine Nummer.«

Sie sprachen über die von Johnson einberufene Familienkonferenz, dann erzählte Kacey den Detectives von Gloria Sanders-O'Malley, der Trainerin aus dem Fit Forever. »Sie sieht aus wie wir anderen, und sie ist in Helena zur Welt gekommen.«

»Ich habe sie dort gesehen«, sagte Alvarez nervös. »Die Ähnlichkeit ist nicht zu leugnen – wie Zwillinge.«

»Um Himmels willen, über wie viele Opfer und potenzielle Opfer reden wir eigentlich?«, fragte Pescoli dazwischen. »Das ist doch

Wahnsinn!« Sie schüttelte fassungslos den Kopf. »Entschuldigung.«

»Fallen Ihnen noch weitere Frauen ein, die in Gefahr sein könnten?«, fragte Alvarez.

»Eine Freundin von mir geht die Behördendaten durch, aber ich werde Ihnen nicht ihren Namen nennen. Außerdem bin ich überzeugt davon, dass es frühere Opfer gibt … Es hat den Anschein, als habe der Kerl seit Jahren in einem breiten Radius zugeschlagen und würde diesen langsam immer weiter einengen; jetzt konzentriert er sich auf diese Ecke von Montana. Überall von Detroit aus, die ganze Westküste hinunter, in Seattle und in San Francisco sind Frauen bei mysteriösen Unfällen ums Leben gekommen. Ich hatte nicht die Zeit, mir alle Fälle anzusehen, aber ich habe ihre Namen, die Adressen und das jeweilige Todesdatum.« Kacey griff in ihre Handtasche und zog einen Umschlag mit den Informationen

von Riza heraus. Sie schob ihn über den Tisch Alvarez zu, ohne ihn loszulassen.

Alvarez runzelte die Stirn und legte ihre Hand auf den Umschlag. Die darin befindlichen Kopien lieferten keinerlei Hinweis auf Riza oder die Bundesbehörde, für die sie arbeitete, doch es wäre für die Polizei ein Leichtes herauszufinden, woher sie kamen. Ein wenig Recherche in Kaceys privatem Umfeld würde genügen, um die Brücke zu ihrer ehemaligen Kommilitonin zu schlagen. Sie musste die Karten auf den Tisch legen. »Eine Freundin von mir hat dafür ihren Job riskiert. Sie müssen mir versprechen, dass sie meinetwegen keine Schwierigkeiten bekommt.«

»Das hier ist eine polizeiliche Ermittlung«, erinnerte sie Pescoli. Aber Kacey hielt den Umschlag fest. »Es sterben *Frauen,* keine Männer, soweit ich informiert bin. Das ist merkwürdig, zumal Gerald Johnson eine ganze Menge männlicher Nachkommen produziert hat.«

»Niemand wird seinen Job verlieren oder Schwierigkeiten bekommen«, versprach Alvarez, und Kacey ließ den Umschlag los.

»Ich setze sofort jemanden darauf an«, sagte Pescoli und eilte aus dem Raum.

Alvarez setzte die Befragung fort. Als sie wissen wollte, ob sich Kacey jemals beobachtet gefühlt habe oder ob ihr sonst etwas Seltsames aufgefallen sei, fiel ihr der Überfall in Seattle ein, und nachdem sie davon berichtet hatte, auch der Unfall und Grace Perchants Warnung. »Vermutlich hat das gar nichts zu bedeuten«, sagte sie, »aber ich wurde in einen Unfall verwickelt, besser gesagt: in einen Beinahe-Unfall. Nicht mehr als ein Bagatellschaden. Die Straßen waren vereist, und ein anderes Fahrzeug hat die Kontrolle verloren. Ich musste ihm ausweichen und bin dabei auf die andere Spur geraten. Ein großer Pick-up, der in die entgegengesetzte Richtung fuhr, hat meine Stoßstange erwischt – scheinbar mit Absicht.

Obwohl es ganz offensichtlich meine Schuld war, ist der Fahrer davongerast, anstatt anzuhalten und die Versicherungsdaten auszutauschen.«

Alvarez, die sich Notizen machte, fragte: »Haben Sie einen Blick auf den Fahrer werfen können?«

»Nur einen ganz flüchtigen; ich habe lediglich erkannt, dass es sich um einen Mann mit dunklem Haar handelte.« Kacey schüttelte den Kopf. Aus dem Augenwinkel sah sie, wie sich Trace' Nackenmuskeln verspannten. »Er hatte das Gesicht abgewandt, trotzdem hatte ich den Eindruck, ich hätte ihn schon einmal gesehen, aber … ich konnte ihn nicht einordnen. Im Nachhinein hat er mich an einen von Gerald Johnsons Söhnen erinnert, aber das kann auch nur Einbildung sein.«

»Haben Sie die Marke oder das Modell des Pick-ups erkannt?«, fragte Alvarez.

»Ich war zu beschäftigt damit, auf der Straße zu bleiben. Auf alle Fälle war es ein großer, amerikanischer Pick-up – ein Chevy oder ein Ford, denke ich –, aber ich bin mir nicht sicher. Mir ist der gewaltige schwarze Kühlergrill aufgefallen, der aus Stahl zu sein schien – offenbar eine Spezialanfertigung. Die Nummernschilder konnte ich nicht genau erkennen, aber ich meine, sie wären aus Montana gewesen. Eine der Ziffern war entweder eine Drei oder eine Acht. Das hintere Nummernschild war total verdreckt, und ich hatte auch nicht die Zeit, genauer hinzuschauen. Es ging alles so schnell, binnen weniger Sekunden.«

»Möglicherweise finden sich auf Ihrem Wagen Farbspuren von dem Pick-up«, sagte Alvarez, die plötzlich sehr interessiert wirkte.

»Das könnte sein … Ich habe schwarze Kratzer und eine kleine Delle an meinem Kotflügel hinten links bemerkt.«

»Wir würden Ihren Wagen gern dabehalten und die schwarzen Spuren genauer untersuchen, um festzustellen, ob es sich tatsächlich um Farbe vom anderen Wagen handelt. Fällt Ihnen noch etwas ein?«

»Nein, im Grunde nicht … obwohl, es gibt eine Zeugin«, sagte Kacey. Warum hatte sie nicht längst daran gedacht? »Grace Perchant, sie war mit ihrem Wolfshund draußen.«

»Haben Sie mit ihr gesprochen?«

Graces Warnung fiel Kacey ein und ließ sie frösteln: *Sie sollten auf keinen Fall mit ihm reden. Er ist böse. Er meint es nicht gut mit Ihnen.* Sie hatte versucht, die Warnung der Frau mit den blassgrünen Augen als Spinnerei abzutun, aber sie war ihr im Gedächtnis geblieben, hatte sogar Eingang in ihre Träume gefunden.

»Sie hat mir geraten, mich von ihm fernzuhalten, weil der Fahrer ›böse‹ sei. Als ich sie gefragt habe, ob sie wisse, wer er sei, hat

sie mir keinen Namen genannt und nur behauptet, er meine es nicht gut mit mir.«

»Klingt ganz nach Grace«, stellte Alvarez fest. »Wir werden das überprüfen.«

Kacey durchwühlte ihre Handtasche und zog ihren Schlüsselring heraus. Sie nahm den ihres Ford Edge ab und reichte ihn Alvarez. »Ich brauche den Wagen bald wieder.«

»Morgen«, versprach Alvarez und schob ihren Stuhl zurück. Die Befragung war vorbei. »Ich werde mich jetzt mit Grace Perchant in Verbindung setzen.«

Trace hatte den Großteil des Gesprächs schweigend verfolgt und war zunehmend besorgter um Kaceys Sicherheit geworden. Nachdem er erfahren hatte, dass man bereits versucht hatte, sie zu vergiften, und dann auch noch Pescoli mit den grauenhaften Fotos von Karalee Rierson, dem jüngsten »Unfallopfer«, angekommen war, hatte er einen Entschluss gefasst.

Er hielt ihr die Glastür auf, folgte ihr hinaus und sagte mit fester Stimme: »Du kommst mit zu mir.«

»Oh, ja?« Dicke Flocken wirbelten im Wind, der von den Bergen kam. Es war dunkel geworden. Die Straßenlaternen warfen ein bläuliches Licht auf die weiß gepuderte Landschaft.

»Du wirst ganz bestimmt nicht allein nach Hause zurückkehren. Hund hin oder her.«

»Ach?«, fragte sie, doch er merkte, dass sie ihn nur necken wollte. Sie klappte den Mantelkragen hoch, um sich vor dem scharfen Wind zu schützen, und folgte einem Pfad aus plattgetretenem Schnee auf dem Gehsteig. Die Ketten einer Fahnenstange, deren Fahne längst eingeholt war, rasselten im Wind. Trace setzte sich in Bewegung, um zu ihr aufzuschließen, und stellte fest, dass die Schneeflocken wieder einmal wie kleine Diamanten in ihrem kastanienbraunen Haar funkelten.

»Das Ganze gefällt mir nicht«, sagte er ernst.

»Mir auch nicht.«

»Dann also keine Widerworte?«

Sie blieb stehen und sah ihn an. »Nein, aber wir müssen zuerst meinen Hund und ein paar Sachen holen, und morgen früh muss ich irgendwie zur Arbeit kommen.«

»Ich denke, das kann ich organisieren. Meine Nachbarn, Tilly und Ed Zukov, unterstützen mich.«

Bei seinem letzten Telefonat mit Tilly hatte diese ihm versichert, dass Ed bereits die Pferde und Rinder versorgt hatte; sie war damit beschäftigt, ein Hähnchen zu braten. Trace hörte das Fleisch brutzeln und im Hintergrund den laut dröhnenden Fernseher – Ed war ziemlich schwerhörig. Zufrieden, dass sein Sohn wohlbehütet und so weit wiederhergestellt war, dass er Tilly gebeten hatte, ihm Brownies zu backen, hatte sich Trace ein wenig entspannt.

Doch seine Erleichterung war von kurzer Dauer gewesen. Die Vorstellung, dass Kacey im

Visier eines eiskalten Killers stehen könnte, jagte ihm eine Höllenangst ein. War es wirklich möglich, dass die Person, die die Abhöranlage installiert hatte, gleichzeitig der Mörder all der anderen Frauen war? Der Frauen, die aussahen wie Kacey?

Darauf kannst du wetten. Für Trace stand das außer Frage. Er schloss den Pick-up auf, wartete, bis Kacey in die Fahrerkabine geklettert war, dann schlug er die Tür hinter ihr zu.

Sie lächelte ihn durchs Beifahrerfenster an, und er verspürte das mittlerweile vertraute Ziehen in seinem Herzen, das ihn jedes Mal befiel, wenn er mit ihr zusammen war. Zu einer anderen Zeit und an einem anderen Ort hätte er sich in sie verliebt, aber unter diesen Umständen wollte er nicht mal daran denken.

Als er sich ans Steuer setzte, sagte sie: »Ich weiß nicht, ob es tatsächlich die Lösung ist, bei dir zu bleiben.«

»Eli wird es gefallen.«

»Das meine ich nicht«, sagte sie und warf ihm einen Seitenblick zu. »Das weißt du ganz genau.«

Plötzlich wurde ihm bewusst, wie eng es in der Fahrerkabine war. Ihr Atem beschlug die Scheiben. »Ja.« Er ließ den Motor an, stellte die Scheibenheizung an, setzte aus der Parklücke und fuhr vom Parkplatz, dann reihte er sich hinter einem Tieflader voller Weihnachtsbäume in den dichten Verkehrsstrom stadtauswärts ein. Er spürte, wie sie ihn ansah.

»Ich möchte dich bloß in Sicherheit wissen, deshalb will ich, dass du bei mir übernachtest.«

»Du willst mich beschützen.«

»So was in der Art.«

Sie verzog das Gesicht zu einem schiefen Lächeln, so sexy, wie er noch keins zuvor gesehen hatte. »Weißt du was, O'Halleran? Womöglich werde ich noch dich beschützen müssen. Oder so was in der Art.«

»Ich würde Gerald Johnson gern überraschen und herausfinden, was er zu sagen hat«, teilte Pescoli ihrer Partnerin mit, als sie zu ihrem Schreibtisch gingen.

»Okay. Ich habe eben schon ein wenig recherchiert. Lass uns noch etwas mehr zusammentragen und dann zu Grayson gehen, damit er das FBI einschalten kann.«

»Das FBI, du lieber Himmel«, brummte Pescoli.

Alvarez stellte die Informationen zusammen, die sie aus dem Internet ausgedruckt hatte, dann suchte sie zusammen mit Pescoli nach weiteren Frauen, die vor fünfundzwanzig bis vierzig Jahren in Helena geboren und bei Unfällen ums Leben gekommen waren. Sie stießen auf eine ganze Reihe, doch ungefähr ein Dutzend wollten sie sich näher ansehen.

»Das Ganze ist völlig bizarr«, befand Alvarez.

»Mehr als bizarr«, stimmte Pescoli ihr zu. »Und wir müssen uns noch so viele weitere

vornehmen. Wenn das unser Mann war, muss er ganz schön rumgekommen sein.«

»Was bedeutet, dass er über Geld und Freizeit verfügt.«

Sie sahen einander an. »Eines von Gerald Johnsons Kindern?«, fragte Pescoli. »Clarissa, Judd, Thane oder die Zwillinge?«

»Die mysteriösen Unfälle häufen sich seit etwa fünfzehn Jahren. Damals waren die Johnson-Zwillinge Cameron und Colt zweiundzwanzig und gerade mit dem College fertig.«

»Um danach auf Daddys Gehaltsliste zu kommen?«, dachte Alvarez laut. »Aber warum? Und woher sollte derjenige – um wen auch immer es sich handeln mag – wissen, wo die Töchter von Samenspender 727 zu finden waren?« Sie schnitt eine Grimasse. »Vielleicht hat der Mörder während seines Studiums in der Klinik gearbeitet und ist auf diese Weise an die nötigen Informationen gekommen.«

»Möglich. Vielleicht hat er sie sogar gekauft, als sich herausstellte, dass der gute alte Dad sein Geld einst als Samenspender verdient hatte – nach dem Motto: ›Alles hat seinen Preis.‹ Oder er ist auf illegale Art und Weise drangekommen.« Pescoli dachte an ihren eigenen Sohn und seine Faszination für das Internet. Sie machte sich Sorgen, dass er zu viele Computerspiele spielte oder sich womöglich sogar Pornos herunterlud, aber was war, wenn er sich in irgendwelche privaten Dateien einhackte? »Was glaubst du? Ob es in Johnsons Familie wohl einen Computerfreak gibt?«

Kapitel 33

Auf den Straßen ging es chaotisch zu, der Sturm wurde immer unbarmherziger und wehte mehr und mehr Schnee über den Nordwesten von Montana. Trace und Kacey brauchten über eine Stunde, um Bonzi, den Computer und eine Reisetasche mit den nötigsten Sachen für Kacey aus deren Haus zu holen. Zweimal geriet Trace' Pick-up ins Schleudern, aber schließlich kamen sie bei dem alten Ranchhaus an, das er sein Zuhause nannte.

Sie hatte das große, kastige Haus, das gut zwanzig Meter von der Landstraße entfernt auf einer Anhöhe stand, noch nie zuvor gesehen. Dicker Schnee lag auf dem Dach, Eiszapfen hingen von den Vorsprüngen, ein bitterkalter Wind blies durch die kahlen Bäume eines kleinen

Obstgartens. Trace fuhr in eine offene Garage an der Rückseite des Hauses, wo bereits ein Dodge Pick-up mit der Schnauze zur Straße parkte, eine zehn Zentimeter dicke Schneeschicht auf der Motorhaube. Um das Ranchhaus herum entdeckte Kacey mehrere Nebengebäude; die Außenbeleuchtung verbreitete ein bleiches, fast unheimliches Licht hinter der dichten Schneegardine.

Trace griff nach Kaceys Reisetasche, pfiff nach ihrem Hund, öffnete die Fahrertür und stieg aus. Bonzi sprang hinter ihm her durch die mittlerweile fast einen halben Meter hohe Schneedecke. Kacey kletterte vom Beifahrersitz, nahm ihren Laptop und folgte ihnen einen freigeräumten Pfad entlang zu einer großzügigen Veranda hinten am Haus.

Sie stiegen die drei Stufen hoch, klopften sich den Schnee von den Schuhen und traten durch die unverschlossene Hintertür ins Haus. Wärme, der Geruch nach Holzfeuer und

Gewürzen traf sie mit Wucht, als sie ihren Mantel und er seine Fleecejacke auszog. Trace hängte die Sachen an die Garderobenhaken gleich neben der Tür. Bonzi ging sofort auf Entdeckungstour.

»He, Kumpel«, ertönte eine tiefe Männerstimme irgendwo aus dem Inneren des Hauses. »Wer zum Teufel bist du?« Ein Hund bellte, und dieselbe Stimme sagte: »Aus, Sarge. Genug! Sieht aus, als käme dich ein Freund besuchen.« Jemand lachte.

Die Küche bot Platz für einen großen Tisch; über der Arbeitsplatte blickte ein breites Fenster auf die hintere Veranda und die rückwärtigen Nebengebäude hinaus.

»Wie geht’s Eli?«, fragte Trace, als er durch einen offenen Türbogen ins Wohnzimmer hinüberschlenderte. Im Kamin brannte ein Feuer, ein Mann und eine Frau saßen vor einem Fernseher, aus dem in ohrenbetäubender Lautstärke die Nachrichten dröhnten. Die

Frau strickte, der große Mann hielt ein Ohr dicht ans Gerät.

»Er ist gleich nach dem Abendessen ins Bett gegangen«, sagte die Frau, stopfte ein flauschiges Garnknäuel in ihre Tasche und musterte Kacey. Dann brüllte sie, an ihren Mann gewandt: »Ed, stell das Ding leiser! Ich verstehe ja mein eigenes Wort nicht mehr!«

Der Mann schnaubte und reduzierte die Lautstärke um mehrere Dezibel, doch es war immer noch sehr laut. Mit einem roten Anzug und einem künstlichen Rauschebart hätte Ed Zukov mühelos als Weihnachtsmann durchgehen können.

Rasch stellte Trace sie einander vor.

»Schön, Sie kennenzulernen«, sagte Tilly zu Kacey, doch es lag nicht viel Wärme in ihrem Lächeln. Ed dagegen stand auf und schüttelte herzlich ihre Hand, dann setzte er sich wieder aufs Sofa und tastete nach der Fernbedienung,

die von der Armlehne gerutscht war – ohne Erfolg. Der Fernseher dröhnte weiter.

Tilly warf Ed einen tadelnden Blick zu, doch sie ignorierte nun die Lautstärke. Sie war noch nicht fertig mit ihrem Bericht über Eli, deshalb fuhr sie ein wenig nachdenklich fort: »Der arme kleine Kerl war fix und fertig. Vielleicht von den Medikamenten.«

»Ich werde mal nach ihm sehen«, sagte Trace und eilte durch die offen stehende Wohnzimmertür hinaus in die Diele, wo eine Treppe nach oben führte. Sarge und Bonzi folgten ihm dicht auf den Fersen.

»Netter Hund«, sagte Ed. »Gehört er Ihnen?«

»Jetzt ja. Ich habe ihn gerade aus dem Tierheim geholt.«

Eds weißgraue Augenbrauen schossen in die Höhe. »Ein Wachhund?«

»Nicht unbedingt.« Sie lächelte.

»Jagdhund?«

Kacey schüttelte den Kopf. »Bonzi? Das bezweifle ich, aber vermutlich werde ich das nie erfahren.«

Als hätte er seinen Namen gehört, kam Bonzi die Treppe herunter, sprang hinter den Couchtisch und legte seinen Kopf auf die Sofalehne neben Eds Hand. »Ja, du bist ein guter Junge«, lobte ihn der ältere Mann. Nun kehrten auch Sarge und Trace ins Wohnzimmer zurück. Sarge, der seinen Trichter noch um den Kopf trug, rollte sich auf einem kleinen Teppich vor dem Feuer zusammen.

»Sieht er nicht albern aus?«, murmelte Ed und lachte leise.

Tilly tätschelte ihrem Mann das Knie. »Wir sollten jetzt besser aufbrechen, Ed. Der Sturm wird immer schlimmer.«

Ed kämpfte sich hoch und reckte sich, dann schnitt er eine Grimasse und folgte seiner Frau, die zielstrebig durch die Küche eilte. »Ich werde auch nicht jünger«, gab er zu, als sie

ihre Sachen zusammensuchten und in ihre Jacken schlüpften, die ebenfalls an den Garderobenhaken neben der Hintertür hingen. Beide banden sich einen dicken Schal um den Hals.

Als sie dick eingepackt war, sagte Tilly zu Trace: »Im Kühlschrank steht Brathähnchen, dazu gibt es Kartoffelpüree, grüne Bohnen und Bratensoße.«

»Tilly macht die besten Brathähnchen der Welt«, erklärte Ed schmunzelnd, wofür er von seiner Frau mit einem freundlichen Klaps belohnt wurde.

»Ich prahle nicht gern, aber er hat recht.« Tilly strahlte. »Es ist die Paprika. Da können die bei Kentucky Fried Chicken ruhig elf verschiedene Kräuter oder Gewürze oder was weiß ich nehmen – ich nehme Paprika!«

»Danke, dass ihr euch um Eli gekümmert und die Tiere versorgt habt«, sagte Trace.

»Gern geschehen«, erwiderte Tilly lächelnd, obwohl ihr Lächeln etwas schief wurde, als ihre

Augen Kaceys begegneten. Während Ed damit beschäftigt war, seine Stiefel anzuziehen, stülpte sie sich eine Mütze über die graue Dauerwelle, zog Trace zur Seite und flüsterte ihm etwas zu. Dann wandte sie den Kopf und blickte Kacey skeptisch an.

»Komm, Mutter, lass uns fahren«, drängte Ed und öffnete die Tür. Ein Schwall kalter Luft wehte herein. »Ach herrje, es wird Zeit, dass wir nach Hause kommen. In den Nachrichten haben sie gesagt, der Sturm würde wahrhaft höllisch, und ausnahmsweise sieht es so aus, als würden sie recht behalten. Besser, du lässt Wasser in die Badewanne und die Spülbecken laufen, nur für den Fall, dass hier draußen der Strom ausfällt.«

Sie traten hinaus in die Kälte, hinter ihnen fiel mit einem Knall die Tür ins Schloss. Durchs Fenster sah Kacey die Äste der Bäume im Wind tanzen. Schneeflocken wirbelten durch die Luft. An den Seiten des Hauses und der

Nebengebäude bildeten sich bereits Schneeverwehungen.

Ed hatte recht. Das sah nach einem höllischen Sturm aus, selbst für Montana-Verhältnisse.

Als das alte Ehepaar in den Dodge gestiegen und die Auffahrt hinuntergefahren war, schloss Trace die Hintertür und sperrte ab. Kacey war bereits dabei, die Reste von Tillys Abendessen aus dem Kühlschrank zu holen. »Lass mich raten«, sagte sie und spähte über die Kühlschranktür. »Tilly hat dich beiseitegenommen, um mit dir ein Wort über mich zu wechseln, stimmt’s? Ich wette, sie findet, dass ich deiner Ex-Frau ein bisschen zu ähnlich sehe.«

Trace zuckte die Achseln. »Und Jocelyn.«

»Hm.« Sie knallte die Tür zu. »Dann passe ich ja ins Schema.« Sie stellte die Behälter mit dem Essen auf die Anrichte und bereute ihre Worte sogleich, als sie an Jocelyn Wallis dachte und daran, wie sie ums Leben gekommen war.

Ihr wurde klar, wie müde, hungrig und angespannt sie war, deshalb sagte sie: »Entschuldige. Schätze, das ist ein wunder Punkt.«

»Tilly ist beeindruckt, dass du Ärztin bist.«

»Nun, das ist ja großartig.« Sie zuckte zusammen, als sie merkte, wie bissig ihre Worte klangen. »Ich bin wohl hungriger und griesgrämiger, als ich dachte.«

»Vielleicht liegt’s am Arsen«, entgegnete er trocken.

»Nein, das kann nicht sein. Selbst wenn sie es in meinem Kaffeepulver nachweisen sollten – ich habe in letzter Zeit zu Hause nicht oft Kaffee gekocht. Was ist mit dir? Du hast heute Morgen eine Tasse getrunken.«

Er schüttelte den Kopf. »Entweder merke ich nichts, oder es war gar nichts drin.«

»Das ist doch ein Grund zu feiern«, sagte sie eifrig.

»Da hast du recht.« Er grinste, und ihr Herz machte einen kleinen Satz. »Ich werde das hier warm machen«, sagte er und griff nach dem Brathähnchen.

»Stört es dich, wenn ich auch mal kurz nach Eli sehe?«

»Nein. Bitte. Geh nur. Ich zeige dir sein Zimmer.«

Trace ging ihr voran in die Diele und wies die alte Treppe mit ihrem massiven Treppengeländer hinauf. »Die zweite Tür links«, sagte er, dann warf er einen Blick auf die Uhr und kehrte in die Küche zurück. Es war jetzt eine gute halbe Stunde her, seit er das letzte Mal nach seinem Sohn gesehen hatte.

Kacey streifte ihre Schuhe ab und eilte die fünf Stufen zum Treppenabsatz hinauf. Bonzi, der im Erdgeschoss mittlerweile jeden Winkel erkundet hatte, wollte seinem Frauchen folgen, doch als sie »Bleib!« sagte, kehrte er zu dem duftenden Hähnchen, Trace und Sarge in die

Küche zurück. Hoffentlich würden die beiden Hunde nicht in Streit geraten, sollte Trace versehentlich ein Stück Hähnchen auf den Boden fallen lassen, dachte Kacey. »Sei bloß artig!«, rief sie ihm hinterher, dann stieg sie die restlichen Stufen hinauf und stand in einem Flur, von dem mehrere Türen abgingen. Die Tür zu ihrer Linken war nur angelehnt, und sie stieß sie ein Stückchen weiter auf, um einen Blick hineinzuwerfen. Das Flurlicht fiel auf unbenutzte Möbel, Plastikbehälter und aufeinandergestapelte Kisten; ein Schlafzimmer, das offenbar als Abstellraum diente.

Am Ende des Flurs befand sich ein Badezimmer, wie Kacey durch die weit offen stehende Tür erkannte; eine Spielzeugspur zog sich von dort zu der angelehnten Tür zwischen Bad und Abstellraum – Elis Zimmer. Bevor sie hineinging, richtete sie ihre Aufmerksamkeit auf die Tür auf der rechten Seite. Vorsichtig drückte sie die Klinke hinunter und spähte

hinein. Dieser Raum war der größte hier oben. Ihr Blick fiel auf ein ordentlich gemachtes großes Bett und eine Kommode, über der ein Flachbildfernseher hing. Ganz offensichtlich Trace' Zimmer.

Kacey zog leise die Tür zu und drehte sich zu Elis Zimmer um. Vorsichtig schob sie seine Tür weiter auf, damit mehr Licht hineinfallen konnte, und erblickte Trace' Sohn unter der zerwühlten Bettdecke, das Gesicht im Kopfkissen vergraben. Er atmete schwer und schwang seinen Gipsarm zur Seite. Sie trat näher, sorgfältig darauf achtend, nicht auf eines der am Boden liegenden Spielzeuge zu treten. Eine Bodendiele knackte. Eli stöhnte leise und drehte sich auf den Rücken. Dann blickte er blinzelnd zu ihr auf und verzog verwirrt das Gesicht.

»Mommy?«, fragte er mit schlaftrunkener Stimme.

Kacey schnürte sich die Kehle zusammen. »Nein.« Sie setzte sich auf seine Bettkante und berührte die Finger, die aus seinem Gipsverband ragten. »Nein, mein Schatz, ich bin’s, Kacey. Dr. Lambert. Erinnerst du dich an mich?«

Er betrachtete sie prüfend, und selbst im dämmrigen Licht bemerkte sie, wie die Hoffnung auf seinem Gesicht schwand.

Ihr brach fast das Herz, doch sie zwang sich zu einem Lächeln und strich ihm das Haar aus der Stirn.

Er blickte auf den Kleiderschrank, der dunkel ins Zimmer ragte, die Tür fest geschlossen, dann zum Fenster, als müsse er sich erst zurechtfinden. »Aber –«

»Ist schon gut«, sagte sie, als sie seine Enttäuschung bemerkte. Er schluckte und biss sich auf die Unterlippe, um nicht in Tränen auszubrechen.

Kacey spürte, wie ihre eigenen Augen zu brennen anfingen. »Also … wie fühlst du dich?«

»Es geht schon.«

»Brauchst du etwas?« *Etwas anderes als deine Mutter?*

»Nein.« Er schüttelte den Kopf und ließ sich zurück in die Kissen sinken.

»Gut. Dann leg dich wieder schlafen. Ich werde später noch einmal nach dir sehen. Einverstanden?«

Offensichtlich war er zu müde, um zu widersprechen. Er schloss die Augen, kuschelte sich tiefer unter die Decke, und auch wenn sich seine Stirn ein, zwei Sekunden verwirrt in Falten legte, war er bald wieder tief und fest eingeschlafen. Vermutlich träumte er davon, dass seine Mom bei ihm wäre. Einen Augenblick betrachtete sie den schlafenden Jungen und schwor sich insgeheim, dass sie Leanna den Hals umdrehen würde, sollte sie ihr je über den Weg laufen.

Hör auf damit! Woher willst du wissen, ob sie nicht tot ist? Das könnte erklären, warum Trace nichts von ihr gehört hat, warum sie sich nie mehr bei ihrem Sohn gemeldet hat. Vielleicht ist sie genau wie die anderen Frauen einem Unfall zum Opfer gefallen, und ihr Leichnam ist nur noch nicht gefunden worden?

Sie fröstelte; dennoch war sie voller Unmut darüber, dass diese Frau so einfach ihr Kind im Stich gelassen hatte.

Als Eli tief und fest schlief, ging sie wieder nach unten, wo es wunderbar nach Tillys weltbestem Brathähnchen duftete.

Ihr Magen knurrte laut, als sie die Küche betrat.

Trace, der vorsichtig eine Schüssel aus der Mikrowelle nahm, blickte über die Schulter. »Wie geht’s ihm?«

»Er ist aufgewacht und war ziemlich durcheinander. Hat mich für Leanna gehalten«, sagte Kacey. »Ganz ähnlich wie Tilly.« Sie

zwang sich zu einem Lächeln, nahm die Teller, die Trace auf die Anrichte gestellt hatte, und deckte den Tisch. »Bei deinem Sohn verstehe ich das. Er nimmt Medikamente und ist noch ein Kind. Aber Tilly … ich weiß nicht.«

»Sie wird sich schon wieder einkriegen«, sagte er und stellte das Essen auf den Tisch.

Kacey nahm auf einem ramponierten Küchenstuhl Platz, der aussah, als wäre er mindestens fünfzig Jahre alt. Sie musste zugeben, dass Tillys weltbestes Brathähnchen tatsächlich besser schmeckte als alles, was sie seit ihrem Thanksgiving-Dinner mit Maribelle zu sich genommen hatte; wenn sie ehrlich war, stellte es selbst die Kochkünste des Chef de Cuisine in der Seniorenresidenz in den Schatten.

Sie aßen schweigend. Das Hähnchen war saftig, die Bohnen gewürzt mit Sojasoße und Knoblauch. Das Kartoffelpüree, das leicht nach Butter und Sauerrahm schmeckte, zerging auf

der Zunge und wäre ohne Bratensoße genauso phantastisch gewesen.

»Ja«, gab Kacey zu, als sie ihren Teller fast geleert hatte. »Sie kann kochen. Und stricken. Und sagtest du nicht, sie könne auch Dame spielen?«

»Sie kann noch viel mehr. Gib ihr eine Chance.«

»Wenn sie mir eine gibt.«

»Das kann ich dir nicht versprechen«, neckte er sie. »Ich gehe jetzt raus und sehe nach den Tieren. Bei dem Wetter möchte ich sichergehen, dass alle Luken dicht sind. Willst du mitkommen?«

Sie sah aus dem Fenster. Gerade in dem Augenblick rüttelte ein Windstoß an den Blendläden. »Ich glaube, da passe ich lieber«, sagte sie. »Ich bleibe bei Eli und räume die Küche auf.«

»Wenn das kein Angebot ist!«

Sie sah ihm zu, wie er seine Jacke anzog. Was um alles auf der Welt fand sie so attraktiv an ihm? Sie, die sie sich immer nur für beruflich erfolgreiche Großstädter interessiert hatte.

Männer wie JC? Oder Anzug- und Krawattenträger, versnobt wie die Söhne von Gerald Johnson?

»Nein«, sagte sie laut.

Trace war bereits zur Hintertür hinaus, die beiden Hunde auf den Fersen, um seinen spätabendlichen Rundgang zu den Rindern und Pferden zu machen. Kacey räumte die Küche auf, dann machte sie es sich auf der Couch mit ihrem Laptop gemütlich. Der Fernseher, in dem ein Nachrichtensender lief, war immer noch laut genug gestellt, um einen dauerhaften Hörschaden zu verursachen, also tastete sie unter den Sofakissen und in den Sofaritzen nach der Fernbedienung, doch da war nichts. Ihr Blick fiel auf den Fußboden neben der Armlehne, und

endlich entdeckte sie das verflixte Ding und stellte den Ton leiser.

Ein Meteorologe stand vor einem großen Bildschirm, auf dem Teile von Montana, Idaho und Kanada gezeigt wurden. Er machte eine ausladende Geste mit dem Arm und erklärte, wie die arktische Luft von Saskatchewan und Alberta hereinströmte und innerhalb der nächsten achtundvierzig Stunden zwischen einem halben und einem Meter Schnee mit sich bringen würde. »Sieht so aus, als wäre die weiße Weihnacht dieses Jahr ein paar Wochen zu früh angebrochen«, sagte er fröhlich, dann wurde zu einer Reporterin an der Interstate geschaltet, die bibbernd über die Auswirkungen des eisigen Wetters berichtete. Hinter ihr donnerten Sattelschlepper über den Highway.

Danach folgten weitere Nachrichten, und ein Foto von Elle Alexander erschien auf der Bildfläche. »Das Büro des Sheriffs von Pinewood County bittet um Ihre Mithilfe bei der

Aufklärung eines tödlichen Unfalls auf der Straße nach River Falls«, sagte eine Nachrichtensprecherin. Der entsprechende Straßenabschnitt wurde eingeblendet, direkt vor der North Fork Bridge, wo Blumen und Kerzen im Schnee die Stelle markierten, an der Elle Alexander ihr Leben gelassen hatte. »Da die Polizei Fremdeinwirkung nicht ausschließt, werden Zeugen gesucht, die den Unfall beobachtet und eventuell ein Fahrzeug bemerkt haben, welches den Dodge Minivan von der Straße in den Grizzly River gestoßen haben könnte.«

Dem folgte ein Bericht über den Tod einer »einsamen Langläuferin«, deren Name noch nicht bekanntgegeben wurde, da man die nächsten Angehörigen noch nicht informiert hatte.

Sie holte tief Luft, dann stellte sie den Ton ab und lauschte auf den Sturm, der draußen tobte. Der Wind heulte, ein Ast schlug dumpf gegen eine Hauswand. Kacey blickte auf die Uhr und stellte fest, dass Trace vor fast einer

halben Stunde hinausgegangen war. Er müsste eigentlich bald zurück sein. Sie ging in die Küche, blickte aus dem Fenster und versuchte, sich zu entspannen. Ihre Augen suchten dem freigeschaufelten Pfad zu den Nebengebäuden ab.

Ein weiterer schmaler Trampelpfad führte um das Haus herum und war schon fast wieder zugeschneit.

Seltsam.

Nun, Tilly und Ed hatten sich um Eli und Sarge gekümmert. Vielleicht war einer von ihnen mit dem Hund kurz draußen gewesen …? Wohl eher Tilly, denn der Pfad war sehr schmal und konnte kaum von Eds Stiefeln Größe sechsundvierzig stammen.

Vielleicht täuschte sie sich auch, und der viele Neuschnee verwischte die Spuren.

Hm.

Sie ermahnte sich, sich keine Sorgen zu machen, nicht an die Unfälle, ihr verwanztes

Haus oder an das Gift zu denken, das man ihr vermutlich in den Kaffee gemischt hatte. Hier war sie in Sicherheit. Bei Trace.

Trotzdem hatte sie Angst, ein Gefühl, dass irgendetwas nicht stimmte. »Das ist nur die neue Umgebung«, flüsterte sie und wünschte sich, einer der Hunde wäre bei ihr und Eli im Haus geblieben. Sie warf einen letzten Blick auf den immer weniger zu erkennenden Trampelpfad, dann kehrte sie ins Wohnzimmer ans brennende Kaminfeuer zurück. Ihr Unbehagen schwand ein wenig. Sie nahm ein Scheit aus dem Feuerholzstapel, legte es auf und machte es sich wieder auf dem Sofa gemütlich. Dann klappte sie ihren Laptop auf und stellte weitere Nachforschungen über Gerald Johnson, seine Firma und seine Familie an.

Dein Vater. Deine Halbgeschwister. Deine Familie.

»Nie im Leben«, sagte sie laut. In diesem Augenblick flackerte das Licht. Ein Ast donnerte

so heftig gegen eine Außenwand, als wolle er gewaltsam ins Haus eindringen.

Wieder schaute sie auf die Uhr und wünschte sich, Trace würde endlich zurückkommen. Die Geräuschkulisse, hervorgerufen durch den Sturm, war unheimlich: Balken knackten, das alte Haus ächzte und stöhnte, draußen rieben quietschend und knarzend Äste gegeneinander. *Dir gehen die Nerven durch,* sagte sie sich und unterdrückte eine aufsteigende Panikattacke. Um sich abzulenken, googelte sie sämtliche Mitglieder der Johnson-Familie und rief sich ihre persönlichen Eindrücke von Gerald und seinen Kindern ins Gedächtnis.

Ihr Vater war ihr ein Rätsel. Stark. Klug. Gebildet. Knallhart. Ein Mann, der Probleme löste und Widrigkeiten entgegentrat.

Skrupellos?

Wahrscheinlich.

Clarissa, seine Erstgeborene, war leichter zu durchschauen, zumindest schien das auf den

ersten Blick so. Unerschrocken und arrogant, aggressiv und offenbar ziemlich gehässig, war sie verheiratet mit Lance, der Kacey an den nordischen Donnergott Thor erinnerte. Die beiden passten zueinander: Beiden schien jegliche Wärme, jeglicher Sinn für Humor abzugehen, und trotzdem hatten sie Kinder. Kacey hatte Mühe, sich jemand weniger Mütterliches als Clarissa Johnson Werner vorzustellen, aber sie hatte sie schließlich nur aufgeregt erlebt. Vermutlich verbargen sich hinter Clarissas bissigem Auftreten andere, tiefer gehende Gefühle.

Dann war da Judd, der Nächste in der Reihe, ruhiger, aber genau der Typ Mensch, bei dem einem unwillkürlich das alte Sprichwort »Stille Wasser sind tief« in den Sinn kam. Wer wusste schon, was er dachte oder wozu er fähig war? Er war Anwalt, genau wie Thane, aber Judd war definitiv der Konservativere, Regelkonformere von beiden, und – wie sie einem Bericht über

ihn entnehmen konnte – er war von einer Frau geschieden, die nach Portland gezogen war. Kinder hatte er keine.

Thane war ihr – genau wie Gerald – ein Rätsel. Ebenfalls still. Freundlicher als die anderen, leicht amüsiert. Das schwarze Schaf der Familie, das nicht ganz ausgebrochen war. Ein Einzelgänger, aber eben doch nicht. Derjenige, der nicht unter der Fuchtel seines Vaters stand. Zumindest nicht komplett. Nie verheiratet. Von ihren Halbgeschwistern derjenige, mit dem sie am ehesten reden könnte. Der am wenigsten Reservierte. Sie machte sich eine Notiz.

Bei den Zwillingen wusste sie überhaupt nicht, woran sie war. Cameron hatte sich während des Meetings mehrmals das Haar glatt gestrichen und war ihr mit offener Feindseligkeit begegnet. Colt allerdings hatte sie auch nicht gerade mit offenen Armen empfangen. Das Lächeln, mit dem er sie bedacht hatte, war kalt gewesen, als hätte er sich über einen

Scherz auf ihre Kosten amüsiert. Oder hatte sie sich das eingebildet?

Keiner der Zwillinge hatte je geheiratet, zumindest wusste sie von keiner Ehe, aber sie wusste ohnehin sehr wenig über die beiden, nur dass sie im Vertrieb für die Firma ihres Vaters arbeiteten und dass sie ihre Aufgaben durch ganz Amerika bis nach Kanada führten.

War es möglich, dass sie die Täter waren? Vielleicht arbeiteten sie zusammen? Einer verschaffte dem anderen ein Alibi, während sie quer durchs Land flogen. Konnten die zwei so pervers, so abgedreht sein?

»Unwahrscheinlich«, murmelte sie, doch sie nahm sich vor, noch ein wenig tiefer zu graben, einen Weg zu finden, ihre Geschäftsreisen zu überprüfen und herauszufinden, ob ihre Routen mit anderen unglückseligen »Unfällen« von Gerald Johnsons Reagenzglas-Töchtern übereinstimmten.

»Das ist doch Unsinn«, redete sie sich ein und konzentrierte sich auf Robert Lindley, den Außenseiter, der aus einer weiteren außerehelichen Liaison des berühmten Herzchirurgen hervorgegangen war. Er war älter als sie und hatte offenbar ebenfalls nie geheiratet. Auch Robert war ihr gegenüber feindlich aufgetreten; sie hatte sein Misstrauen gespürt, gleich nachdem er das Sitzungszimmer betreten hatte.

Fühlte er sich immer noch als Randfigur, obwohl er offiziell Teil der Familie war, zumindest, was die Firma anbelangte?

Doch Gerald Johnsons Kinder waren nicht komplett versammelt gewesen: Zwei seiner drei Töchter fehlten – ums Leben gekommen bei verschiedenen Unglücksfällen, Aggie als Kind, Kathleen kurz vor ihrer Hochzeit.

Was hatte das nur zu bedeuten?

Unfälle.

Augenscheinlich fielen fast alle weiblichen Nachkommen von Gerald Johnson Unfällen zum Opfer.

Außer Clarissa. Sie hat überlebt. Die rechte Hand ihres Vaters. Was für einen Sinn machte das?

»Gar keinen«, sagte Kacey laut. Der Wind peitschte ums Haus, das Licht flackerte erneut. Kaceys Haut kribbelte, und sie musste das Gefühl niederkämpfen, dass da draußen jemand oder etwas lauerte, etwas Böses, Hinterhältiges, das nur darauf wartete, endlich zuzuschlagen.

Was für ein höllischer Sturm! Er rüttelte an den alten Blendläden, pfiff durch die Dachbalken der Scheune und machte die Rinder nervös. Auch die Hunde waren angespannt und jaulten. Bonzi, so tough er auch aussah, erwies sich als echter Hasenfuß.

»Es ist ja bald vorbei«, beruhigte Trace die Tiere, »wir sind hier drinnen in Sicherheit.«

Aber Bonzi kniff den Schwanz ein, als ein weiterer Windstoß um die Scheune fuhr. Trace beachtete ihn nicht weiter und fing an, freiliegende Leitungsrohre zu umwickeln, die einzufrieren und dann zu platzen drohten. Das würde einige Zeit in Anspruch nehmen, aber er wollte sichergehen, dass die Rinder weiterhin Wasser bekamen.

Das Licht flackerte einmal, dann noch einmal … *Na prima,* dachte er, und er hatte noch nicht mal einen Pfad zu den Pferden einen Stall weiter freigeschaufelt. Das Letzte, was er jetzt gebrauchen konnte, war ein Stromausfall.

Bonzi hockte sich hin und winselte, doch Trace fuhr damit fort, die Rohre zu isolieren, dann wollte er sich auf den Weg zum Pferdestall machen.

Jetzt war jeder für sich. Perfekt.

Aus seinem Versteck blickte er mit seinem Nachtsichtgerät über die verschneite Landschaft zum Haus. Die alten Leute waren bereits aufgebrochen. Er beobachtete Trace O'Halleran, der mit beiden Hunden im Schlepptau zur Scheune stapfte. Acacia war allein im Haus, von dem Kind einmal abgesehen.

Mit dem Jungen würde er fertig werden.

Nach dem Schrecken von heute Nachmittag schienen sich die Dinge endlich zu fügen. Wieder hatte er das Gefühl gehabt, beobachtet zu werden. Er hatte den BMW gesehen, der ihn seiner Meinung nach gestern Nacht verfolgt hatte. Alles Einbildung, hatte er sich gesagt, seine Paranoia gewann langsam die Oberhand, trotzdem: Er hätte schwören können, dass heute jemand hinter ihm her gewesen war.

Reiß dich zusammen! Hast du jemanden bemerkt? Gehört? Den verdammten BMW wiedergesehen?

Nein!

Du bist bloß nervös, weil heute die Nacht aller Nächte ist. Heute ist es so weit. Zeit, Rache zu nehmen. Bald, so bald schon wird Acacias Leben in deinen Händen liegen.

Trotz der Kälte und des Windes, der an den vereisten Ästen der umliegenden Bäume rüttelte, spürte er, wie sein Schwanz zuckte bei der Vorstellung, wie sie unter ihm lag, zitternd vor Angst, die Augen auf das Messer gerichtet, mit dem er ihr die Kehle durchschneiden würde …

Nein! So funktioniert das nicht. Hier geht es nicht um Sexuelles, und ein Messer darfst du auch nicht nehmen … Es muss aussehen wie ein Unfall. Genau wie bei den anderen. Halt dich an deinen Plan … sie ist eine von ihnen, von diesen geistesschwachen weiblichen Abkömmlingen von Gerald Johnson. Geisteskrank, das sind sie alle … vermutlich sogar Clarissa. Auch sie kann nicht verschont werden, selbst wenn sie eine Verbündete ist. Auch sie wird

sterben müssen … Aber jetzt konzentrier dich. Als Erstes musst du sie außer Gefecht setzen, dann musst du O'Halleran ausschalten, zurück ins Haus schaffen und den Tatort inszenieren. Es muss so aussehen wie Mord mit anschließendem Selbstmord. Zum Schluss brennst du das Haus bis auf die Grundmauern nieder. Wenn die freiwillige Feuerwehr eintrifft, wird es längst zu spät sein.

Er richtete den Blick auf die Fenster und das Licht hinter den Blendläden; ab und an sah er sie durchs Haus gehen. Jedes Mal, wenn er sie entdeckte, wurde ihm trotz der Kälte heiß vor Vorfreude; er musste nicht mehr lange warten. Jetzt war Acacia in der Küche und schaute aus dem Fenster, genau in seine Richtung. Sein Herz setzte einen Schlag aus.

Dann wurde ihm klar, dass sie ihn durch den dichten Schneevorhang auf keinen Fall entdecken konnte, außerdem ahnte sie nicht, dass er sie ganz aus der Nähe beobachtete und die

Details ihres Todes plante. *Mach bloß nicht alles zunichte, indem du deiner eigenen Paranoia zum Opfer fällst,* schalt er sich. *Du hast eine Mission zu erfüllen. Lass dich nicht von Lust oder Angst ablenken … Du musst stark sein, reiß dich zusammen!*

Er zog scharf die Luft ein, fühlte, wie die Kälte in seinen Lungen brannte, und zwang sich, einen klaren Kopf zu bewahren. Seine Gedanken zusammenzunehmen. Dann sah er wieder, wie sie in die Nacht hinausblickte, und neue Kraft beflügelte ihn. Es war, als könne er auf telepathischem Wege mit ihr kommunizieren.

Du wolltest das so, du Miststück. Du wolltest mich ausfindig machen … Er spürte, wie seine Mundwinkel nach oben zuckten, als er das alte Ranchhaus mit dem Giebeldach betrachtete. Die meisten Fenster waren dunkel, im oberen Geschoss brannte kein Licht. Er wechselte sein Gewehr von der einen in die andere Hand,

dann wurde ihm plötzlich klar, wie er im Einzelnen mit ihr verfahren würde.

Eine weitere heftige Windbö prallte gegen ihn und brachte die Lichter im Haus zum Flackern. Wieder sah sie in seine Richtung, das schöne Gesicht sorgenvoll verzogen. Oh, wenn sie nur wüsste …

Mach dich bereit, Acacia, dachte er grimmig und stapfte durch den Schnee zum Vordereingang des Hauses, wo die Veranda im Dunkeln lag. *Ich komme.*

Wo zum Teufel steckte Trace? Wie lange mochte es dauern, nach den Pferden und Rindern zu sehen, die Ed bereits gefüttert hatte?

»Nun komm schon zurück«, sagte sie laut und überlegte, ob sie Mantel und Stiefel anziehen und sich auf den Weg zu den Nebengebäuden machen sollte. Aber sie wollte Eli nicht

allein lassen. Was, wenn er wieder aufwachte und nach seiner Mutter rief?

Sie kam sich vor wie eine Idiotin, als sie zum Handy griff, um ihn anzurufen, trotzdem tippte sie seine Nummer ein und wartete.

In der Küche klingelte ein Telefon, und sie fuhr erschrocken auf. Dann wurde ihr klar, dass es Trace' Handy war. Er hatte das verdammte Ding auf dem Küchentresen liegen lassen.

Es ist alles in Ordnung bei ihm. Ganz bestimmt!

Wieder flackerte das Licht. Diesmal beschloss Kacey zu handeln. Sie erinnerte sich an Eds Rat und ließ Wasser in die Badewanne laufen, dann holte sie Eimer und eine Taschenlampe aus der Küche. Das Feuer im Wohnzimmer brannte hell, neben dem Kamin war noch genügend Holz aufgestapelt.

Klonk!

Von oben hörte sie ein Geräusch.

»Eli?«, fragte sie mit hämmerndem Herzen. Sie ging zur Treppe und hatte gerade zwei Stufen genommen, als überall das Licht ausging. Schlagartig war es stockdunkel, nur der flackernde rot-goldene Schein des Kaminfeuers, der durch die offen stehende Tür des Wohnzimmers fiel, warf zuckende Schatten.

Zuvor hatte sie das Gluckern der Heizung oder das Brummen des Kühlschranks gar nicht bemerkt, doch jetzt war alles totenstill, eine unheimliche Ruhe, die nur unterbrochen wurde von dem Heulen des Windes und dem verflixten Ast, der unablässig gegen die Hauswand krachte. Sie wartete in der Hoffnung, ein Generator würde anspringen und für Notstrom sorgen, aber vergeblich.

Nichts. *Was nun?*

Sie verspürte eine Eiseskälte. Ihre Haut kribbelte, als sie an all die Dinge dachte, die in der Dunkelheit passieren konnten, wenn draußen ein durchgeknallter Killer herumlief …

»Hör auf damit«, sagte sie entschlossen.

Sie tastete sich zurück in die Küche, wo sie die Taschenlampe hatte liegen lassen, und stieß sich das Knie. Einen saftigen Fluch unterdrückend, griff sie automatisch nach dem Lichtschalter, dann zog sie die Hand zurück und tastete nach der Taschenlampe auf dem Tresen. Sie schaltete sie an, und ein schwaches, gelbliches Licht zeigte ihr, dass die Batterien fast leer waren.

Eli.

Er würde wissen, wo Trace neue Batterien aufbewahrte; außerdem würde sie ihn sowieso ins Wohnzimmer bringen und ihm ein Bett am Kamin machen müssen, damit er es ohne Heizung warm hatte.

Sie blickte hinaus in die Dunkelheit. Die Außenbeleuchtung war erloschen, die Nebengebäude lagen im Stockdunkeln. »Komm schon, Trace!«, flüsterte sie. Bestimmt wäre er gleich wieder hier.

Währenddessen würde sie …

Sie folgte eben dem dünnen Strahl der Taschenlampe die Treppe hinauf, als sie ein weiteres Geräusch vernahm.

Klonk!

Was war das?

Eli?

Sie unterdrückte ihre Furcht, rannte polternd die restlichen Stufen hinauf, den Flur entlang und stieß die Tür zu Elis Zimmer auf.

Das Bett war leer; Decken und Laken lagen auf dem Fußboden verstreut. »Eli!«, schrie sie und schwenkte suchend den Strahl der Taschenlampe durch den Flur. »Eli!« Sie riss die Schranktür auf, doch dahinter hingen nur Klamotten. Auch im Bad und in Trace’ Zimmer war keine Spur von dem Jungen zu entdecken. Die Taschenlampe wurde schwächer. »Eli!« *O Gott, o Gott!* Wo mochte er bloß stecken?

Voller Panik spürte Kacey, wie ihr trotz der Kälte der Schweiß ausbrach, angstvoll zog sich

ihr Herz zusammen. Sie durchsuchte das dritte, zum Abstellraum umfunktionierte Schlafzimmer, sah unter den abgehängten Möbeln nach, hinter dem Sammelsurium von Kisten und Bildern, die rund ums Bett standen. »Eli!«, rief sie wieder, und dann, weil sie davon ausging, dass er genauso verängstigt war wie sie: »Ich bin’s, mein Schatz, Kacey. Wo steckst du nur?«

Doch sie bekam keine Antwort.

Kapitel 34

Pescoli fuhr.

Dass Missoula außerhalb ihres Zuständigkeitsbereichs lag, war ihr egal.

Genau wie es ihr egal – um nicht zu sagen, scheißegal – war, dass sich das FBI in die Ermittlungen einschaltete.

Sie wollte Antworten, und zwar jetzt.

Während Alvarez auf dem Beifahrersitz per Handy mit einem der Detectives telefonierte, die dazu abgeordnet worden waren, Gerald Johnsons Leben auf den Kopf zu stellen, blickte Pescoli mit zusammengekniffenen Augen durch die Windschutzscheibe. Die Scheibenwischer hatten Mühe, gegen den unablässig fallenden Schnee anzukämpfen.

Was hätte sie jetzt für eine Zigarette gegeben, und wenn Alvarez nicht so ein Gesundheitsapostel gewesen wäre, hätte Pescoli am nächsten Mini-Markt angehalten und ihren Geheimvorrat an Marlboro Lights im Handschuhfach aufgefüllt und sich dazu eine Riesendose Cola light gekauft. Das war genau die Mischung, die sie auf Hochtouren brachte.

Gerald Johnson lebte in einer bewachten, geschlossenen Wohnanlage, Teil eines Höhenkurorts, der an einen privaten Golfclub grenzte. Allein die Aufnahmegebühr war höher als der Wert ihres Hauses; Pescolis Gehalt hätte kaum für die monatlichen Mitgliedsbeiträge gereicht. Sie hoffte nur, dass der Mistkerl zu Hause war.

Bewaffnet mit Kacey Lamberts Theorien und Alvarez' dürftigem Beweismaterial, wollten sie und ihre Partnerin dem alten Herrn gegenübertreten und die Bude ein wenig aufmischen. Anfangs war sie von Alvarez' Theorie, die Opfer könnten miteinander verwandt sein, nicht recht

überzeugt gewesen, aber mittlerweile glaubte sie ebenfalls, dass die Frauen umgebracht worden waren, weil sie von Samenspender Nummer 727 abstammten. Warum und vor allem von wem, stand auf einem anderen Blatt.

Das Wetter war grauenhaft, aber so war der Winter in Montana nun mal. Was hatte sie erwartet?

»… okay, verstanden«, sprach Alvarez in ihr Handy. Das Radio knisterte. Auf der Main Street hatte ein Raubüberfall stattgefunden, der Täter hatte fliehen können. »Suchen Sie weiter. Ich möchte alles über Johnson, seine Kinder und die Klinik wissen … ja, rufen Sie mich zurück.« Sie legte auf und blickte Pescoli an. Ihr Gesicht im Scheinwerferlicht eines entgegenkommenden Wagens wirkte angespannt. »Leona ist an der Sache dran.« Leona Randolph war eine junge Beamtin, die erst kürzlich beim Department angefangen hatte. Sie war ein wahres Technik-Ass und beherrschte das

Internet auf eine Weise, dass Pescoli nur staunen konnte. Obwohl das Mädchen bloß ein paar Jahre älter war als Jeremy, war sie diesem um Lichtjahre voraus, was Reife, Ehrgeiz und Zielstrebigkeit anbelangte. Da konnte sich ihr Sohn eine Scheibe abschneiden!

»Nach ungefähr einer Meile müssen wir abbiegen«, sagte Alvarez. Der Schnee fiel dicht, die Sichtweite war gleich null. Pescoli fuhr so langsam, dass man im Grunde von kriechen sprechen konnte. Gerade jetzt, wo sie unter immensem Zeitdruck standen, wo die Uhr tickte und der Killer jeden Augenblick wieder zuschlagen konnte, wurden sie von einem Blizzard aufgehalten.

»Da ist die Privatstraße nach Cougar Springs«, erklärte Alvarez und deutete mit dem Zeigefinger nach vorn. Pescoli erkannte im Licht der Scheinwerfer eine weitläufige Kurve.

Sie pflügten durch den Schnee und kämpften sich eine Straße hinauf, die sich durch den

Höhenkurort hindurch bis zu einem Pförtnerhaus schlängelte. Pescoli zeigte dem Wachmann ihre Marke und nannte ihm Gerald Johnsons Namen. Das Tor vor ihnen schwang auf, und Pescoli fuhr langsam die steile, kurvige Fahrbahn bergauf. Nach etwa einer Viertelmeile gelangten sie zu einer dreigeschossigen Lodge aus Glas und Zedernholz; warmes Licht fiel aus den großen Fenstern unter dem schneebedeckten Spitzdach. Nur eine Handvoll Autos, vom Schnee halb begraben, stand auf dem Parkplatz.

Die Straße führte weiter nach oben, an dichtbewaldeten Grundstücken mit riesigen, am Hang gelegenen Anwesen vorbei. Viele davon dienten lediglich als Sommerhäuser und waren im Augenblick unbewohnt, nur bei einigen war Licht hinter den Fenstern zu erkennen – diese Leute wohnten das ganze Jahr über hier oder verbrachten ihren Winterurlaub auf den nahe gelegenen Skipisten.

»Hartes Leben«, murmelte Pescoli.

»Langweiliges Leben«, fügte Alvarez hinzu.

»Ich denke, ein, zwei Jahre ›Langeweile‹ könnten mir durchaus gefallen.«

»Aber sicher doch. Du würdest schon nach einer Woche die Wände hochgehen und spätestens nach zwei Wochen wieder im Dienst sein.« Alvarez warf ihrer Partnerin einen Seitenblick zu. »Wem willst du etwas vormachen? Mir? Oder dir selber?«

»Vielleicht uns beiden«, murmelte Pescoli.

»Was macht dir eigentlich so zu schaffen?«

»Meine Kinder. Was sonst?« Sie hätte ihre aufgestaute Wut gerne auf den Fall geschoben, doch das war es nicht, was sie so sehr aufbrachte. Jeremy, der versessen darauf zu sein schien, im Leben eine dicke, fette Null zu sein, und Bianca, die so verrückt nach Jungs war, dass ihre Noten in den Keller rutschten, waren der eigentliche Grund für ihre Angst und ihren

Verdruss. Dass Santana ihr zusätzlich Druck machte, half auch nicht gerade.

»Bieg hier ab«, ordnete Alvarez an.

Pescoli lenkte vorsichtig. Der Jeep geriet leicht ins Schleudern, dann fanden die Reifen wieder Halt, und der Wagen nahm eine letzte Kurve, bevor die Straße in die ringförmige Auffahrt mündete, die zu Gerald Johnsons Anwesen gehörte.

»Showtime«, sagte Pescoli, als sie den Wagen vor einer Garage abstellte, die groß genug war, um eine ganze Flotte von Fahrzeugen darin unterzubringen. Gaslaternen flackerten neben den rustikalen, im Landhausstil gehaltenen Garagentoren. Sie stieg aus und folgte Alvarez, die es eiliger zu haben schien als sie, den schneebedeckten Weg entlang zur Haustür. Alvarez drückte mit dem behandschuhten Zeigefinger auf die Klingel, die Tür schwang auf, und Gerald Johnson, in voller Lebensgröße, energischer und sportlicher noch

als auf den Fotos, die sie von ihm gesehen hatten, begrüßte sie.

»Officers«, sagte er, »Floyd hat mich vom Pförtnerhaus aus angerufen und mir mitgeteilt, dass Sie auf dem Weg zu mir sind.« Er trat zurück und gab die Tür frei. »Kommen Sie rein. Seit Acacia heute Nachmittag mein Büro verlassen hat, habe ich mit Ihrem Erscheinen gerechnet.«

Johnson führte Pescoli und Alvarez in eine geräumige Diele. Eine breite Holztreppe führte hinauf zu den oberen Räumlichkeiten.

»Möchten Sie ablegen, Officers?«, fragte er, doch die beiden verneinten.

»Wir möchten nicht unnötig Ihre Zeit in Anspruch nehmen«, sagte Alvarez höflich, »deshalb sollten wir besser gleich auf den Punkt kommen.«

Pescoli nickte und sah sich in der Diele um. Gerade wollte sie den Mund öffnen, um ihn nach der Klinik zu fragen, bei der er als

Samenspender tätig gewesen war, als eine Frau – seine Ehefrau, wie sie sich von den Fotos erinnerte – auf dem oberen Treppenabsatz erschien und geschwind die breite Treppe hinuntereilte.

»Sag ihnen nichts, Gerald! Ich habe keine Ahnung, was diese Leute von dir wollen, aber sag ihnen nichts!«

»Wir sind hier, weil in jüngster Zeit mehrere Frauen ermordet wurden, was man zunächst für Unfälle hielt. Sie haben bestimmt in den Nachrichten davon gehört«, teilte Alvarez ihr mit und zog einen Umschlag mit Fotos aus der Tasche.

»Ist das etwa die Schauspielerin aus dieser fürchterlichen Vampirserie?«, fragte Noreen Johnson ungläubig, als sie ihr das entsprechende Bild unter die Nase hielt.

Die Beamtinnen nickten.

»Es gibt noch ein weiteres Opfer«, schaltete sich Pescoli ein. »Eine hier in der Nähe lebende Frau namens Karalee Rierson.«

»Karalee!«, rief Noreen erschrocken und schlug eine Hand vor den Mund.

»Sie kennen sie?«, fragte Alvarez.

»Natürlich kenne ich sie.«

Alvarez reichte Noreen die Fotos, die einen Blick darauf warf und sich offenbar alle Mühe geben musste, sich nicht zu übergeben. »O Gott! Sie war Krankenschwester an einer Klinik, an der Gerald …« Sie fuhr zu ihrem Mann herum, der das Gesicht zu einer grimmigen Grimasse verzogen hatte.

»Wir nehmen an, dass diese Frauen alle ermordet wurden, auch wenn es jedesmal so aussehen sollte, als seien sie einem Unfall zum Opfer gefallen«, erklärte Alvarez.

»Mord?«, wiederholte Noreen. »Aber was haben wir damit zu tun? Ich … ich kenne die anderen Frauen nicht. Nur Karalee.«

»Wir haben Grund zu der Annahme, dass sie alle von Mr. Johnson gezeugt wurden.«

»*Wie bitte?*« Noreen schlenkerte nervös mit den Händen. »Das ist doch verrückt! Gerald, sprich nicht mit diesen Leuten!«

Alvarez betrachtete das Gesicht der Frau, auf dem sich eine Mischung von Gefühlen, angefangen bei Nicht-wahrhaben-Wollen über Verzweiflung bis hin zu Zorn spiegelte. Noreen Johnson, bekleidet mit einer Designerjeans und einem silbernen Strickpulli, der ihr bis über die Hüften reichte, war spindeldürr, fast knochig; die kostbaren Diamanten an ihrem Hals, den Handgelenken und Fingern betonten die Knochen und Sehnen, die deutlich unter ihrer gebräunten Haut hervortraten. Ihr weißes Haar war jungenhaft geschnitten, die Gesichtshaut straff wie bei einer Trommel, das Make-up zu dick aufgetragen.

»Wir kennen diese Frauen nicht! Ich habe kaum ein Wort mit dieser Karalee gewechselt!

Gerald, im Ernst!« Sie schüttelte nachdrücklich den Kopf und sagte, an die Detectives gewandt: »Wir werden nur in Gegenwart eines Anwalts mit Ihnen reden. Ich kenne meine Rechte.« Sie zog ein Handy aus ihrer Jeanstasche und tippte eine Kurzwahltaste. »Ich rufe jetzt Judd an«, erklärte sie und hob mahnend den Zeigefinger in Richtung ihres Mannes. »Kein einziges Wort mehr.«

Er spreizte die Finger. »Niemand beschuldigt mich eines Verbrechens.«

»Darauf gebe ich gar nichts. Die Polizei ist ausgebufft. Ich habe *Law & Order* gesehen!« Sie hielt sich das Handy ans Ohr. »Ach, verflixt!« Als sie den Blick ihres Gatten bemerkte, fügte sie hinzu: »Judd geht nicht dran!« Den Blick zur Decke gerichtet, hinterließ sie eine Nachricht: »Judd? Hier spricht deine Mutter. Ruf mich sofort zurück. Es handelt sich um einen Notfall.«

»Um Himmels willen, Noreen! Er wird denken, ich sei im Krankenhaus!«, protestierte Gerald.

»Na und?« Sie drückte eine weitere Kurzwahltaste, wartete und verdrehte frustriert die Augen. »Clarissa ist auch nicht zu erreichen! Wo zum Teufel steckt sie bloß?«

»Noreen, so beruhige dich doch«, beschwichtigte Gerald seine Frau.

»Sag mir nicht, was ich tun soll!«

»Lassen Sie uns ins Arbeitszimmer gehen«, schlug Johnson den Detectives vor und führte sie zu einer Doppeltür rechts neben der Treppe. Ein Gasfeuer brannte, die Flammen spiegelten sich in den Fenstern und dem schwarzen Lack eines Stutzflügels. In dem riesigen Flachbildfernseher über dem Kaminsims lief ein Sportsender, ein halb geleertes Glas Scotch stand auf dem Tisch neben einem ledernen Fernsehsessel.

»Hier spricht Mutter. Ruf mich an! Notfall!«, kreischte Noreen ins Telefon, als würde jemand drangehen, wenn sie die Stimme erhob. Die hohen Absätze ihrer Stiefel klackerten zornig, als sie ins Arbeitszimmer marschiert kam. »Ich kann niemanden erreichen. Wo können die denn alle sein?«

»Liebes, es wäre das Beste, wenn du dich erst einmal beruhigst«, sagte ihr Ehemann besänftigend. Er bedeutete den Beamtinnen, auf den Sesseln Platz zu nehmen, während er selbst sich in den Fernsehsessel fallen ließ und den Sportsender abschaltete. Der Bildschirm wurde schwarz, dann erschien ein Familienbild.

»Ich werde mich *nicht* ›beruhigen‹!« Aufgebracht drehte sie das Handy in der Hand und funkelte ihren Mann an. »Warum habe ich den Eindruck, dass meine Kinder mich meiden? Meine Anrufe nicht annehmen?« Ihr stechender Blick wanderte zu Alvarez. »Warum sind Sie hier?«

»Noreen, bitte –« Ihr Mann machte eine beschwichtigende Handbewegung, als flehte er sie an, endlich zu schweigen. »Überlass das bitte mir.« An Alvarez und Pescoli gewandt, fuhr er fort: »Wie ich schon sagte: Ich habe Sie erwartet, seit heute Nachmittag Acacia Lambert bei mir im Büro erschienen ist. Sie hat mir das Gleiche mitgeteilt wie jetzt Sie.«

»Wer hat dich in deinem Büro aufgesucht?«, unterbrach ihn Noreen, die unruhig vor dem Gaskamin auf und ab schritt. »Acacia wer?« Sie schüttelte verständnislos den Kopf. »Wovon redest du, Gerald?« Doch da lag mehr als nur Neugier in ihrem herrischen Blick; eine Spur von Beklommenheit war darin zu erkennen. Von Furcht.

»Meine Tochter«, sagte er leise.

Seine Frau erstarrte. »Wovon zum Teufel redest du?« Ihre Frage war nicht mehr als ein Flüstern, ihr Blick schoss zwischen den

Beamtinnen und ihrem Mann hin und her. »*Clarissa* ist unsere Tochter.«

»Ich spreche auch nicht von unserer Tochter, Noreen, sondern von *meiner*«, stellte er klar. Alvarez konnte förmlich sehen, wie ihm der Schweiß ausbrach. »Von meiner Tochter mit Maribelle.«

»Mit Maribelle?«, wiederholte Noreen. »Der *Krankenschwester,* die für dich gearbeitet hat?« Sie bebte vor Zorn.

»Acacia ist jetzt fast fünfunddreißig«, fügte Gerald leise hinzu.

Etwas in Noreens Innerem zerbrach. Ihre Schultern sackten herab, Tränen traten in ihre großen Augen. »Ich wusste, dass ihr beide … intim miteinander wart. Natürlich wusste ich das, aber …« Noreens Stimme zitterte. »Ich bin trotzdem deine Frau geblieben. Auch nach dem anderen Debakel, als du *ihn* anerkannt und sogar in die Firma mit eingebunden hast. Auch da habe ich zu dir gehalten, trotz der schier

unerträglichen Demütigung.« Ihre Nasenflügel bebten, ihre Lippen kräuselten sich über ihren weiß überkronten Zähnen. »Ich habe sogar die Mutter dieses Bastards, die Hure, hier in meinem Haus geduldet.« Sie deutete mit dem Zeigefinger auf den dicken Teppich, der den Hartholzfußboden bedeckte. »Auch diese Schmach habe ich ertragen!« Schluchzer schüttelten ihren ausgemergelten Körper. »Aber das hier … *noch eine?*« Tränen liefen ihr über die eingefallenen Wangen. »Was ist bloß los mit dir? Warum tust du mir das an? Du hast mir *beim Leben unserer Kinder* geschworen, dass du mit dieser elenden Maribelle Collins Schluss gemacht hattest!«

»Das hatte ich auch.«

Sie sah aus, als müsse sie sich nun tatsächlich gleich übergeben. »Aber du hast sie geschwängert, dabei war sie damals ebenfalls verheiratet! Vermutlich hat sie das Kind ihrem Mann untergeschoben!«

Gerald erwiderte nichts.

»Ein Bastard reichte dir wohl nicht, nein, da musste noch ein zweiter her! Wissen unsere Kinder davon?« Sie schien in sich zusammenzufallen. »Sie waren in der Firma, als sie aufgekreuzt ist, hab ich recht?« Da er noch immer keine Antwort gab, fragte sie lauter: »Hab ich recht?«

»Wahrscheinlich gehen sie deshalb nicht ans Telefon«, vermutete Gerald. »Ich habe ihnen gesagt, ich würde heute Abend mit dir reden.« Er blickte auf sein halb leeres Scotchglas. »Ich hatte nur noch nicht den Mut dazu.«

»Seltsam, wie leicht es dir fällt, eine ganze Armee von Kindern zu zeugen, obwohl du noch nicht mal genug Rückgrat hast, mit deiner Frau zu reden!«, stieß Noreen hervor.

»Jetzt hör doch einfach mal zu«, sagte er und seufzte schwer.

Noreen verschränkte die Arme unter ihren kleinen Brüsten und schob herausfordernd das

Kinn vor, doch sie hielt sich von nun an zurück und ließ ihn reden. Johnson gestand den Detectives, von Acacias Existenz gewusst zu haben, und er räumte ein, als Samenspender tätig gewesen zu sein.

»Es war Ihnen also klar, was Ihr Mann mit der Fertilitätsklinik zu tun hatte?«, fragte Pescoli Noreen.

»Das war doch Schnee von gestern«, wiegelte diese ab. »Ja, ich wusste davon, dass Gerald …« Sie machte eine wegwerfende Handbewegung. »Aber das war etwas anderes. Klinisches. Gefühle spielten da keine Rolle. Bei einer Affäre dagegen, bei der man auch noch Kinder in die Welt setzt …« Wieder begannen ihre Tränen zu fließen. Sie zog ein Taschentuch hervor und tupfte sich die Wimperntusche von den Wangen. »Ich verstehe das nicht. Außerdem erklärt es noch längst nicht, warum Sie hier sind. Selbst wenn … selbst wenn er diese

Frauen ›gezeugt‹ hat. Wie haben Sie eigentlich davon erfahren?«

»Es ist das, was die Opfer in einen Zusammenhang stellt«, erklärte Pescoli.

»Die Opfer?« Noreen war hin- und hergerissen zwischen Entsetzen und Ungläubigkeit. »O Gott! Warum diese Frauen? Warum jetzt? Und was hat das mit ihm zu tun?«

»Genau das wollen wir herausfinden«, sagte Alvarez.

Beruhige dich, ermahnte sich Kacey. *Eli muss einfach da sein.* »Eli!«, rief sie wieder, lauter diesmal. »Eli, mein Schatz, wo bist du?«

Mit rasendem Herzen durchsuchte Kacey das Haus noch einmal von oben bis unten. Die Taschenlampe wurde immer schwächer. Langsam arbeitete sie sich von Zimmer zu Zimmer vor, leuchtete voller Panik unter Betten, in Kleiderschränke und sogar – Gott bewahre – den Wäscheschacht in den Keller hinunter.

Dabei rief sie immer wieder Elis Namen. Ihr Puls dröhnte ihr in den Ohren.

Nach wie vor keine Spur von dem Jungen.

»Nun sag schon, Eli, wo steckst du?«

Im Haus wurde es von Minute zu Minute kälter. Noch einmal durchkämmte sie das Obergeschoss. Plötzlich bemerkte sie, dass im dritten, unbenutzten Schlafzimmer das Fenster einen Spaltbreit offen stand; kalte Luft zog herein. Sie versuchte, es zu schließen, aber es schnappte nicht ein.

Mit ihrem ganzen Gewicht stemmte sie sich dagegen, da hörte sie auf einmal … *was?* Sie hielt die Luft an und lauschte. Ihre Kopfhaut kribbelte.

Noch ein Geräusch. Von unten! Schritte?

»Eli!« Sie rannte hinaus auf den Flur, wobei sie sich das Knie an einer alten Zedernholztruhe stieß, und flog förmlich die Treppe hinunter. Der Strahl der Taschenlampe warf zuckende Schatten an die Wände.

Unten angekommen, hastete sie um die Ecke ins Wohnzimmer, wo das Feuer knackte und zischte, doch sein Schein reichte nicht aus, um die dunklen Ecken zu erhellen.

»Eli?«, fragte sie laut. Ihre Stimme hallte durch den leeren Raum. »Schatz?«

Im Erdgeschoss war niemand.

Kein Eli.

Kein Trace.

Keine Hunde.

Trotzdem war da jemand, das spürte sie, jemand oder etwas …

Hör auf damit! Mach dich nicht verrückt!

Die Nacht, in der sie in dem Parkhaus überfallen worden war, schoss ihr ins Gedächtnis. Brutale Bilder von Schmerz und Furcht.

Reiß dich zusammen! Such weiter!

Wo zum Teufel ist Trace' Sohn?

Angespannt zwang sie sich, die dunkle Küche zu durchqueren, vorbei an düsteren Ecken und Winkeln, und eine Tür zu öffnen, hinter der es

vermutlich in den Keller hinunterging. Richtig. Sie zwang sich, die knarzenden Stufen hinabzusteigen und den trockenen Staub einzuatmen, der sich über die Jahre dort angesammelt hatte. Zarte Finger streiften ihre Wangen, und sie wäre vor Schreck fast die restlichen Stufen hinabgestolpert, als sich ein Spinnennetz auf ihr Gesicht legte und sich in ihrem Haar verfing.

Unten angekommen, wischte sie hastig die feinen Fäden ab, wartete, bis sich ihr rasendes Herz ein wenig beruhigt hatte, dann ließ sie den schwachen Lichtstrahl ihrer Taschenlampe über einen Stapel Feuerholz gleiten. Der Geruch nach Zedern mischte sich hier unten in dem kalten Keller mit dem von ausrangierten Möbeln und Werkzeugen, auf denen eine dicke Staubschicht lag.

Das dünne Licht glitt unter die Treppe, wo Regale voller alter Einmachgläser und Kisten mit Insektiziden an der Wand standen.

Plötzlich hörte sie das leise Scharren winziger Füßchen und hätte fast die Taschenlampe fallen gelassen, als sie eine Maus entdeckte, die Äuglein spiegelnd im Licht, die eilig in einem Loch in der Wand verschwand.

»Ach du liebe Güte! Verdammt! Eli!«, rief sie wieder.

Nichts.

Nur das Klopfen ihres eigenen Herzens.

Irgendwo draußen rasselten Ketten im Wind, der Ast schlug weiter gegen das Haus und trieb sie mit seinem dumpfen Pochen fast in den Wahnsinn.

Schon als Kind hatte sie dunkle Räume gehasst. Nein, das stimmte nicht. Richtige Angst vor der Dunkelheit hatte sie erst seit dem Überfall, als der Angreifer plötzlich, wie aus dem Nichts, auf sie losgegangen war.

Wieder zuckte ihr die entsetzliche Erinnerung durchs Gedächtnis, und sie spürte, wie ihre Knie nachgaben. Schnell hielt sie sich an einem

Treppenpfosten fest, wobei ihr die Taschenlampe aus den Händen glitt. Sie prallte auf den schmutzigen Zementfußboden und rollte davon, der dünne Lichtstrahl zuckte über längst vergessene Stühle und das Stützgebälk der Decke.

Denk nicht an ihn. Du musst den Überfall endlich aus dem Kopf kriegen! Es ist vorbei!

Doch das Bild hatte sich festgesetzt, sie konnte nicht verdrängen, wie er sie auf den Betonfußboden gedrückt hatte, roch wieder sein Aftershave, vermischt mit Schweiß und einer Spur Zigarettenrauch. Er war so groß gewesen, so kräftig … gebaut wie … ja, wie die Männer, die sie heute kennengelernt hatte: ihre Halbbrüder und Lance, Clarissas Ehemann! Sie hatten denselben athletischen Körperbau, vor allem Judd, den sie für einen ehemaligen Footballspieler gehalten hatte.

Auch deren Augen waren blau, genau wie die ihres Angreifers. Kalte, blaue Augen.

Ihr Herz raste. Sie schnappte nach Luft, ließ sich am Treppenpfosten entlang zu Boden gleiten und kroch über den Zement auf die mittlerweile fast erloschene Taschenlampe zu. Ihre Finger schlossen sich fest darum, und sie befahl sich, aufzustehen und weiterzusuchen.

Du musst Eli finden!

Sie riss sich zusammen und stieg die Kellertreppe wieder hinauf. Oben angekommen, knipste sie die Taschenlampe aus, um die Batterien nicht restlos zu verbrauchen. Vielleicht würde sie sie später noch benötigen.

Ob Eli aufgestanden und Trace zu den Stallungen gefolgt war? Womöglich war er desorientiert und verwirrt. Hatte er sie nicht »Mommy« genannt? Ob die Medikamente dafür verantwortlich waren?

Doch wie kann das möglich sein? Du hättest ihn doch gesehen! Hättest ihn gehört! Das war lächerlich.

Sie brauchte Hilfe.

Am Kamin zündete sie die einzige Kerze an, die sie im Wohnzimmer gesehen hatte, und nahm sie mit in die Küche. Holz würde sie später nachlegen. Sie stellte die Taschenlampe auf die Anrichte und die Kerze daneben, die flackernde Schatten auf die Wände warf, doch das Licht reichte, um ihren Mantel, Handschuhe und die Stiefel zu finden. Das Handy fest in der Hand, die Taschenlampe in der anderen, marschierte sie zur Hintertür, dann blieb sie stehen und tippte Detective Alvarez' Nummer ein.

Was sollte sie sagen? Dass das Kind verschwunden war? Dass Trace nicht von den Stallungen zurückkehrte?

Das war doch lächerlich.

Aber es war ihr egal.

»Geh lieber auf Nummer sicher!«, sagte sie laut und blickte aus dem Fenster in die Dunkelheit. Es schneite immer noch, der Sturm heulte. Die Sekunden verstrichen. Alvarez meldete sich

nicht. Kacey legte auf, ohne eine Nachricht zu hinterlassen.

Vielleicht würde sie später noch einmal anrufen.

Jetzt würde sie erst einmal Trace ausfindig machen, dachte sie, steckte das Handy ein und öffnete entschlossen die Hintertür. Ein Schwall schneidender Luft, der ihrem Körper schlagartig jegliche Wärme zu entziehen schien, wehte herein und löschte die Kerze.

Kacey fröstelte und überlegte, ob sie noch Schal und Mütze holen sollte, doch dann trat sie hinaus in die Dunkelheit und zog die Hintertür hinter sich zu. Wieder meinte sie, im Wind das Rasseln von Ketten zu vernehmen – vermutlich von der leeren Fahnenstange, wenngleich das Geräusch eher an einen Zug mit Fußfesseln versehener Strafgefangener erinnerte.

Alles nur Einbildung. Nun mach schon!

Ihre Angst unterdrückend, knipste sie die Taschenlampe wieder an, hoffte, dass die

Batterien noch hielten, und folgte den fast zugeschneiten Fußspuren, die sie vorhin durchs Fenster gesehen hatte. Nicht denen, die zu den Nebengebäuden führten, sondern der schmalen, unauffälligeren Spur, die sich dicht am Haus hielt und um die Ecke bog, vorbei an einem schneebedeckten Rhododendron. Hier, an der Seite des Hauses, waren weitere Spuren zu sehen.

Wieder schlug der Ast gegen die Außenwand. Als Kacey die Taschenlampe darauf richtete, bemerkte sie, dass eine der Feuerleitern aus dem Fenster des unbenutzten Schlafzimmers hing, das zuvor offen gestanden hatte. Deshalb hatte es sich nicht zudrücken lassen!

Die Leiter schwankte laut rasselnd und klappernd im Sturm. Daher also kam das Geräusch! Dass ihr das nicht früher aufgefallen war!

Kacey rutschte das Herz in die Hose.

Schlagartig wurde ihr klar, dass Eli mit seinem gebrochenen Arm irgendwie die Leiter

hinuntergekraxelt und in der eisigen Nacht verschwunden war.

In einer Nacht, die keine Gnade kannte.

Kapitel 35

Noreen Johnson saß zusammengesunken auf der Pianobank, die schmalen Schultern nach vorn gebeugt, aber Alvarez bemerkte, dass sie den Kampf noch nicht aufgegeben hatte. »Um Himmels willen, Gerald, warum konntest du die Hosen nicht oben lassen? Erst Robert … und jetzt noch jemand? Wie konntest du nur?« Ihre Wangen waren flammend rot.

»Was geschehen ist, ist geschehen«, sagte Gerald matt. »Wir können später darüber sprechen. Ich denke, die Beamtinnen möchten uns ein paar Fragen stellen.«

»Es ist vorbei!«, flüsterte Noreen. »Das Leben, so wie es bislang für uns war, ist vorbei.«

Gerald räusperte sich und richtete den Blick auf Pescoli und Alvarez. »Was kann ich für Sie tun, Detectives?« Er lehnte sich vor und verschränkte die Hände zwischen den Knien.

Alvarez übernahm die Befragung. Gerald Johnson schwor, keinem der Opfer jemals begegnet zu sein. Er hatte nicht gewusst, dass sie Resultat seiner Samenspende waren, hatte nicht die leiseste Ahnung gehabt, bis Acacia Lambert am Nachmittag bei ihm aufgekreuzt war. Daher konnte er auch nicht sagen, ob eine der Frauen Feinde gehabt hatte, doch der Reaktion seiner Kinder bei der Familienkonferenz hatte er entnommen, dass sie genauso überrascht waren wie er.

Pescoli gab die stumme Beobachterin, und Alvarez bemerkte, dass ihre Partnerin mehr als einmal auf den Fernsehbildschirm mit dem Familienporträt blickte. Möglicherweise war das ihre Art, sich ihren Verdruss nicht anmerken zu lassen, aber nur zuzuhören und

überhaupt nicht zu reagieren, entsprach so gar nicht ihrem Charakter.

Weshalb Alvarez ebenfalls einen schnellen Seitenblick auf den Fernseher warf, doch ihr fiel nichts Ungewöhnliches auf. Das Foto war vor Jahren aufgenommen worden und zeigte ein fünfundzwanzig bis dreißig Jahre jüngeres Ehepaar Johnson, das seine Kinder um sich herum versammelt hatte. Sie alle trugen aufeinander abgestimmte Kleidung: die Jungen weiße Hemden, dunkelblaue Westen und khakifarbene Hosen, die drei Mädchen rote Kleider. Auch ihre Namen waren in die Aufnahme eingefügt worden.

»Wir haben Ihnen nichts zu sagen«, beharrte Noreen und warf ihrem Ehemann einen eindringlichen Blick zu, bevor sie erneut versuchte, ihre Kinder per Handy zu erreichen. Vergeblich. »Wo stecken die bloß alle?«, murmelte sie und schloss die Augen. »Wissen sie denn nicht, dass wir sie brauchen?«

»Sie hatten sieben Kinder?«, schaltete sich Pescoli unvermittelt ins Gespräch ein.

»*Ich* hatte sieben Kinder«, stellte Noreen klar und schnaubte entrüstet. »Gerald hatte offensichtlich ein paar mehr.«

»Was ist mit Ihren Töchtern geschehen? Agatha-Rae und Kathleen?«, fragte Alvarez' Partnerin weiter.

»Ich möchte nicht darüber sprechen.« Noreens Stimme war nicht mehr als ein Flüstern. Sie schloss die Augen, ihr Gesicht verzog sich schmerzerfüllt.

»Agatha war unsere Nachzüglerin«, antwortete Gerald an ihrer Stelle. »Bei der Geburt gab es Komplikationen, und wir wussten schon früh, dass sie das nicht unbeschadet überstanden hatte. Sie würde geistig … zurückbleiben. Aber sie war …«

»Ein Engel.« Noreen blickte Pescoli durchdringend an. »Ich verstehe nicht, was das mit Ihrer Befragung zu tun hat.«

»Wie ist sie gestorben?«, hakte diese nach.

Zunächst schien Noreen keine Antwort geben zu wollen, aber dann sagte sie zögernd und mit gesenktem Kopf: »Es war ein Unfall. Ich bin schnell einkaufen gegangen, war keine halbe Stunde fort. Clarissa, unsere älteste Tochter, sollte auf ihre jüngeren Geschwister aufpassen …« Sie seufzte und schaute auf, in Richtung des Fensters an der Vorderseite des Hauses, doch Alvarez wusste, dass sie nicht den Schnee sah, der dort vom Himmel fiel. Ihr Blick war nach innen gerichtet, auf etwas, an das sie lieber nicht erinnert werden wollte. »Soweit ich verstanden habe, spielten die Jungs ihre typischen Jungsspiele – immer in Bewegung. Aggie … hätte eigentlich ihr Mittagsschläfchen machen sollen …« Noreen blinzelte und schüttelte den Kopf, als wollte sie das, was sie vor sich sah, daraus vertreiben. »O Gott, das schaffe ich nicht!«

Wieder übernahm Gerald. »Wir wissen nicht genau, was passiert ist, aber wie Noreen schon sagte: Die Jungs rauften mit ihren Holzschwertern und rannten die Treppen auf und ab. Aggie wachte auf und tappte mit ihrer Kuscheldecke aus ihrem Zimmer. Einer der Zwillinge –«

»Cam«, ergänzte Noreen mit kläglicher Stimme.

»- ist gegen sie gerannt.« Ein Muskel an Geralds Kiefer zuckte. »Sie hat sich in ihrer Decke verwickelt und … ist die Treppe hinuntergestürzt. Es war ein Versehen. Ein Unfall.«

Alvarez fing Pescolis Blick auf.

Es war ein Unfall. Genau wie der von Shelly Bonaventure, die versehentlich *eine Überdosis geschluckt hatte? Oder wie der von Jocelyn Wallis, die* versehentlich *über eine Brüstung gestürzt war? Wie der von Elle Alexander, die* versehentlich *mit ihrem Minivan von der Straße in den Fluss geschleudert war? Ganz zu*

schweigen von Karalee Rierson, deren Langlaufpartie ein tödliches Ende genommen hatte, als sie gegen einen Baum prallte – versehentlich?

Halb verrückt vor Sorge um Eli stapfte Kacey durch den knietiefen Schnee in Richtung Scheune.

Sie war soeben um die Ecke der Garage gebogen und fast am Tor angelangt, das Hof und Garten vom Scheunenhof trennte, als sie aus dem Augenwinkel eine Bewegung wahrnahm.

Ihr Herz setzte einen Schlag aus.

Eli?

Schnell drehte sie sich um.

Nein, der dunkle Schemen, der sich ihr von der hinteren Veranda aus näherte, war viel zu groß für einen Jungen.

Trace?

Gott sei Dank!

Erleichterung durchflutete sie. »Trace!«, rief sie und ging auf die Gestalt zu, doch dann blieb sie abrupt stehen, gepackt von eiskalter Furcht.

Die Art und Weise, wie er sich bewegte, hatte sie aufmerken lassen. Sie spürte, wie sich ihre Nackenhaare sträubten. Der heftige Schneesturm trübte die Sicht, aber jetzt, da sich die Entfernung zwischen ihnen verringert hatte, war klar, dass dieser Mann nicht Trace war. Von Kopf bis Fuß in Schwarz gekleidet, eine merkwürdig geformte Brille über der ebenfalls schwarzen Skimaske, ein Gewehr in der behandschuhten Hand, kam er auf sie zugelaufen.

Nein!

Sie spurtete los, rannte so schnell sie konnte, doch ohne recht vorwärtszukommen, durch den dicken Puderschnee. Sie hörte ihn hinter sich, hörte, wie er näher und näher kam.

O Gott!

Panisch riss sie das Handy aus der Tasche und drückte auf Wiederwahl, dann schrie sie: »Trace!«, doch ihre Stimme ging im Tosen des Sturms unter.

»Miststück!«, knurrte er dicht hinter ihr. Sie kämpfte sich vorwärts, machte sich auf eine Kugel gefasst, die ihr das Rückgrat zerschmettern würde.

Schneller! Schneller! Schneller!

»Trace!«, schrie sie wieder.

Wenn sie nur eine Waffe hätte, ein Messer, einen Stein, *irgendetwas!*

Wumm!

Heftiger Schmerz explodierte in ihrem Kopf.

Ihre Knie gaben nach, und sie stürzte mit dem Gesicht voran in den Schnee, die Arme ausgebreitet. Ihr Handy flog durch die Luft und landete in einer Schneewehe. Ihr Kopf schmerzte höllisch. *Es ist vorbei,* dachte sie. *Ich sterbe.*

Ihr wurde schwarz vor Augen, und sie wartete darauf, das Bewusstsein zu verlieren, als sie plötzlich seine Hände spürte. Grob umfasste er ihre Knöchel und schleifte sie durch den tiefen Schnee.

Sie hörte ihn keuchen. Fluchen. Schimpfen.

»… hochnäsiges Miststück … macht alles kaputt … eine Ärztin … ja, richtig … hält sich für verdammt clever …«

Kacey versuchte, sich zu wehren, um sich zu treten, aber ihr Gehirn verweigerte seinen Dienst. Sie spürte, wie er sie die Verandastufen hochschleifte, ihr Kinn schlug gegen die vereisten Stufen. *Wumm! Wumm! Wumm!* Die Haut platzte auf. Der Nasenknorpel knirschte. Ihr Gesicht war eine einzige Wunde. Tränen schossen ihr in die Augen. Sie stöhnte. Ihre Haut stach, als hätte sich ein ganzes Nest voller Wespen auf sie gestürzt, und sie sah, dass sie eine Blutspur hinter sich her bis ins Haus zog.

Sie musste bei Bewusstsein bleiben.

Wer war der Mann?, fragte sie sich, obwohl das im Grunde egal war. Er hatte sie am Leben gelassen, was bedeutete, dass er andere Pläne hatte … schreckliche, grauenhafte Pläne.

Denk nach, Kacey! Gib nicht auf! Du darfst nicht ohnmächtig werden! Halt durch …

Er zerrte sie weiter über den Linoleumboden durch die Küche ins Wohnzimmer vor den Kamin, in dem das Feuer fast heruntergebrannt war. Als er sie auf den Rücken drehte, spürte sie, wie ihr das Blut übers Gesicht rann.

»Darauf habe ich jahrelang gewartet«, knurrte er. Ihr Blick fiel auf die Mündung seines Gewehrs, an der Blutstropfen und Haare klebten, und ihr wurde klar, dass er nicht auf sie geschossen, sondern ihr von hinten auf den Kopf geschlagen hatte. »Verdammt, ich wünschte, ich hätte dich schon beim letzten Mal erledigt.«

Im Parkhaus, dachte sie. *Dieser schwarz gekleidete Kerl ist derselbe, der dich damals überfallen hat! Wer zum Teufel mochte er sein?*

»Aber dann würde ich das jetzt nicht genießen können.« Die Stimme … o Gott, er war einer von den Zwillingen! Cameron? Colton? Spielte das eine Rolle? Er sah hinter seiner schwarzen Skimaske auf sie herab, und sie stellte sich vor, wie er lächelte, ein kaltes, überlegenes Lächeln.

Sie blinzelte und versuchte, seinem Blick standzuhalten.

»Du bist eine von ihnen«, sagte er. »Eine von den ›Unwissenden‹, wenn du als Tochter einer Hure auch nicht zu Geralds Reagenzglas-Brut zählst. *Weibliche Abkömmlinge.* Erbärmliche, geisteskranke Weiber.«

Wie bitte? Ihre Schmerzen raubten ihr fast das Bewusstsein, doch sie gab sich alle Mühe, einen klaren Gedanken zu fassen. Verstohlen sah sie sich nach einer Waffe um, nach

irgendetwas, das sie gegen ihn einsetzen konnte, auch wenn er mit einer seiner großen Hände noch immer ihre Fußknöchel und mit der anderen das Gewehr umfasst hielt.

»Weibliche Abkömmlinge, geistig zurückgeblieben wie Aggie, depressiv wie Kathleen. Lebensmüde, hat es geheißen, aber das gründete tiefer. Sehr viel tiefer. Ein genetischer Defekt, den sämtliche weibliche Nachkommen von Gerald in sich tragen. Es ist nicht immer gleich ersichtlich, aber irgendwann kommt es heraus.«

»Das ist doch verrückt«, stieß sie mühsam hervor. Ihr Instinkt sagte ihr, dass sie den Spieß umdrehen musste. »*Du* bist verrückt.«

Er zuckte zusammen, dann schüttelte er den Kopf. »Tu das nicht«, warnte er sie und zog scharf die Luft ein. Ihre Worte machten ihm offenbar zu schaffen, denn er verstärkte den Griff um ihre Knöchel. »Es ist mir egal, was du denkst, Acacia, denn du bist eine von ihnen.

Eine von denen, die alles ruinieren könnten. Von den durchgeknallten Weibern.«

Gerald Johnsons Sohn wirkte auf Kacey völlig unzurechnungsfähig. Offenbar hatte er sich irgendeine kranke, alptraumhafte Wahnvorstellung über die weiblichen Abkömmlinge seines Vaters zusammengesponnen. »Was ist mit Clarissa?«, fragte sie mit schmerzhaft geschwollenen Lippen.

»Zu gegebener Zeit … es muss alles nach Plan gehen … Unfälle … wenn der richtige Zeitpunkt gekommen ist …«

Sie musste diesem Irren entkommen! Musste sich retten und Eli in Sicherheit bringen!

Im Kamin knackte ein Scheit.

Der Kopf ihres Angreifers schnellte herum, dann richtete er seine grimmig glänzenden Augen hinter der Skimaske wieder auf Kacey. »Schluss jetzt! Du wirst mir nicht mehr in die Quere kommen!«

Jetzt!

Mit aller Kraft warf sich Kacey herum.

Ihre Knöchel entglitten seinen Fingern.

Sie war frei!

»Verdammte Scheiße!«

Sie konzentrierte sich auf seinen Schritt und trat nach oben.

So fest sie konnte.

Direkt in die Weichteile.

Treffer!

Er krümmte sich zusammen und zog pfeifend die Luft ein. »Oooooh! Verflucht! Du … verdammtes … Miststück!«

Eilig versuchte Kacey, sich hochzurappeln, noch während er außer Gefecht gesetzt war, und stieß sich die Schulter an der Sofakante. Sie fühlte sich noch immer benommen von dem Schlag auf den Kopf. Wo zum Teufel steckte Trace? Endlich gelang es ihr, sich aufzurichten und in die Küche zu taumeln. Hier war es noch dunkler als im Wohnzimmer, allein der Lichtschein des heruntergebrannten

Kaminfeuers fiel noch durch den Türbogen. Sie musste hier raus und Trace finden! Eli finden! Oder hatte dieses Monster die beiden längst umgebracht?

Ihr Peiniger geiferte vor Zorn und stieß wirre Verwünschungen aus.

Beweg dich!

Kacey hörte, wie er hinter ihr herkam.

» … schmutzige Hurentochter … dafür wirst du bezahlen …«

Trace' Handy lag auf dem Küchentresen … irgendwo im Dunkeln … wenn sie es nur finden und damit hinaus in die Nacht laufen könnte … Dann hätte sie womöglich eine Chance! Sie könnte die Neun-eins-eins anrufen oder Alvarez oder … Ihr Kopf dröhnte, ihr Gesicht schmerzte, trotzdem stürzte sie vor.

Klick!

Das unverkennbare Geräusch eines Gewehrs, das entsichert wurde.

»Du wirst nirgendwohin gehen«, sagte er mit rauher Stimme. »Nicht, nachdem ich all die Jahre auf diesen Moment gewartet habe.«

Plötzlich bemerkte sie auf dem Tresen etwas Silbriges. Trace' Handy! Keinen Meter von ihr entfernt!

Sie spürte die kalte Gewehrmündung in ihrem Rücken.

»Einen Schritt, und ich drücke ab«, drohte er.

Sie erstarrte. Draußen heulte der Sturm. Wie mochten ihre Chancen stehen?

»Wenn ich dich hier treffe« – er drückte ihr die Mündung direkt über den Pobacken ins Kreuz –, »wird es eine Weile dauern, bis du verblutet bist. Du wirst alles ganz genau mitbekommen, spüren, wie langsam das Leben aus dir heraussickert.«

Sie schloss die Augen. Wartete auf den Schuss. Auf den brennenden Schmerz, der

durch ihr Fleisch schnitt. Warum drückte er nicht endlich ab?

Weil er will, dass es aussieht wie ein Unfall. Genau wie bei den anderen Frauen. Eine Schusswunde im Rücken konnte nichts anderes bedeuten als Mord. Denk nach, Kacey! Du bist in der Küche. Vielleicht kannst du dir ein Messer schnappen …

»Denk nicht mal dran«, flüsterte er, als könnte er ihre Gedanken lesen. »Ich habe keine Probleme damit, deinen süßen Hintern in die Hölle zu befördern.«

»Warum tust du’s dann nicht endlich?«

Wumm!

Ihr Kopf explodierte, und sie brach auf dem Fußboden zusammen.

Kapitel 36

Trace stützte sich auf seine Heugabel. Sein Herz hämmerte, seine Muskeln waren gespannt wie Drahtseile, während sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnten. Er war in der Scheune gewesen, damit beschäftigt, die Leitungsrohre zu umwickeln, als plötzlich das Licht ausging. Schnell führte er seine Arbeit zu Ende, für die er länger brauchte als erwartet, dann stapfte er hinüber zum Pferdestall.

Unterwegs hatte er festgestellt, dass auch das Haus dunkel war. Wenn der Strom ausfiel, ging nicht nur das Licht aus, auch die Heizung funktionierte nicht mehr, so dass es in dem alten Ranchhaus von Minute zu Minute kälter wurde. Er würde sich beeilen, um schnell wieder bei Kacey und Eli zu sein. Hoffentlich

hatte sie Wasser in die Wanne laufen lassen und den Jungen nach unten an den Kamin gebracht!

Zum Glück schneite es nun weniger, ein dünner Mond schien ab und zu hinter der aufreißenden schwarzen Wolkendecke hervor.

Trace hatte den Pferdestall betreten und im selben Augenblick gemerkt, dass etwas nicht stimmte. Etwas, das über den Stromausfall oder seine Sorge um einfrierende Leitungsrohre hinausging.

Nein, hier drinnen lauerte Gefahr.

Die Pferde waren unruhig, aufgeregt traten sie in ihren Boxen von einem Huf auf den anderen. Er hörte Stroh knistern, nervöses Schnauben und ab und zu ein verängstigtes Wiehern.

Auch mit Sarge stimmte etwas nicht. Wie erstarrt stand er da, knurrte und blickte in Richtung der fensterlosen Kammern, in denen Hafer und anderes Getreide lagerten. Bonzi,

der nicht abgerichtet worden war, schien nicht beunruhigt, doch auch er hatte seine Ohren aufgestellt. Wachsam. Als spürte er, dass etwas in der Dunkelheit lauerte.

Trace’ Kehle wurde trocken. Er umklammerte die Heugabel fester.

Ein Tier? Ein Mensch? Die Haut unter seinem Jackenkragen kribbelte. Er kannte die Antwort. Auf ein Tier hätte Sarge anders reagiert. Hier, in dem stockdunklen Pferdestall, versteckte sich definitiv ein Mensch.

Er überlegte, ob er rufen sollte. Vielleicht suchte hier nur jemand Schutz vor dem Sturm. Doch warum war er nicht zum Haus gekommen? Womöglich war er auf der Flucht oder hatte Angst.

Oder er führte etwas Böses im Schilde. Ihm wurde eiskalt. Er dachte an sein Gewehr, das er ganz hinten in seinem Wandschrank versteckte; die Munition dafür war in einem abschließbaren Schränkchen in der Küche

verstaut. Seine Gedanken wanderten zu Kacey, die mit seinem Sohn allein im Haus war.

Sarge knurrte wieder. Trace hörte ein Geräusch … ein leises Quietschen auf dem Stallboden. Seine Nerven waren bis zum Zerreißen gespannt, das Blut rauschte in seinen Ohren.

Er hob die Heugabel wie einen Speer in die Höhe und machte einen zögerlichen Schritt hinein in die Dunkelheit.

»Du darfst nicht sterben, verdammt noch mal!«, flüsterte eine weibliche Stimme eindringlich. »Wer soll sich dann um Eli kümmern? *Wer?*«

Ach du liebe Güte, jetzt bildete sie sich auch noch Stimmen ein, dachte Kacey. Ihr Körper schmerzte grauenhaft. Sie unterdrückte den Drang, sich zu übergeben, dann zwang sie sich, die Augen zu öffnen, doch sie sah nichts als Dunkelheit.

»Nun mach schon, steh auf!«, drängte die Stimme wieder, dann meinte sie, einen eisigen Luftzug zu verspüren, und hörte die Tür klappen.

Einbildung?

Kacey tastete vorsichtig um sich und stieß gegen einen Schrank und Stuhlbeine. Sie lag auf dem Küchenfußboden. Alles drehte sich um sie herum, als sie versuchte, sich auf die Knie hochzurappeln.

Steh auf! Reiß dich zusammen! Egal, was für Schmerzen du hast.

Im Haus war es still. Draußen heulte der Wind. Ihr Angreifer war fort. Doch er würde zurückkehren. Das wusste sie. Genauso wie sie wusste, dass Eli und Trace in Lebensgefahr schwebten.

Wenn sie überhaupt noch lebten.

Sie lauschte wieder auf die Stimme. Nichts. Also tatsächlich nur Einbildung. Ihr Kopf hatte ihr einen Streich gespielt.

Mit aller Kraft zog sie sich am Küchentresen hoch.

Alvarez blickte hinaus in die frostige, stürmische Nacht. Sie waren noch immer bei den Johnsons, versuchten noch immer, sich einen Reim auf die mysteriösen Morde an Gerald Johnsons Reagenzglas-Töchtern zu machen. Wer mochte zu solchen Taten fähig sein? Wo steckte der Mörder, der so viel Unheil angerichtet hatte? Und was tat er gerade?

»Und Kathleen?«, drängte Pescoli und kam auf die zweite Tochter der Johnsons zu sprechen, die einem tödlichen Unfall zum Opfer gefallen war.

»Sie ist beim Skifahren ums Leben gekommen«, erklärte Gerald, das Gesicht in tiefe Falten gelegt.

»Bei einem Ski*unfall?*«, präzisierte Alvarez. »Waren ihre Brüder zugegen, als sie starb?«

»Wie bitte?« Noreen blinzelte und fingerte nervös an ihrem Collier. »Was wollen Sie damit andeuten, Detective?«

Pescolis Lächeln zeigte nicht die Spur von Wärme. »Lassen Sie mich raten. Es war Cameron.«

»Nein!«, rief Noreen. Wieder stiegen ihr Tränen in die Augen. »Ich meine, ja, er war dabei. Genau wie der Rest der Familie!«

»Wie praktisch.« Gereizt funkelte Pescoli die Johnsons an, deren gesamtes Eheleben aus Geheimnissen zu bestehen schien.

Cameron? Einer der Zwillinge? War er derjenige, den Pescoli im Visier hatte? Alvarez dachte an die beiden Männer, die sich so ähnlich sahen – attraktive, kluge Männer, deren Beruf sie durchs ganze Land führte. Aber konnten sie Mörder sein? An die Mutter gewandt, fragte sie: »Wissen Sie, was genau an Kathleens Todestag passiert ist?«

Noreen sah ihren Mann an, dann biss sie sich besorgt auf die Lippe. »Natürlich … Cameron hat mit Kathleen eine letzte Abfahrt gemacht, aber das heißt doch nicht … Es waren Hunderte, wenn nicht gar Tausende Menschen an jenem Tag dort oben.« Sie klang, als versuche sie verzweifelt, sich selbst zu überzeugen.

Alvarez rief sich ins Gedächtnis, was sie über Cameron Johnson recherchiert hatte. Er arbeitete für die väterliche Firma, lebte am Stadtrand von Grizzly Falls Richtung Missoula …

»Arme, arme Kathleen.« Seufzend fügte Noreen hinzu: »Endlich hatte sie einen Mann gefunden, der sie liebte, trotz …«

»Trotz was?«, hakte Pescoli nach.

»Nichts.« Noreen schüttelte rasch den Kopf und bedachte ihren Mann mit einem flehentlichen Blick, aber er hob nur resignierend die Hand, das Gesicht eine Maske des Kummers.

»Kathleen litt an einer bipolaren Störung«, räumte er traurig ein. Seine Hand zitterte. »Ich war Arzt, wollte es nicht glauben. Damals wusste man gar nicht, wie man diese manisch-depressive Erkrankung nennen sollte. Wir sagten: ›Sie bekommt Anfälle‹, oder: ›Sie ist völlig überdreht‹, oder: ›Sie hat Depressionen‹. Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, wie sehr sie litt.«

Konnte das sein?, dachte Alvarez. Auch das zweite verunglückte Kind hatte eine psychische Störung? Bestand da ein Zusammenhang? Unwahrscheinlich. Doch an diesem Fall war alles mehr als ungewöhnlich.

»Verstehst du nicht, Gerald?«, unterbrach Noreen ihren Mann. »Die … die greifen doch nach Strohhalmen!« Mit bebenden Nasenflügeln funkelte sie Pescoli an und fügte hinzu: »Sie unterstellen Cameron, dass er Kathleen umgebracht hat! Ist das zu fassen? Cam!« Sie zitterte vor Zorn. »Und das ist noch nicht alles:

Sie versuchen, ihm auch andere Unfälle unterzuschieben, die, bei denen diese Frauen ums Leben gekommen sind! Als wäre er zu so etwas fähig … Das ist einfach unglaublich!« Noreen fing wieder an, im Zimmer auf und ab zu gehen, wobei sie langsam, aber sicher hysterisch wurde. »Aber das stimmt nicht! Das kann gar nicht sein!« Schlagartig blieb sie stehen, wirbelte auf dem Absatz herum und deutete mit dem Zeigefinger auf Pescoli. »Raus! Und zwar auf der Stelle! Verlassen Sie sofort mein Haus! Sie sind einfach abscheulich! Sie beide!« Sie weinte jetzt offen, ihr Blick war auf das große Fenster gerichtet, das auf die Auffahrt ging.

»Wir sind noch nicht fertig«, sagte Pescoli und stand auf.

Auch Alvarez erhob sich, schaute auf ihr Handy und ging zur Tür. In diesem Augenblick fiel Scheinwerferlicht durchs Fenster, das Dröhnen eines Motors übertönte das Heulen des Sturms.

Noreens Augen weiteten sich. Die Andeutung eines Lächelns umspielte ihre Lippen. »Gott sei Dank!«, rief sie erleichtert. »Judd ist da!«

Judd? Der älteste Sohn? Warum?

Gerald stand auf und versuchte, seine Frau aufzuhalten, aber Noreen rannte bereits mit klackernden Absätzen über den Marmorboden der Eingangshalle und riss die Haustür auf. Ein großer, breitschultriger Mann mit grimmigem Gesichtsausdruck betrat das Haus. Die Ähnlichkeit mit seinem Vater war nicht zu leugnen, Judd hatte die gleiche Statur und die gleichen Züge wie Gerald. Er umarmte seine Mutter pflichtschuldig und fasste währenddessen die Gruppe, die aus dem Arbeitszimmer getreten war, ins Auge.

»Was geht hier vor?«, fragte er mit tiefer Stimme und kniff misstrauisch die Augen zusammen. Zusammen mit seiner Mutter, die sich immer noch an seinen Arm klammerte,

machte er einen Schritt auf seinen Vater und die beiden Detectives zu.

»Die zwei sind von der Polizei«, sagte sie, als wäre er die siebte Kavallerie, die ausgezogen war, um sie zu retten. »Sie sind hergekommen, um uns wegen der verunglückten Frauen zu befragen …«, haspelte Noreen. »Das jüngste Opfer ist … ist Karalee … Rierson. Von der Klinik. Oh … oh … nein …« Sie schüttelte den Kopf, als ihr der Zusammenhang klarwurde. »Ich, ähm, o Gott, ich habe versucht, sie mit deinem Bruder zu verkuppeln …« Sie sah aus, als würde sie gleich zusammenbrechen, doch sie leckte sich die trockenen Lippen, legte eine Hand an ihre Kehle und räusperte sich. »Aber … aber das kann doch nicht sein …«

»Mutter«, warnte Judd. »Schweig.« Und an die Polizei gewandt: »Ich bin Anwalt. Ich möchte nicht, dass Sie ohne rechtlichen Beistand mit meinen Eltern sprechen, und diesen rechtlichen Beistand kann ich nicht

stellen. Es wird um eine Straftat gehen, sonst wären Sie nicht hier. Ich werde Herman Carlton, einen Freund von mir, hinzuziehen. Sie haben sicher schon von ihm gehört.«

Herman Carlton stammte aus Spokane, aber er praktizierte auch in Montana. Natürlich hatten sie von ihm gehört. Als Strafverteidiger war er von der ganz üblen Sorte und als Mensch ein ausgewachsenes Ekel. Gegen ihn vor Gericht anzutreten, dachte Alvarez, würde nichts als Probleme bedeuten, große Probleme.

»Augenblick mal«, schaltete sich Gerald ein. »Niemand wirft hier irgendwem etwas vor.«

An Noreen gewandt, fragte Pescoli: »Welchen Sohn wollten Sie denn mit Karalee Rierson verkuppeln?«

»Sag nichts, Mutter!«, beharrte Judd, und Noreen klappte den Mund zu.

»Es war Cameron«, sagte Gerald leise, ohne seine gepeinigte Frau aus den Augen zu lassen.

Plötzlich schienen sich alle Puzzleteilchen zusammenzufügen.

Als Judd etwas einwenden wollte, hob Gerald die Hand, wie um weiteren Lügen Einhalt zu gebieten. Dann wandte er sich an die beiden Beamtinnen: »Ich habe gehört, dass meine Frau am Telefon mit Clarissa darüber gesprochen hat, ein Treffen für die beiden zu arrangieren.« Empört fuhr Noreen zu ihm herum, wie um zu widersprechen, doch er fügte hinzu: »Es ist vorbei, Liebes. Wir können unsere Köpfe nicht länger in den Sand stecken.«

»Du bist ein Mistkerl, Gerald«, kreischte sie. »Ein absoluter Mistkerl! Außerdem wusste Cam gar nicht, dass ich mit Karalee gesprochen hatte! Ich habe ihn nicht angerufen!«

»Natürlich wird er davon gewusst haben – von Clarissa. Sie sind doch so eng miteinander«, widersprach Gerald. »Und wenn Clarissa Bescheid wusste, dann wusste es auch

der Rest der Familie, darauf wette ich!« Er sah Judd an. »Wusstest du davon?«

Judd verzog das Gesicht, wenngleich er keine Antwort gab, doch das genügte Alvarez als Eingeständnis.

»Nun gib’s schon zu, Sohn«, drängte ihn sein Vater.

»Judd?«, fragte nun auch Noreen flehentlich.

Judd zuckte die Achseln. »Na schön, ich habe davon gehört«, gab er widerstrebend zu. Seine Lippen kräuselten sich vor Verachtung. »Clarissa kann kein Geheimnis für sich behalten, das konnte sie noch nie.«

Noreen, am Boden zerstört, stieß die angehaltene Luft aus. Gerald seufzte tief. Das Gasfeuer flackerte. »Du kannst ihn nicht länger schützen«, sagte er zu Judd.

»Wo ist er?«, fragte Pescoli.

»Ich weiß es nicht.« Gerald schüttelte den Kopf. »Er bleibt gern für sich.«

»Rufen Sie ihn an!«, befahl Pescoli.

»Das habe ich schon auf dem Weg hierher getan«, gab Judd zu. »Er geht nicht dran.«

»Versuchen Sie es noch einmal!« Sie würde nicht lockerlassen, doch Alvarez wusste, dass sie das im Augenblick nicht weiterbrachte. Sie hatten mehr erfahren als erwartet, und jetzt mussten sie handeln. Schnell. Um Cameron Johnson davon abzuhalten, erneut zuzuschlagen. »Wir haben jetzt keine Zeit dafür«, sagte sie daher zu ihrer Partnerin und zog ihr Handy aus der Tasche.

»Du hast recht.« Mit einem letzten ärgerlichen Blick in Richtung der Johnson-Familie wandte sie sich zum Gehen. »Schnappen wir uns diesen Irren!«

Klick!

Trace hörte, wie der Hahn einer Waffe gespannt wurde, und erstarrte. In der Dunkelheit konnte ihn niemand sehen. Wer immer im Stall war, würde nicht in der Lage sein, auf ihn

zu feuern. Das war sein Vorteil. Er dagegen konnte sich in dem alten Gebäude blind zurechtfinden.

Es sei denn, der Kerl hatte ein Nachtsichtgerät. Oder ein entsprechendes Zielfernrohr auf seiner Waffe.

Sarge knurrte wieder, tief und kehlig.

Trace spürte, wie sich der Hund anspannte. Er fasste die Heugabel fester und schlich auf einen der dicken Stützbalken zu, um wenigstens etwas Deckung zu haben.

Zeig dich, du kranker Bastard.

Durch die offene Stalltür fiel bleiches Mondlicht herein, bevor sich wieder Wolken vor die dünne Scheibe am Himmel schoben. Da bemerkte er es. Eine winzige Bewegung, ein Schatten in der Dunkelheit. Mit zusammengekniffenen Augen blickte er sich suchend um, die Heugabel hoch erhoben, bereit, zuzustoßen. Doch plötzlich erstarrte er. Sein Herz raste.

Eli.

Was war, wenn der Kerl seinen Sohn oder Kacey in seiner Gewalt hatte? Oder beide?

Was für eine grauenhafte Vorstellung!

»Worauf wartest du?«, fragte eine tiefe Männerstimme spöttisch. »Glaubst du wirklich, du kannst mit dieser albernen Heugabel etwas ausrichten?« Gelächter ertönte. Rauh. Grausam.

Dann konnte der Scheißkerl ihn also sehen. Trace fing an zu schwitzen.

»Wer bist du?«, fragte er, die Heugabel noch immer in der Luft.

»Spielt das eine Rolle?«

»Eli?«, fragte er.

»Nein! Ich bin nicht Eli.« Eine Pause. Dann: »Ach, du meinst deinen Sohn? Was zum Teufel denkst du denn?«

Dann war der Junge also nicht in seiner Gewalt. *Gott sei Dank!* »Lass Kacey in Ruhe!«

»Weshalb sollte ich? Wo ich schon so lange gewartet habe!«

Trace krümmte sich innerlich. Kacey war in den Fängen dieses Wahnsinnigen, und er hatte vor, sie zu töten! Wenn er das nicht längst getan hatte. Zorn wallte in ihm auf. Hätte er doch wenigstens eine Taschenlampe, damit er etwas erkennen konnte!

»Sie wartet auf dich. Ich dachte, es würde dir besser gefallen, wenn ich dich im Haus umbringe, zusammen mit ihr. Es wird so aussehen, als hätte sie es getan. Ein Unfall, verstehst du?«

Sie war noch am Leben? »Du perverser Irrer!« Doch leider war der Kerl nicht irre genug, die Waffe in einem geschlossenen Raum abzufeuern, wo die Kugel abprallen konnte. Oder vielleicht doch?

Ganz in der Nähe knurrte Sarge.

»Sag dem Köter, er soll abhauen«, befahl die Stimme, »oder ich puste ihm sein räudiges Fell weg!«

»Komm raus und zeig dich!«, verlangte Trace.

»Nie im Leben!«

»Dann fahr zur Hölle!«

Trace holte aus, trat hinter dem Pfosten hervor und schleuderte die Heugabel mit aller Kraft durch die Luft in Richtung der Stimme, dann sprang er schnell zurück in Deckung.

»Aaauuu!« Ein grauenvoller Schrei gellte durch den Pferdestall. »Du Scheißkerl!«

Wuuummm!

Ein greller Blitz zuckte vor Trace' Augen. Das Dröhnen eines Schusses hallte in seinem Hirn wider. Die Pferde wieherten panisch, die Hunde bellten und jaulten.

Die Kugel traf ihn mit solcher Wucht, dass Trace nach hinten stürzte und mit dem Kopf auf die Dielen aufschlug. Einen Moment lang verlor

er das Bewusstsein, wohltuende Schwärze umhüllte ihn und nahm ihm den höllischen Schmerz, der in seinem Oberschenkel brannte.

Du darfst nicht ohnmächtig werden! Wenn du das zulässt, bist du ein toter Mann! Denk an Eli! An Kacey!

Staub und der scharfe Geruch von verbranntem Schießpulver stiegen ihm in die Nase. Er blinzelte gegen die Ohnmacht an. Die Hunde drehten durch, bellten und geiferten wie verrückt. Die Pferde schlugen aus und wieherten furchtsam.

»Du verfluchter Mistkerl!«, hörte Trace ihn in der Nähe der Getreideschütten knurren. Er hoffte, dass die Heugabel ernsthaften Schaden angerichtet hatte.

»Du wirst sterben, O'Halleran, und zwar qualvoll!«, murmelte der Irre. »Dafür werde ich sorgen! Du bist so gut wie tot und deine Freundin, dieses Miststück, auch!«

Kacey kämpfte sich mühsam auf die Füße und gab sich alle Mühe, einen klaren Gedanken zu fassen. Ihr Gesicht brannte wie Feuer, ihr Kopf dröhnte schmerzhaft. Schwankend hielt sie sich am Küchentresen fest. *Trace und Eli sind irgendwo da draußen … genau wie dieser Psychopath …* Sie schnappte nach Luft, versuchte, tief durchzuatmen, um den Kopf freizubekommen.

Wumm! Das scharfe Echo eines Schusses zerriss die Stille der verschneiten Nacht.

Kacey unterdrückte einen Schrei.

Trace? O Gott! Eli?

Sie tastete auf der Anrichte nach Trace' Handy. *Bitte, o bitte …* Ihre Finger berührten etwas, das ins Rutschen geriet und zu Boden fiel. Trace' Schlüssel. Daneben müsste doch … ja! Sie stieß auf sein Handy, hielt es zitternd in den Händen und gab aus dem Kopf die letzte Nummer ein, die sie gewählt hatte: die von Detective Alvarez.

Wieder wurde der Anruf direkt an die Mailbox weitergeleitet.

Verdammt! Rasch hinterließ sie eine kurze Nachricht. »Der Kerl ist hier! Wir brauchen Hilfe! Bitte schicken Sie …« Sie versuchte, ihre aufsteigende Panik zu unterdrücken und in jenem kontrollierten Ton weiterzusprechen, den sie auch ihren Patienten gegenüber anschlug. »Detective Alvarez, hier ist Kacey Lambert. Ich bin auf Trace O'Hallerans Ranch an der Old Mill Road. Er ist hier. Der Killer ist irgendwo hier draußen. Er hat mich angegriffen, und gerade eben habe ich einen Schuss aus einem der Nebengebäude gehört. Trace und Eli sind beide verschwunden. Bitte schicken Sie uns Hilfe!«

Sie legte auf und wählte gleich im Anschluss den Notruf, da sie nicht auf Alvarez' Rückruf warten wollte. Mit knappen Worten erklärte sie der Beamtin von der Vermittlung die Situation. »Bleiben Sie dran, und rühren Sie sich nicht

vom Fleck«, wies diese sie an. »Ich werde sofort Beamte zu Ihnen schicken. Sie sollten in zehn Minuten da sein!«

»Zehn Minuten! Das dauert viel zu lange!«, rief Kacey, der längst klar war, dass sie es niemals rechtzeitig schaffen würden. »Sie sollen sich beeilen!«

Sie legte auf und spähte angstvoll in die Dunkelheit. Ohne Waffe war es zu riskant, zu den Stallungen zu gehen, doch was, wenn Trace verwundet war? Sie war sich ziemlich sicher, dass nicht er den Schuss abgefeuert hatte. Nein. Das musste der kranke Scheißkerl gewesen sein, der Eli in seiner Gewalt hatte.

O Gott, bestimmt war einer der beiden verletzt … oder Schlimmeres.

Daran darfst du gar nicht erst denken. Beweg dich lieber! Rette Trace und seinen Sohn!

Bei ihrer Suche nach Eli hatte sie Trace' Gewehr entdeckt, das er in seinem

Wandschrank versteckte. Obwohl sie heftige Schmerzen hatte und der Schwindel nicht wirklich nachließ, hastete sie in die Diele und die Treppen hinauf; das schwache, bläuliche Licht von Trace' Handy wies ihr den Weg. Sie war fest entschlossen, die beiden zu retten. In Trace' Zimmer angekommen, stieß sie sich den Ellbogen an der Kommodenkante. Einen Fluch unterdrückend, tappte sie zum Wandschrank, riss die Türen auf und schob Kleidung und einen Koffer zur Seite.

Da ist es! Wusste ich's doch! Ihre Finger schlossen sich um den Lauf. Behutsam nahm sie das alte Gewehr aus dem Schrank. Offenbar war die Winchester lange Zeit nicht benutzt worden, und Kacey hoffte, dass sie geladen war.

Bitte lass Munition drin sein!

Sie blickte ins Magazin.

Leer!

Natürlich. Er hatte ein Kind. War vorsichtig. Hektisch durchsuchte sie mit Hilfe des leuchtenden Handydisplays den Schrank; dass das Licht alle zehn Sekunden erlosch, machte die Sache nicht leichter. Hier waren keine Kugeln, auch nicht auf dem Regal und auch nicht in der Kommode, wo sie sich durch Schubladen voller T-Shirts und Unterwäsche, Socken und Jeans arbeitete. »Komm schon, komm schon!« Nichts. Sie nahm sich den Nachttisch vor. Wieder nichts. Keine geladene Pistole, keine Gewehrmunition.

Kostbare Sekunden verstrichen.

Ihr Herz raste, ihr Gehirn arbeitete auf Hochtouren.

»Wo … mein Gott, wo kann er sie nur versteckt haben?« Dem Killer mit dem ungeladenen Gewehr gegenüberzutreten und zu bluffen, wagte sie nicht.

Beflügelt von ihrer Angst, rannte sie mit der Waffe treppab und durchs Wohnzimmer.

Mittlerweile war nur noch Glut im Kamin, die die Wände in ein dunkles Rot tauchte. Rasch legte Kacey Holz nach, damit das Feuer – ihre einzige Lichtquelle außer dem Handy – nicht ganz erlosch.

Wo würde Trace die Munition aufbewahren? Weit weg von der Waffe, ja, aber welcher Ort war für ihn leicht zu erreichen und gleichzeitig weit genug weg von seinem Sohn? In der Küche, in der Nähe der Hintertür, weil er nur draußen schießen würde? Die Kerze auf der Anrichte fiel ihr ein. Rasch zog sie einen dürren Zweig aus dem Feuerholzstapel, zündete ihn am Feuer an, rannte in die Küche und hielt ihn an den Docht. *Gut. Zumindest um einiges besser als der schwache Schein des Handys.* Rasch durchsuchte sie mehrere Schubladen. Die Munition entdeckte sie nicht, dafür aber eine weitere Taschenlampe. Voller Hoffnung schaltete sie sie ein, und sogleich erhellte ein starker Strahl die Küche. *Noch besser!* Sie

durchsuchte soeben die restlichen Schubladen, als ihr Blick auf ein abschließbares Schränkchen hoch oben über dem Kühlschrank fiel. In genau so einem Schränkchen hatte ihr Großvater seine Munition versteckt. Konnte Trace den gleichen Ort gewählt haben? Hoffentlich war es nicht zugesperrt!

Eilig kletterte sie auf den Tresen und ruckte an der Schranktür.

Gott sei Dank! Unverschlossen! Neben einer fast leeren Whiskeyflasche stand eine Metallkassette. Der Deckel ließ sich keinen Millimeter öffnen.

So ein Mist! Die bekäme sie niemals auf. Wo um alles in der Welt konnte der Schlüssel sein?

Kacey richtete den Strahl der Taschenlampe auf den Küchenboden und entdeckte Trace' Schlüsselring, den sie bei der Suche nach seinem Handy von der Anrichte geschoben hatte. Eilig hob sie die Metallkassette aus ihrem Versteck und stellte sie auf den Tresen,

dann sprang sie auf den Fußboden und hob die Schlüssel auf. Mit zitternden Fingern prüfte sie einen nach dem anderen, bis sie auf einen stieß, der kleiner war als der Rest.

»Bitte, bitte mach, dass er passt!« Sie steckte den Schlüssel ins Schloss. *Klick!*

Ja, sie hatte sie gefunden. In der Kassette lag eine Schachtel Gewehrkugeln.

»Nimm das, du elender Hurensohn«, murmelte sie und dankte ihrem Großvater insgeheim dafür, dass er ihr vor vielen Jahren beigebracht hatte, wie man mit einer Waffe umging. Schnell lud sie das Gewehr, steckte zusätzliche Munition in die Tasche und betete zu Gott, dass sie sie nicht würde benutzen müssen. Dann blies sie die Kerze aus und lief erneut hinaus in die stürmische Nacht.

»Verdammt!«, fluchte Trace' Angreifer lauthals. Seine Stimme hallte durch den finsteren Stall.

Wer zum Teufel war dieser Irre?, grübelte Trace. Nicht dass das eine Rolle spielte, in dieser Hinsicht hatte der Killer recht. Alles, was im Augenblick zählte, war, dass er eine Möglichkeit fand, ihn zu stoppen, bevor er weiteren Schaden anrichten konnte.

Langsam bewegte sich Trace auf die Wand zu. Er musste sich einen Plan überlegen, und zwar schnell.

Über das Heulen des Sturms hinweg hörte er, wie der Kerl scharf einatmete. »Verdammt!«, murmelte er wieder, dann stieß er ein Jaulen aus, begleitet von einem schmatzenden Geräusch – offenbar hatte er sich die Zinken der Heugabel aus dem Fleisch gezogen. »Dafür wirst du bezahlen, O'Halleran, hörst du? Dafür wirst du büßen!«, drohte er mit schmerzverzerrter Stimme.

Trace erwiderte nichts. So geräuschlos wie möglich arbeitete er sich weiter Richtung Wand vor.

Die Pferde rasten vor Angst und schlugen mit ihren Hufen gegen die Boxenwände.

Sarge – oder war es Bonzi? – knurrte warnend.

Nein! Tu's nicht!

»Der Köter ist ebenfalls so gut wie tot! Wo steckst du, du Mistvieh? Ah, da bist du ja, Cujo!«

Ein Stephen-King-Fan war er also auch noch. Wahrscheinlich sah er zu viele Horrorfilme und inszenierte nun seinen ganz privaten Schockerstreifen.

»Na komm, mein Junge«, lockte er. Seine Stimme klang zufrieden. »Sieh mal, was ich für dich habe!«

Zorn loderte in Trace auf. Wenn er den Bastard in die Finger bekäme, würde er ihn umbringen. Er spürte, wie ihm das Blut feucht und klebrig aus der Beinwunde tropfte, doch er würde hier nicht liegen bleiben und darauf

warten, dass der Irre seinen Hund und anschließend Kacey oder Eli abknallte.

Er wusste, dass es um Kacey ging; sein Sohn, Sarge und er selbst waren lediglich belanglose Hindernisse, die es aus dem Weg zu räumen galt, um ans eigentliche Ziel zu gelangen: Dr. Acacia Lambert.

Auf allen vieren schob sich Trace nach hinten, bis er die Wand erreichte. Adrenalin schoss durch seine Adern.

»Hierher, Cujo … na komm …« Dem Gesäusel des Angreifers folgte ein Stöhnen. Offenbar war er schwerer verletzt, als er zugeben wollte.

Gut. Hoffentlich leidest du, du Bastard. Verrecken sollst du!

Trace richtete sich auf und tastete die Wand ab, bis er auf den Stiel der Schaufel stieß, die dort immer hing. Mit ihrer breiten, scharfen Klinge war sie hervorragend geeignet, um damit Mist oder Schnee zu räumen. Jetzt würde sie,

so hoffte er, als Waffe dienen, mit der er den mordenden Psychopathen für immer außer Gefecht setzen könnte.

»Komm, Cujo, komm –«

Hoffentlich hatte er das Nachtsichtgerät verloren und konnte ihn nicht mehr sehen.

Trace' Finger schlossen sich um den glatten Holzgriff.

Womm!

Die Stalltüren wurden aufgestoßen und prallten mit einem lauten Knall gegen die Wand.

Ein Schwall eiskalter Luft fegte in den Stall.

Die Pferde wieherten laut vor Entsetzen.

Trace fuhr zusammen.

»Was zum Teufel?« Der Psychopath ließ von dem Hund ab.

Nein!, dachte Trace voller Panik. *Kacey, nein!* Es konnte niemand anders sein, nur sie allein war im Haus gewesen … und Eli. Und er war sich sicher, der Killer wusste das auch!

»Hau ab!«, schrie er.

»Schwester«, sagte der Angreifer gedehnt und beinahe vergnügt. »Es wurde auch langsam Zeit, dass du auftauchst.«

Kapitel 37

Verflucht noch mal!

Alvarez hörte die Nachricht ab, die Kacey Lambert auf ihrem Handy hinterlassen hatte, und hätte sich innerlich zum Mond schießen können. Wütend rief sie die Neun-eins-eins-Zentrale an und erfuhr, dass ein Notruf eingegangen und ein Einsatzteam bereits unterwegs zu der Ranch von Trace O'Halleran an der Old Mill Road war. Die Anruferin hatte Schüsse gemeldet. Alvarez legte auf und wählte Kaceys Nummer, doch sie landete direkt bei der Mailbox.

»Zu spät«, sagte die Latina grimmig zu Pescoli. »Sieht so aus, als sei er bei O'Halleran.«

»Was? Nein!« Noreen stieß einen Schrei aus. Alvarez, die zusammen mit Pescoli in der Eingangstür stand, warf einen Blick über die Schulter.

»Genau das hatte ich befürchtet«, sagte Judd. »Du weißt, dass er nie ganz richtig im Kopf war, Mutter. Von Anfang an. Er hat Aggie von der Treppe gestoßen.«

Alvarez hob die Hand, um Regan zu bedeuten, dass sie noch warten solle, und kehrte ins Arbeitszimmer zurück.

»Es war ein Unfall«, beharrte Gerald und ließ sich schwer auf seinen Sessel fallen.

»Natürlich«, bestätigte Judd. »Natürlich war es ein Unfall. Aber im Grunde ist genau das passiert.«

»Du hast mir doch erzählt, Aggie habe sich in ihrer Decke verheddert«, erinnerte Gerald seinen Sohn und suchte dessen Blick.

Judd hatte die Augen zu schmalen Schlitzen zusammengekniffen. »Ich weiß, und das stimmt

auch«, sagte er leise. »Und dann kam Cam angerannt und hat sie zu Boden gestoßen. Da ist sie die Treppe hinuntergestürzt.«

Noreen schauderte.

»Und hat sich dabei tödlich verletzt«, schloss Gerald, ohne den Blick von seinem Sohn zu wenden.

»Wir müssen los«, drängte Pescoli und öffnete die Tür. Kalte Winterluft wehte in die warme Diele. Alvarez ging zu ihr und drehte sich auf der Schwelle noch einmal um. »Sie bleiben hier im Haus«, befahl sie Gerald, seiner Frau und dem ältesten Sohn.

»Cameron war das nicht«, jammerte Noreen, aber Judd Johnsons angespanntes Gesicht sagte alles. Seine Mutter, die nun wesentlich fragiler wirkte als noch vor einer halben Stunde, brach in seinen Armen zusammen. Tränen strömten aus ihren Augen, während sie schluchzend hervorstieß: »Er … er war’s nicht! Das kann doch gar nicht sein!«

Pescoli war bereits draußen und eilte zu ihrem Jeep.

Alvarez warf einen letzten Blick auf Gerald, den großen Mann, der nun in seinem ledernen Fernsehsessel am Kamin saß, den Kopf in eine Hand gestützt, mit der anderen nach seinem Scotchglas greifend, dann folgte sie ihrer Partnerin hinaus in den Schnee.

»Ich fahre«, sagte Pescoli. Während Alvarez auf den Beifahrersitz kletterte, ließ sie den Motor an und stellte die Automatik auf D. Alvarez hatte die Tür noch nicht ganz zugezogen, geschweige denn den Sicherheitsgurt angelegt, als der Jeep auch schon einen Satz nach vorn machte und von der kreisförmigen Auffahrt auf die mittlerweile spiegelglatte Straße schoss, die hügelabwärts führte.

»Weißt du Genaueres?«, fragte Pescoli.

»Nur, dass auf O'Hallerans Ranch etwas nicht stimmt«, sagte Alvarez. »Kacey Lambert hat die Neun-eins-eins angerufen und Schüsse

gemeldet.« Sie dachte an den Mann, der ihrer Überzeugung nach all die Frauen auf dem Gewissen hatte – seine Schwestern und Halbschwestern. »Sieht so aus, als wäre Cameron Johnson in einen Blutrausch geraten und würde mit den Leuten dort anfangen.«

»Ich dachte, er bringt nur seine Reagenzglas-Schwestern um?«

»Eben nicht, wie du gerade gehört hast. Außerdem scheint er jeden zu beseitigen, der ihm in die Quere kommt.« Alvarez wiederholte Kaceys Text auf ihrem Anrufbeantworter für Regan.

Selbst im dunklen Wageninnern konnte sie sehen, wie ihre Partnerin bleich wurde. »Der Mistkerl läuft Amok!« Pescoli fuhr so schnell, wie es die schwierigen Straßenverhältnisse eben zuließen. Als sie endlich die Hauptstraße erreichten, warf sie der Latina einen fragenden Blick zu. »Ich nehme an, du hast keine Zigaretten bei dir?«

»Träum weiter«, erwiderte diese und versuchte es noch einmal auf Kaceys Handy.

Wieder wurde sie direkt an die Mailbox weitergeleitet.

Trace' Finger schlossen sich fester um den Griff der Schaufel.

»Ich habe mich schon gefragt, ob du noch auftauchen würdest«, sagte der Mörder. Dort in der Stalltür, eine dunkle Silhouette vor der weißen Schneedecke, auf der vereinzelt die Strahlen des durch die dicken Wolken blinzelnden Mondes glitzerten, stand Kacey, die Beine gespreizt, ein Gewehr in der Hand. In der stockfinsteren Scheune konnte sie nichts erkennen. Konnte nicht mal vermuten, wo sie sich befanden.

Klick.

Jetzt spannte er den Hahn.

Was dachte sich Kacey nur?

»Hau ab!«, schrie Trace wieder. Panisch riss er die Schaufel von den dicken Nägeln, an denen sie aufgehängt war. Das Schaufelblatt wie einen Schild vor sich haltend, krabbelte er rückwärts zur Tür, um sie aus dem Schussfeld zu stoßen.

»Zu spät!« Hinter ihm ertönte hohles Gelächter.

»Pass auf!«, schrie er und verfluchte sein verletztes Bein, aus dessen Wunde noch immer das Blut floss. »Er hat ein Gewehr!«

»Ich auch«, erwiderte sie ruhig. Zu ruhig. »Bleib unten!«

Peng!

Die Mündung ihrer Waffe spuckte Feuer, dann verschwand sie blitzschnell hinter der Außenwand. Trace drückte sich dicht an den Stallboden.

Peng! Klick! Peng! Klick! Peng!

Der Killer feuerte in rascher Folge. Die Balken des alten Stalls erzitterten, die Pferde

gerieten vollends außer Rand und Band, die Hunde bellten wie verrückt, ein Schrei ertönte.

Kacey!

Er rollte sich herum und versuchte, sich aufzurappeln, doch sein verletztes Bein machte nicht mit. Das Einzige, was er tun konnte, war, sich weiter vorwärtszuschieben.

Von draußen war ein entsetzliches Stöhnen zu vernehmen, als wiche sämtliches Leben aus ihrem Körper.

»NEIN!«, schrie er. »NEIN!«

Hinter ihm ertönte ein zufriedenes Lachen; die Freude des Psychopathen über seinen Treffer war fast greifbar.

Du armseliger Irrer, das werde ich dir heimzahlen!

»Trace!«

Was war das?

»Trace!« Kaceys verängstigte Stimme drang an sein Ohr, ein ferner, schwacher Schrei,

erstickt vom Tosen des Sturms. O nein, er durfte sie nicht verlieren!

Aber sie lebt!

»Halt durch!«, rief er mit brüchiger Stimme. »Halt um Gottes willen durch!«

Er robbte näher an die Stalltür heran. Plötzlich vernahm er hinter sich Schritte, doch er drehte sich nicht um, bewegte sich weiter, der eisigen Luft entgegen, aus der Stalltür hinaus, ohne dass ihm eine Gewehrmündung an den Hinterkopf gedrückt wurde.

Da sah er sie. Reglos. Eine zusammengesackte Gestalt im Schnee direkt vor dem Gebäude, das Haar flatternd im Wind.

NEIN! NEIN! NEIN!

Bitte, lass sie am Leben sein!

»Kacey«, stieß er hervor. »Bitte … Kacey.« Wieder hörte er ein Geräusch hinter sich. Der verwundete Killer kam näher. Würde er jetzt auch ihn umbringen?

Hatte sie sich etwa bewegt? Ja, da sah er es wieder: Ein Fuß zuckte. Er kroch näher und erkannte im bleichen Licht des Mondes einen dunklen Fleck im Schnee, der sich immer weiter um sie herum ausbreitete. »Warum?«, flüsterte er, gepackt von neuerlichem Zorn und Kummer. Warum war sie bloß zu ihm hinaus in den Stall gekommen?

»Zu spät, Freundchen«, keuchte eine Stimme hinter ihm. In weiter Ferne ertönte das Geheul von Sirenen.

Erschöpft und völlig außer Atem warf Trace einen Blick über die Schulter und sah einen riesigen Schatten in der Stalltür. Das Gewehr im Anschlag, ein Nachtsichtgerät vor den Augen, lehnte er am Türrahmen. Dunkle Tropfen färbten den Schnee unter seinem linken Arm – die Heugabel hatte ganze Arbeit geleistet, dachte Trace.

»Du bist so gut wie tot«, zischte der Killer.

In dem Augenblick entdeckte Trace die Waffe im Schnee.

Sie lag vor Kaceys Fingerspitzen, der Lauf von ihr abgewendet.

Mit einem Ruck schob sich Trace nach vorn, den Arm ausgestreckt, das Schaufelblatt noch immer als Schutzschild nutzend. Seine Finger streiften die Mündung; die Waffe drehte sich und grub sich tiefer in den Schnee.

Der Mörder lachte, ein gurgelndes, dämonisches Lachen, das das Tosen des Sturms übertönte. »Netter Versuch, du Bastard!«

Klick!

Trace ignorierte sein verletztes Bein und schnellte mit aller Kraft ein zweites Mal nach vorn. Diesmal bekam er die Waffe zu fassen, auch wenn er vor Schmerz fast ohnmächtig wurde.

»Sprich schon mal deine Gebete, Cowboy«, befahl der Killer. »Gleich wirst du deiner Freundin Gesellschaft leisten.«

Plötzlich ertönte ein furchterregendes Knurren aus dem Stall hinter ihm.

Der Irre fuhr herum, für einen winzigen Moment abgelenkt.

Beide Hunde schossen gleichzeitig aus der offenen Stalltür, direkt auf ihn zu. Mit angelegten Ohren und zurückgezogenen Lefzen, die Köpfe gesenkt, teilten sie sich: Einer wandte sich nach links, der andere nach rechts. Drohend umkreisten sie den Killer wie hungrige Wölfe ihre Beute.

»Verflucht.« Ohne zu zögern richtete der Kerl die Waffe auf den größeren Hund.

Bonzi!

»Nein!«, brüllte Trace und versuchte, auf die Beine zu kommen – ohne Erfolg.

Bonzi sprang, die kräftigen weißen Zähne gebleckt.

Wumm!

Der Killer fuhr zusammen. Schrie auf. Ließ das Gewehr fallen.

Wumm!

Wieder bäumte sich der Mann auf und ruderte wild mit den Armen.

Dann fiel er nach vorn auf die Knie. Vor ihm im Schnee bildete sich ein zusehends größer werdender roter Fleck.

»Wo ist er?«, fragte eine Frau mit fester Stimme.

Trace, dem erneut schwindlig wurde, warf einen Blick über die Schulter. *Was hatte das zu bedeuten? Wer konnte das sein?*

Die Frau kam näher, ein Gewehr – *sein* Gewehr – auf den verwundeten Mann gerichtet.

Kacey?

Aber –

Er sah auf die reglose Frau, die vor ihm im Schnee lag – Kacey. Das Sirenengeheul wurde lauter.

»Wo zum Teufel ist Eli, Cameron?«, fragte die neue Kacey und zielte direkt auf den verwundeten Mann.

Du halluzinierst, dachte Trace. *Zwei Kaceys? Das kann doch nicht sein …*

Kacey Nummer zwei trat zu dem verwundeten Mann und schob mit dem Fuß dessen Gewehr zur Seite. Der Kerl, den sie Cameron genannt hatte, ächzte ein letztes Mal rasselnd, dann sackte er in sich zusammen und rührte sich nicht mehr.

Sie riss den Blick von seiner schwarzen Skimaske los, wandte sich um zu Trace und bemerkte das Blut, das aus seinem Oberschenkel strömte und den Schnee um ihn herum dunkel verfärbte.

»O mein Gott, Trace!«

Wie in Zeitlupe sah er sie auf sich zulaufen, Schnee aufwirbelnd, das Gewehr in einer Hand, eine Taschenlampe in der Tasche. »Um Himmels willen, du blutest!«, rief sie und ging neben ihm in die Knie.

»Kacey«, flüsterte er und streckte die Hand nach ihr aus, um sie an sich zu ziehen. Doch

ihm wurde schwarz vor Augen, alles um ihn herum drehte sich …

»Warte … Lass mich erst nach deiner Verletzung sehen … Ach du liebe Güte, Trace …« Er hörte, wie sie nach Luft schnappte. Offenbar hatte sie die tote Frau neben ihm entdeckt. »O mein Gott, wer ist das?«, flüsterte sie, dann räusperte sie sich und beugte sich zu der Frau hinüber, die ihr Zwilling hätte sein können. Sie berührte den Hals ihrer Doppelgängerin und tastete nach deren Puls, dann brachte sie ihr Ohr an ihre Nasenlöcher. »Sie ist tot«, wisperte sie und wandte den Blick ab. »Wir müssen dich ins Krankenhaus bringen«, sagte sie leise zu Trace und legte ihm die Hand auf die Schulter.

Seine Augenlider waren bleischwer, immer wieder glitt er in die Ohnmacht ab. »Aber Eli?«, brachte er mühsam heraus. »Wo ist Eli?«

»Ich weiß es nicht«, gestand sie leise und zog ihn an sich. Er spürte ihre warme, feuchte Wange an seiner eigenen und gab alles, um bei

Bewusstsein zu bleiben. Er musste seinen Sohn finden. Unbedingt!

»Wir werden ihn finden«, versprach sie über den Lärm der eintreffenden Einsatzfahrzeuge hinweg. »Du musst einfach nur durchhalten, hörst du, Trace? Trace! Bleib bei mir …«

Doch er trieb schon davon, hörte wie aus weiter Ferne Stimmen – Männer- und Frauenstimmen –, doch er konnte nicht antworten.

Kacey lebt … sie lebt … aber Eli …

Er liebte sie beide.

»Bleib bei mir, Trace O'Halleran!«, rief sie, doch auch sie war weit, weit weg … »Verdammt noch mal, Trace, ich habe fünfunddreißig Jahre gebraucht, um dich zu finden, da kannst du mir doch nicht einfach wegsterben! Trace, hörst du mich? Bleib bei mir!« Ihre Stimme klang gebrochen. »Komm schon, Trace, ich liebe dich! Ich liebe dich!«

Ich liebe dich auch, Kacey …

Sie würde ihn verlieren!

Trace O'Halleran würde in ihren Armen sterben!

Und die tote Frau neben ihm im Schnee, da war sie sich jetzt sicher, musste Leanna sein, seine Ex-Frau, aller Wahrscheinlichkeit nach eine weitere von Gerald Johnsons Reagenzglas-Töchtern und – Elis Mutter.

»Halt durch!«, befahl sie Trace ein weiteres Mal. Um sie herum heulten Sirenen, rote und blaue Blinklichter zuckten durch die Nacht.

Sie wagte nicht, sich umzudrehen, doch sie hoffte inständig, dass die Sanitäter alles Nötige zu Trace' Rettung bei sich hatten. Er hatte eine Menge Blut verloren, doch sie würde nicht zulassen, dass er ihr unter den Händen wegstarb. Schnell riss sie ihm die Jeans auf und richtete den Strahl ihrer Taschenlampe auf die Wunde in seinem Bein. Blut sprudelte im Takt mit seinem Herzschlag aus dem Einschussloch; vermutlich war seine Oberschenkelarterie

getroffen worden. Sie drückte beide Hände darauf, um die Blutung zu stoppen, als sie eine tiefe Stimme neben dem Haus rufen hörte. »He! Hier rüber!« Schritte ertönten, jemand kam keuchend näher und sagte dann mit fester Stimme: »Wir übernehmen, Madam.« Sie spürte eine Hand auf ihrer Schulter. Hinter ihr stand ein Rettungssanitäter.

»Aber ich bin Ärztin.«

»Ach du liebe Güte, da ist ja noch eine!« Der Sanitäter beugte sich über Leanna.

»Sie ist tot.«

»Hier liegt auch einer!«, rief eine Frau, die offenbar auf Cams Leiche gestoßen war. »Mein Gott, was ist denn hier passiert? Sieht aus wie ein verfluchtes Armageddon!«

»Madam … ich übernehme … jetzt«, sagte der Mann und wandte sich wieder Trace zu.

»Aber ich bin –«

»Ärztin. Ich weiß.« Er ließ sich nicht beirren. »He, Annie«, rief er seiner Kollegin über die

Schulter zu. »Ich brauche Hilfe! Ein Schwerverletzter, und die hier steht unter Schock!«

Die O'Halleran-Ranch glich einem Tollhaus.

Kurz bevor Alvarez und Pescoli eingetroffen waren, war die Hölle losgebrochen. Pescoli schlingerte so schnell um die Ecke, dass der Jeep fast den Postkasten am Ende der Auffahrt mitgenommen hätte. Zwei Einsatzfahrzeuge standen neben einem offenen Tor, daneben ein Rettungswagen mit laufendem Motor, bereit, die Verletzten abzutransportieren.

Hinter dem großen Ranchhaus versorgten die Sanitäter Trace O'Halleran und schnallten ihn auf eine Trage, während ein Suchtrupp loszog, um seinen vermissten Sohn aufzuspüren. Cameron Johnson, von Kopf bis Fuß in Schwarz gekleidet, ein Nachtsichtgerät vor den Augen, war tot – mit zwei Gewehrschüssen niedergestreckt von Kacey Lambert.

Zitternd, eine Decke um die Schultern gewickelt, saß diese bei geöffneter Tür auf dem Beifahrersitz eines der beiden Streifenwagen. Als Alvarez und Pescoli zu ihr traten und ihr einen fragenden Blick zuwarfen, gab sie unumwunden zu, auf Gerald Johnsons Sohn gefeuert zu haben, als dieser sich weigerte, seine Waffe fallen zu lassen. Leichenblass und offensichtlich unter Schock stehend, schwor Kacey, dass Cameron die Frau auf dem Gewissen habe, die noch immer vor ihnen im Schnee lag.

Eine Frau, die ihr zum Verwechseln ähnlich sah.

»Ich glaube, das ist Leanna«, flüsterte Kacey wie betäubt und blickte in Richtung der zusammengekrümmten Gestalt vor dem Pferdestall.

»Tot«, bestätigte einer der Sanitäter und öffnete die Hecktür für Trace, der von zwei muskelbepackten Rettungskräften auf der Trage durch die hohen Schneewehen zum wartenden Ambulanzwagen getragen wurde.

»Ich muss ihn begleiten«, beharrte Kacey.

»Sie können mit uns fahren«, bot Pescoli ihr an.

»Seht mal!« Trilby Van Droz, eine der Streifenbeamten, deutete mit dem Kopf Richtung Straße. »Sieht so aus, als bekämen wir Gesellschaft.« Am Ende der Zufahrt tauchten zwei Scheinwerfer in der Dunkelheit auf, das dazugehörige Fahrzeug konnte man nicht erkennen. »Wetten, das ist die Presse?«

Ein Nachrichten-Van. Was sonst?

Na großartig. Genau das, was sie brauchten. »Die sollen verschwinden! Erst mal müssen wir herausfinden, was hier eigentlich passiert ist«, rief Pescoli, und Van Droz rannte die Zufahrt hinunter, dem Rettungswagen hinterher, der Trace abtransportierte.

»O'Halleran wird durchkommen«, sagte Alvarez.

»Aber Eli. Wir müssen ihn finden«, beharrte Kacey. »Leanna … sie muss im Haus gewesen

sein, um mich zu warnen. Aber es war so dunkel … der Strom ist ausgefallen …«

»Können Sie aufstehen?«, fragte Pescoli, die am Streifenwagen neben der Beifahrertür lehnte, und bot Kacey den Arm.

»Es … es geht mir gut«, erwiderte Kacey, doch sie hielt sich an der Beamtin fest.

»Dann mal los«, sagte diese. Zusammen mit Alvarez stapften sie durch den hohen Schnee zum Jeep. Kacey, deren Wagen noch immer in der Polizeiwerkstatt stand, kletterte auf den Rücksitz. Alvarez nahm auf dem Beifahrersitz Platz, Pescoli fuhr.

Wenngleich Cameron Johnson tot war und kein weiteres Unheil anrichten konnte, verspürte Pescoli nach wie vor ein nervöses Kribbeln. Das Verschwinden des Jungen machte es nicht besser. Wo zum Teufel konnte er stecken? Zu viele lose Enden mussten verknüpft, zu viel Beweismaterial ausgewertet werden, außerdem mussten sie Kaceys Aussage überprüfen. Selbst

wenn die Ärztin halb verrückt zu sein schien vor Sorge um den Jungen und Trace O'Halleran, wollte sie sie mit ins Department nehmen.

Nach ihrem Abstecher in die Notaufnahme.

Ja, dachte Pescoli, während sie auf die Landstraße fuhr, an deren Rand das Nachrichtenteam eines lokalen Fernsehsenders in seinem Übertragungswagen hockte, Kacey Lambert hatte die Neun-eins-eins angerufen, und sie hatte Alvarez mehrere Nachrichten auf der Mailbox hinterlassen. Sie hatte die Behörden an den Tatort geführt, aber sie hatte sich nicht an die Regeln gehalten, hatte entgegen der Anweisung der Vermittlungsbeamtin das Haus verlassen und das Gesetz in die eigenen Hände genommen.

Und damit O'Halleran das Leben gerettet.

Doch zwei andere Menschen waren gestorben, und der Junge wurde vermisst.

Ihre bruchstückhafte Aussage deckte sich mit dem, was die Jungs von der Spurensicherung bislang zusammengetragen hatten, doch es war noch zu früh für endgültige Schlüsse. Noch mussten sie alles bis ins kleinste Detail überprüfen.

Sie fuhren in Richtung Grizzly Falls.

Der Mond hatte sich wieder hinter dicken Schneewolken verschanzt, und es war stockfinster; offenbar betraf der Stromausfall nicht nur die O'Halleran-Ranch. Nur in den wenigen Farmhäusern, die über einen Generator verfügten, sah man Licht in den Fenstern. Zwei Pick-ups hatten angehalten, um ein Fahrzeug aus dem Straßengraben zu ziehen, ansonsten kämpften sich nur wenige Wagen durch den Sturm.

Pescoli hatte die Heizung hochgedreht, im Jeep war es so heiß wie in einer Sauna, trotzdem schien Kacey Lambert nicht warm zu werden und erzählte ihnen ihre Geschichte

bibbernd zum zweiten Mal. Sie machte sich große Sorgen um Eli.

»Ich werde es mir nie verzeihen, sollte ihm etwas zugestoßen sein«, sagte sie und blickte angestrengt aus dem Fenster. Ihr Atem ließ die Scheibe beschlagen. »Niemals.«

Zwei Minuten später, gerade als sie das schneebedeckte Schild mit der Aufschrift »Willkommen in Grizzly Falls« erreichten, klingelte Alvarez' Handy. Sie nahm den Anruf entgegen und lauschte. Es war ein einseitiges Gespräch: »Was? … Wo? … Danke, gut gemacht!« Dann drehte sie sich zu Kacey nach hinten. »Wir haben ihn.«

»Wen? *Eli?*«, fragte diese ungläubig.

»Ja. Er ist in Sicherheit.«

»Gott sei Dank!«, stammelte Kacey. Ihre Stimme brach, und sie zog geräuschvoll die Nase hoch.

Eine Welle der Erleichterung schwappte über Pescoli hinweg. Sie wollte gerade etwas

sagen, als Alvarez die Hand hob. »Pst!«, sagte sie und führte ihr Gespräch fort. »Ja, bringen Sie ihn ins Büro. Wir treffen uns dort.« Als sie auflegte, konnte auch sie ihre sonst stets ruhige, professionelle Fassade nicht mehr aufrechterhalten. »Gott sei Dank! Es geht ihm gut.«

Pescoli sah in den Rückspiegel und bemerkte, dass Kacey Freudentränen in den Augen standen.

»Die Details kenne ich nicht«, berichtete Alvarez, »aber es sieht so aus, als wäre er von seiner Mutter entführt und zu den Nachbarn gebracht worden. Ed und Matilda Zukov haben die ganze Zeit über versucht, jemanden zu erreichen, aber offenbar hat Leanna O'Halleran ihre Telefonleitung durchgeschnitten und ihnen ihre Handys abgenommen, um sich genügend Zeit zu verschaffen, irgendein Vorhaben zu vollenden.«

»Sie hatte es auf Cam abgesehen«, sagte Kacey leise. »Sie wusste, dass er kommen würde.«

»Offensichtlich«, stimmte ihr Alvarez zu. »Die Zukovs werden uns Näheres mitteilen können. Ein Beamter bringt sie aufs Department, zusammen mit dem Jungen.«

Pescoli schnitt eine Grimasse. »Sie hat sich so gut wie nie um den Jungen gekümmert, und dann taucht sie urplötzlich, getrieben von irgendwelchen ominösen Mutterinstinkten, genau im richtigen Augenblick auf, um einen blutrünstigen Psychopathen abzuknallen?« Pescoli warf Alvarez einen zweifelnden Blick zu. »Was hat sie gewusst?«

Alvarez schüttelte den Kopf. Das würden sie vermutlich niemals erfahren.

Kacey wiederholte ihre Aussage dreimal und beantwortete außerdem eine ganze Reihe von Fragen, obwohl es offensichtlich war, dass

Pescoli und Alvarez und selbst der Sheriff höchstpersönlich ihr glaubten. Eigentlich hatten die Beamtinnen die Ärztin direkt ins Krankenhaus bringen wollen, aber sie hatte darauf bestanden, dass sie erst vernommen werden wollte. Sobald sie im Department angekommen waren, suchte Kacey die Toilette auf, wusch sich das Gesicht und schluckte drei starke Kopfschmerztabletten, dann klebte sie sich ein etwas zu großes Pflaster aufs Kinn, das ihr die Frau am Empfang gegeben hatte. Von Trace' Handy aus rief sie im Krankenhaus an, um sich nach seinem Zustand zu erkundigen, doch man teilte ihr nur mit, dass er gerade operiert wurde.

Deputy Van Droz führte die Zukovs und Eli in den Vernehmungsraum, wo auch Kacey befragt wurde. Sie schlang die Arme um den Jungen, flüsterte mit Tränen in den Augen »Was für ein Glück, dass du in Sicherheit bist« und zauste sein Haar.

»Ich habe Mommy gesehen«, sagte Eli und biss sich auf die Unterlippe.

»Ich weiß, mein Schatz.«

»Sie ist gekommen, um mich abzuholen.«

»Davon habe ich gehört«, erwiderte Kacey, um ein Lächeln bemüht. Der Anblick von Leannas zusammengekrümmtem Leichnam im Schnee, ihr starrer Blick, ging ihr nicht aus dem Kopf. Es war, als hätte sie sich selbst gesehen, erschossen von ihrem wahnsinnigen Halbbruder.

»Sie hat auf meinem Gips unterschrieben«, verkündete Eli und zeigte ihr stolz den dicken Schriftzug: »Ich liebe dich, Deine Mom«.

»Das ist schön«, sagte sie und fragte sich, ob sie in der Küche wirklich Leannas Stimme gehört oder sich das nur eingebildet hatte. Im Grunde war es egal: Leanna hatte ihnen allen das Leben gerettet, weshalb sie sich nun schwor, sich gut um ihren Sohn zu kümmern.

»Möchtest du eine heiße Schokolade?«, richtete Pescoli das Wort an den Jungen. Eli warf Kacey und den Zukovs einen fragenden Blick zu. »Geh nur«, sagte Tilly, und Eli folgte eifrig der rothaarigen Beamtin.

Als der Junge den Vernehmungsraum verlassen hatte, machten die Zukovs ihre Aussage. Leanna war bei ihnen zu Hause aufgekreuzt, mit Eli in den Armen. Allem Anschein nach war sie durch den Schnee gestapft, um ihren Sohn bei ihnen abzugeben. Sie hatte ein Gewehr bei sich gehabt und den Zukovs klargemacht, sie würde es auch benutzen, sollten sich die alten Leute ihr in den Weg stellen. Damit sie die Polizei nicht benachrichtigten, hatte sie entschlossen den Pick-up der beiden fahruntüchtig gemacht und die Telefonleitung gekappt, die Handys der Zukovs und deren Laptop mitgenommen, so dass sie komplett von der Außenwelt abgeschnitten waren, während

sie sich auf den Weg machte, um »noch eine alte Rechnung zu begleichen«.

Leanna habe von dem Killer gewusst, erzählte Tilly, der sämtliche Töchter von Gerald Johnson umbringen wollte, weil er davon ausging, dass die meisten von ihnen einen schwerwiegenden geistigen Defekt hatten. Um seinen Familiennamen zu schützen, hatte er diesen teuflischen Plan ausgeklügelt. Gegen zwei von ihnen führte er einen ganz persönlichen Rachefeldzug: gegen Leanna, weil er sich in sie verliebt hatte, ohne zu wissen, wer sie war, gegen Kacey, weil ihre Mutter Geralds Geliebte gewesen war. Auch sein Halbbruder Robert Lindley sollte seinem Plan zum Opfer fallen, doch zunächst wollte er sämtliche »Unwissenden« – wie er sie nannte – auslöschen.

Kacey musste an Camerons Beschimpfungen denken, nachdem er sie mit dem Gewehr niedergeschlagen hatte. »Geisteskranke Weiber« hatte er Gerald Johnsons weibliche

Nachkommen genannt, ohne sich darüber bewusst zu sein, dass seine eigene Geisteskrankheit einen Mörder aus ihm gemacht hatte.

Laut Tilly hatte Cameron Leanna seine Taten gestanden, als er vor Jahren versucht hatte, sie umzubringen. Sie hatte ihm aber entkommen können und dann Trace kennengelernt. Ihren Sohn hatte sie bei O'Halleran gelassen, da sie fürchtete, Cameron würde sich über Eli an ihr rächen. Aus Angst um Eli war sie schließlich zurückgekehrt, fest entschlossen, den Jungen zu retten und Cameron endgültig unschädlich zu machen.

»Wir waren entsetzt, was für eine grauenhafte Geschichte sie uns da auftischte«, schloss Tilly. »Und wir saßen in der Falle. Natürlich sollte Eli bei uns in Sicherheit sein, aber wir haben uns schreckliche Sorgen gemacht. Ed hat sogar versucht, den alten Traktor anzuwerfen in der Hoffnung, sich zu den Foxx', unseren

Nachbarn in nördlicher Richtung, durchzuschlagen, um die Polizei zu alarmieren.«

»Das elende Ding wollte bei der Kälte nicht anspringen«, ergänzte Ed. Seine Frau und er sahen völlig erschöpft aus.

Pescoli kehrte mit Eli zurück, der damit beschäftigt war, die Marshmallows in seiner heißen Schokolade zu verrühren. Sie brachte auch mehrere Tassen dampfenden Kaffee mit. Kacey nahm sich eine, um endlich warm zu werden.

Die Hände um die Tasse geschlossen, wandte sie sich an Ed und Tilly. »Dann ist Eli also Camerons Sohn?«

»Das hat sie hartnäckig bestritten«, sagte Tilly, und Ed nickte bekräftigend.

»Ich bin der Sohn meines Dads«, schaltete sich Eli ein und pustete über seinen Kakao.

»Natürlich bist du das.« Kacey stand auf und umarmte ihn. Sie hatte nicht damit gerechnet, dass er sie hören konnte. Sie war so froh, dass

er in Sicherheit war. Zwar würde sie sich irgendwann seinen Fragen bezüglich seiner Mutter stellen müssen, aber sie war bereit, das auf sich zu nehmen, wenn sie nur mit ihm und Trace zusammen sein konnte. Ihre Gefühle Leanna betreffend waren zwiespältig, doch es war nicht von der Hand zu weisen, dass diese Frau sich für ihren Sohn geopfert hatte.

Alvarez' Handy klingelte. Sie warf einen Blick aufs Display. »Da muss ich drangehen«, erklärte sie und ging hinüber ins angrenzende Zimmer.

Nach etwa zehn Minuten kehrte sie zurück und sagte: »Sieht so aus, als könnten wir Cameron Johnson mehr Verbrechen nachweisen, als wir geahnt haben. Das Team, das sich sein Haus vorgenommen hat, ist auf eine Art Geheimzimmer im Keller gestoßen. Dort sind stapelweise Fotos von Frauen, zusammen mit genauen Informationen über jede Einzelne von

ihnen. Viele sind bereits tot, einige konnten entkommen.«

Kacey dachte an Gloria Sanders-O'Malley, die Fitnesstrainerin.

»Ich muss Jonas Hayes in L.A. anrufen«, sagte Alvarez zu Pescoli. »Ich denke, wir können Cam Johnson mit Shelly Bonaventures angeblichem Selbstmord in Verbindung bringen.«

»Er war auch der grauenhafte Kerl, der mich in Seattle überfallen hat«, sagte Kacey. »Das hat er selbst zugegeben.« Sie schüttelte seufzend den Kopf. »Könnten Sie mich bitte ins Krankenhaus fahren, wenn wir hier fertig sind?«

Pescoli nickte. »Ich übernehme das.«

Lächelnd wandte sich Kacey an Eli. »Na komm. Lass uns mal nach deinem Dad sehen.«

Es stellte sich heraus, dass nicht nur Kacey Trace einen Besuch abstatten wollte. Pescoli

und Alvarez hatten vor, Trace zu befragen, sobald er aus der Narkose aufgewacht war, und auch Ed und Tilly Zukov beschlossen trotz ihrer Erschöpfung, beim St. Bartholomew Hospital vorbeizufahren.

Wieder in den vertrauten Gängen der Klinik zu sein, kam Kacey fast ein wenig surreal vor. Obwohl es noch genauso aussah wie beim letzten Mal, als sie hier ihren Rundgang gemacht hatte, kam ihr alles verändert vor. Sie redete sich ein, das sei wegen des Schlags mit dem Gewehrkolben auf den Hinterkopf, doch es steckte mehr dahinter. Sie hatte einem brutalen Mörder von Angesicht zu Angesicht gegenübergestanden und ihn erschossen, und sie verspürte nicht den leisesten Anflug von Reue, denn er hatte ihr Trace nehmen wollen. Dabei war es doch ihre Aufgabe zu heilen und Leben zu retten, statt Leben zu nehmen.

Jetzt denk nicht dran, befahl sie sich und machte sich auf den Weg zum Aufwachraum,

nachdem sie den wild protestierenden Eli in der Obhut der Zukovs zurückgelassen hatte. Zunächst einmal hatte nur sie als Ärztin Zugang zu Trace. Alvarez und Pescoli folgten ihr dicht auf den Fersen, warteten aber draußen, damit sie einen Augenblick mit Trace allein sein konnte.

Vorsichtig näherte sie sich seinem Bett. Er war noch benommen von der Narkose. Sein Bein war bandagiert, das Kliniknachthemd saß schief. Man hatte das Bein trotz der schweren Oberschenkelverletzung retten können. Trace stöhnte und öffnete blinzelnd die Augen.

»He«, sagte sie und beugte sich über sein Bett.

Angestrengt versuchte er, den Blick auf sie zu konzentrieren.

»Ich bin’s.« Sie nahm seine Hand. Bei seinem Anblick zog sich ihr Herz schmerzhaft zusammen; sein dunkles Haar lag zerzaust auf dem weißen Kissen, sein markantes Kinn war

von einem Bartschatten bedeckt. In diesem Augenblick wurde ihr klar, dass sie ihn liebte. Beinahe hätte sie ihn für immer verloren. »Trace?«

Einer seiner Mundwinkel hob sich zu einem benebelten Grinsen, sein Blick war verschleiert. »Kacey?«, fragte er mit rauher Stimme.

»Ja, ich bin's.« Ihre Kehle schnürte sich zu, als er nach ihrer Hand fasste.

»Eli?«, stieß er hervor. »Es geht ihm gut.« Tränen brannten in ihren Augen. »Er ist hier und würde dich gern sehen. Die Zukovs sind bei ihm. Sie warten im Gang.«

»Gott sei Dank«, flüsterte er heiser.

»Ja.« Sie wusste nicht, woran er sich bereits erinnerte, daher drückte sie seine Hand und sagte: »Trace, da gibt es etwas, das du wissen solltest.«

»Hmmmm …« Immer noch benommen.

»Es geht um Leanna. Sie hat dir das Leben gerettet und vermutlich auch Eli.« Er reagierte

nicht, hatte sie vielleicht gar nicht gehört. »Und da ist noch etwas«, gestand sie und beugte sich näher zu ihm. »Ich liebe dich.« Sie spürte, wie ihr heiße Tränen übers Gesicht liefen. »Ich weiß, das ist verrückt, aber verdammt noch mal, ich liebe dich.«

»Ich weiß …« Seine Stimme klang wie von weit her. »Du wirst mich heiraten.«

Auch wenn ihr klar war, dass er noch unter dem Einfluss seiner Narkose stand, machte ihr Herz vor Freude einen Satz. »Wir … wir sollten später darüber reden, wenn es dir wieder bessergeht …«

Plötzlich öffnete er die Augen. Sein Blick war klar. »Es geht mir besser«, sagte er und umfasste ihren Nacken. Dann hob er den Kopf und brachte ihn so nah an ihren, dass sich ihre Nasenspitzen berührten. »Du wirst mich heiraten, Dr. Lambert, keine Widerrede«, sagte er und küsste sie leidenschaftlich. Nach einer halben Ewigkeit gab er sie wieder frei und ließ sich

mit geschlossenen Augen zurück auf die Kissen fallen.

»Heuchler«, sagte sie anklagend.

Er erwiderte nichts.

Ein Lächeln umspielte ihre geschundenen Lippen, und auch wenn sie es nicht aussprach, so dachte sie doch: *Ja, ich werde dich heiraten, Trace O'Halleran. Darauf kannst du dich verlassen.*

Epilog

Nun kommt schon … wir wollen Weihnachtslieder singen!«, rief Joelle, die ein albernes rotes Filz-Rentiergeweih trug und die ganze Mannschaft in den Aufenthaltsraum scheuchte.

Pescoli sah von ihrem Schreibtisch auf, wo sie die Todesanzeigen und Zeitungsartikel über die beiden Schwestern von Cameron Johnson studierte, die so jung gestorben waren … bei Unfällen. »Ich werde *keine* Weihnachtslieder singen! Ich habe zu *arbeiten!*«

»Ach komm schon, sei nicht so ein Scrooge!«, tadelte Joelle, zu deren Lieblingslektüre zweifelsohne das Dickens'sche *Weihnachtsmärchen* zählte, bevor sie auf ihren mörderischen High-Heels davontrippelte.

Solche Absätze passten zu Barbie … und zu Michelle. Ja, Luckys junger Ehefrau würden solche Stelzen gefallen!

Bis Weihnachten war es nur noch eine Woche, und Joelle fieberte den Feiertagen entgegen. Weihnachtsmusik, Plätzchen und festlich geschmückte Girlanden, wohin das Auge nur blickte. Was eine einzelne Frau mit einer öffentlichen Behörde alles anstellen konnte!

Nicht dass Pescoli dem allzu viel Aufmerksamkeit schenkte. Sie hatte mehr als genug mit ihrem eigenen Leben zu tun. Santana übte immer mehr Druck auf sie aus. Brady Long, sein Arbeitgeber und reicher Kupfererbe, hatte ihm einen Teil seines riesigen, über zweitausend Morgen großen Anwesens überlassen, und Nate wollte unbedingt, dass sie mit ihren Kindern und dem Hund bei ihm lebte.

Als wäre das so einfach.

Es ging das Gerücht, Kacey Lambert würde bei Trace O’Halleran einziehen, nach so kurzer

Zeit, und sie konnte sich nicht mal an einen Mann binden, den sie schon seit über einem Jahr liebte.

Pescoli schloss die Augen und seufzte.

Nein, dachte sie dann und versuchte, sich wieder auf den Fall zu konzentrieren. Abwesend klickte sie sich durch die Berichte auf ihrem Computer.

Sie war sich einfach nicht sicher, wenngleich eine Vaterfigur ihren Kindern nicht schaden würde. Jeremy, der es langsam satthatte, sich zu langweilen und ihr auf die Nerven zu gehen, hatte eingewilligt, ab Januar wieder die Schulbank zu drücken, und Pescoli hielt alle Daumen, dass er seine Meinung nicht wieder änderte. Nach wie vor war er mit Heidi Brewster zusammen, aber die beiden machten jetzt eher ein »großes Geheimnis« daraus, was gut oder auch nicht gut sein mochte, je nachdem, wie man es sah.

Bianca war so weit wiederhergestellt, dass sie in die Schule gehen konnte. In letzter Zeit schien sie sich für einen anderen Jungen zu interessieren, der schon ein paarmal bei ihnen vorbeigekommen war. Er spielte Basketball und sprach Regan mit Ms. Pescoli an, anstatt sie zu ignorieren. Chris hing natürlich auch bei ihnen rum, aber es sah so aus, als würde diese »unsterbliche« Romanze langsam in Vergessenheit geraten.

Was das Weihnachtswichtel-Debakel anbetraf, so hatte Pescoli beschlossen, einfach mitzuspielen und dem stellvertretenden Sheriff eine Flasche Wein mit einer kleinen Weihnachtsmannmütze zu schenken, worüber Joelle mit Sicherheit in Verzückung geraten würde. Sie selbst fand das völlig gaga, aber ihr hatte einfach nichts Besseres einfallen wollen. Der Oregon Pinot Noir war im Angebot gewesen und damit unterhalb des Zehn-Dollar-Limits, außerdem war er in Pescolis Augen so etwas

wie ein Friedensangebot. Zumindest hoffte sie das.

Immerhin musste sie für diesen Mistkerl arbeiten.

Es ging also wieder bergauf. Obwohl das nicht auf Alvarez zuzutreffen schien, die von ihrer alljährlichen Weihnachtspanik befallen wurde. Sie fuhr nie über die Feiertage in ihre Heimat Oregon und wollte auch dieses Jahr im Büro verbringen, damit die Leute mit Familie freimachen konnten. Pescoli lud sie zu sich nach Hause ein, aber sie lehnte ab und behauptete, die freie Zeit mit Mrs. Smith, ihrer frisch adoptierten Katze, verbringen zu wollen.

Als Pescoli sich nach dem Grund für ihre totale Weihnachtsverweigerung erkundigen wollte, schnitt ihre Partnerin wie immer sofort ein anderes Thema an.

Die Feiertage waren für Alvarez offenbar ein absolutes Tabu, wenngleich sie nicht so unter

Joelle Fishers Weihnachtswahn zu leiden schien wie sie selbst.

Pescoli schaute aus dem Fenster und stellte fest, dass es schon wieder schneite. Wenigstens hatten sich die Winterstürme gelegt, so dass die Arbeit im Department auf ein normales Level zurückgegangen war. Im Fall des psychopathischen Serienmörders Cameron Johnson hatte sich das FBI eingeschaltet und sämtliche Ordner, Notizen und Recherchen aus der Geheimkammer im Keller seines Hauses an sich genommen. Jetzt brüteten die Feds über der Sache.

Anscheinend war Cameron besessen davon gewesen, sämtliche weiblichen Nachkommen von Samenspender Nummer 727 zu eliminieren. In seinen Aufzeichnungen hatten die Beamten Hinweise auf mehr als vierzig Frauen gefunden, die über die ganzen Staaten, bis hinauf nach Neuengland, verstreut lebten.

DNS-Untersuchungen hatten ergeben, dass die toten Frauen aus dieser Gegend genau wie Shelly Bonaventure tatsächlich von Gerald Johnson abstammten, bei den anderen »Unfallopfern« – »Unwissenden«, um mit Cameron Johnson zu sprechen – musste dies noch geklärt werden, solange sie nicht eingeäschert worden waren.

Auch anderes, handfestes Beweismaterial überführte Johnsons Sprössling seiner grauenvollen Taten. Die schwarze Farbe an Kaceys Ford und Elle Alexanders Minivan stimmte mit der des spezialangefertigten Kühlergrills überein, den man in einem alten Schafstall etwa hundert Meter hügelabwärts von Cameron Johnsons Wohnhaus gefunden hatte und der haargenau auf dessen Pick-up passte. Außerdem hatte man gestohlene Nummernschilder sichergestellt, welche eine Identifikation des Fahrzeugs erschwert hatten.

Pescoli lehnte sich in ihrem Schreibtischstuhl zurück, der ein protestierendes Quietschen von sich gab. Gedämpfte Stimmen drangen durchs Büro zu ihr herüber …

»Kling, Glöckchen, klingelingeling …«

Sie schaute auf die Uhr. Die Vorstellung konnte beginnen, Joelle hatte die Bühne perfekt vorbereitet.

Doch es gab noch ein paar Ungereimtheiten in dem Fall, die Pescoli keine Ruhe ließen. Laut Kacey Lambert war Cameron Johnson der Mann gewesen, der sie vor ein paar Jahren in Seattle in einem Parkhaus überfallen hatte. Unbestreitbar war der Kerl ein Psychopath erster Güte, der immer mehr in einen Blutrausch geraten war und deshalb immer größere Risiken auf sich genommen hatte. Doch das erklärte nicht alles. Woher hatte er all die Informationen über die Klinik und seine Opfer? Hatte er das wirklich alles allein herausgefunden? Sie glaubte das nicht.

Außerdem: In der Nacht, in der es zum tödlichen Showdown gekommen war, war Leanna O'Halleran mit einem gestohlenen Gewehr aufgekreuzt, einem Gewehr, das – so hatte sich später herausgestellt – Clarissa Johnson Werner gehörte.

Pescoli hatte Clarissa und ihren Mann vernommen, die beide behaupteten, Leanna habe die Waffe eigens dafür benutzt, um dem Johnson-Clan zu zeigen, dass sie ihr den Buckel runterrutschen konnten. Dieselbe Ironie zeigte sich auch bei der Wahl ihres Fahrzeugs, eines BMW, dasselbe Modell, das auch Clarissa fuhr – ein weiterer Hinweis in Richtung der Johnsons.

Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Doch da waren noch mehr lose Enden zu verknüpfen …

Wieder sah Pescoli auf die Uhr und schnaubte ungeduldig. Dann stand sie auf und machte sich auf den Weg zu Alvarez' Arbeitsplatz. Auch sie war dem weihnachtlichen

Chorsingen bisher ferngeblieben und blickte nun mit hochgezogenen Augenbrauen von ihrem Schreibtisch auf.

Als sie sich zuvor bei ihrem Lieblingsdeli einen Kaffee geholt hatten, hatte sie ihre Partnerin gefragt: »Du gibst dich doch nicht wirklich damit zufrieden, oder?«

»Nein«, hatte Pescoli kurz und knapp erwidert und sich einen dreifachen Schoko-Mochaccino mit einem Hauch Pfefferminz gegönnt, weil Weihnachten war.

Alvarez bestellte einen grünen Tee.

Wie eklig!

Jetzt hakte ihre Partnerin erneut nach. »Was hast du vor?«

»Ich habe Gerald Johnson einbestellt, er müsste in fünfzehn Minuten da sein. Ich gehe mal davon aus, dass er seinen Lieblingsanwalt mitbringt.«

»Judd?«

»Hm, hm. Und ich habe eine Überraschung für ihn.«

»Ich kann’s gar nicht abwarten!«

»Dann komm«, sagte Pescoli, und Alvarez folgte ihr nach vorne zum Empfang. Wie aufs Stichwort betraten Gerald und Judd Johnson das Department. Judd war gekleidet wie für einen Fall vor Gericht, Gerald trug einen Pullover, Skijacke, Jeans. Er wirkte abgespannt und erschöpft.

»Ich verstehe nicht, warum du herkommen wolltest«, sagte Judd zu seinem Vater. Dann blickte er Pescoli an und fügte hinzu: »Ich habe Ihnen doch schon alles über meinen Bruder gesagt.«

Pescoli führte die beiden in ein Vernehmungszimmer. Judd versteifte sich.

»Worum geht es hier eigentlich?«, fragte er.

»Um die Wahrheit«, erwiderte Pescoli und stellte den Rekorder auf Aufnahme. »Ich habe ein paar Nachforschungen angestellt. Einiges

will sich nicht ganz zusammenfügen lassen. Vielleicht können Sie für Klarheit sorgen.«

»Das wäre ganz in meinem Sinne«, sagte Gerald.

Judd zeigte sich weniger hilfsbereit. »Dad«, sagte er warnend zu seinem Vater, »ich glaube, das ist keine gute Idee.«

Pescoli ignorierte ihn und bedeutete Vater und Sohn, Platz zu nehmen, während Alvarez die Tür hinter ihnen schloss. »Als wir über Agatha-Raes Unfall gesprochen haben, waren Sie sich nicht ganz einig«, begann Pescoli, an Gerald gewandt. »Sie sagten, sie habe sich in ihrer Kuscheldecke verwickelt, sei gestolpert und die Treppe hinuntergestürzt.«

»Nein«, widersprach Judd. »Ich weiß noch, dass Cameron sie umgerannt hat. Keiner hat es mehr geschafft, sie aufzufangen.«

»Sie sagten auch, er habe sie gestoßen«, erinnerte ihn Pescoli, die auf der anderen Seite

des zerschrammten Vernehmungstisches Platz genommen hatte.

»Nun, ich denke, es war ein bisschen was von beidem.« Judd kniff die Augen zusammen und straffte die Schultern. »Ich verstehe nicht, worauf Sie hinauswollen.«

»Ich aber«, schaltete sich Gerald ein. »Als ich an jenem Abend nach Hause gekommen bin, war Cameron vollkommen außer sich. Er stammelte immer wieder, er habe das nicht gewollt, habe Aggie nicht stoßen wollen, aber es sei nicht anders gegangen, was ich nicht verstand. Thanes Version lautete etwas anders. Er sagte, du, Judd, seist in Cameron hineingerannt, so dass er gegen Aggie stürzte. Colt wiederum behauptete, du habest Cam gegen Aggie geschubst. Cam konnte sich offenbar am Treppengeländer festhalten, Aggie nicht.«

»Wir waren Kinder …«, wehrte Judd achselzuckend ab. »Das alles ist lange her. Du erwartest doch wohl nicht, dass sich jeder von

uns haargenau daran erinnert, was passiert ist.«

Pescoli ging zur Tür und öffnete sie. Herein kam Clarissa Johnson Werner. »Sie haben mich herbestellt«, sagte sie entschuldigend zu ihrem Bruder. »Du hast übrigens unrecht«, fuhr sie dann mit fester Stimme fort. »Ich erinnere mich. Ich war da.«

»Was soll das?«, fragte Judd. »Hast du mich etwa belauscht?«

»Ich habe die Befragung auf dem Monitor verfolgt«, erklärte sie kurz angebunden. »Du hast gelogen. Ich habe mit angesehen, was an jenem Tag passiert ist. *Du* steckst hinter alldem, Judd. Vermutlich hast du nicht gewollt, dass Aggie die Treppe hinunterfiel, aber du warst es, der Cameron so fest geschubst hat, dass er gegen sie prallte. Ich hatte telefoniert und kam gerade herein, um nach euch zu sehen … da hast du ihn gestoßen.«

»Wohin soll das Ganze hier führen?«, fragte Judd gereizt. »Es war ein Unfall. Raufende Kinder.« Doch Pescoli bemerkte, dass er anfing zu schwitzen, ein kleiner Schweißtropfen rann ihm die Schläfe hinab.

»Du warst auch dabei, als Kathleen gestorben ist«, fuhr Clarissa nachdrücklich fort. »Du bist mit Cam und Kathy Ski gelaufen, und zwar bei deren letzter Abfahrt. Ich habe gesehen, wie du mit ihnen geredet hast. Hinterher hat Cam mir erzählt, du hättest ihn dazu aufgefordert, ein Wettrennen mit Kathy zu machen, und zwar abseits der präparierten Piste. Du hast ihm erzählt, dass Kathy, genau wie Aggie, nicht ganz normal sei. Verrückt sei sie, hast du behauptet, dabei war Cam derjenige, der psychische Probleme hatte.«

»Wovon redest du?«, fragte Judd. Mittlerweile sammelte sich der Schweiß auch auf seiner Oberlippe. »Das ist doch völlig absurd.

Absoluter Wahnsinn. Das werde ich mir nicht länger anhören.«

Mit dieser Reaktion hatte Pescoli gerechnet, deshalb sagte sie ruhig: »Meine Partnerin und ich haben vor, der Sache auf den Grund zu gehen. Wir wissen, dass Cameron der Mörder war, und vielleicht war er ein Einzeltäter, auch wenn ich mich des Eindrucks nicht erwehren kann, dass er Hilfe hatte. Zunächst dachte ich an Colt, seinen Zwillingsbruder, doch dann fand ich heraus, dass die Firma Ihres Vaters unter dem Deckmäntelchen verschiedener Gesellschaften die alte Fertilisationsklinik aufgekauft hat. Und nun raten Sie mal, wessen Name unter all den Dokumenten steht?«

Judd zuckte nicht mit der Wimper. »Wir kaufen viele Einrichtungen auf. Vor allem medizinische.«

Pescoli lehnte sich in ihrem Stuhl zurück. »Wie war Ihre Beziehung zu Ihrem Bruder Cameron?«

»Mein Bruder war verrückt.«

»Und eine Ihrer Schwestern war zurückgeblieben, eine andere litt unter einer bipolaren Störung. Hm. Sieht so aus, als seien geistige Probleme nicht allein auf die weiblichen Nachkommen Ihres Vaters beschränkt. Ich denke, da ist es nur logisch, dass Cameron jemanden hatte, der ihm bei seinem teuflischen Vorhaben behilflich war, ihm einen kleinen geistigen … ›Schubs‹ gab, wie Sie es formulieren würden.«

»Sie sind doch hier diejenige, die geisteskrank ist, Detective!«, tobte Judd mit zorngerötetem Gesicht, eine Hand zur Faust geballt. Er schob seinen Stuhl zurück und marschierte zur Tür. »Die Befragung ist vorbei!«

»Wir sehen uns, Mr. Johnson!«, rief Pescoli ihm hinterher.

»Den Teufel werden wir!«, gab er über die Schulter zurück und knallte die Tür hinter sich

zu. Gerald, einen zutiefst besorgten Ausdruck im Gesicht, folgte ihm, Clarissa im Schlepptau.

Als sie allein waren, drehte sich Pescoli zu Alvarez um und sagte: »Nun?«

Alvarez grinste schief. »Wir werden ihn schon noch festnageln, hab ich recht?«

»Darauf kannst du dich verlassen.«

Zusammen verließen sie das Vernehmungszimmer und gingen in Richtung Aufenthaltsraum, aus dem immer noch vereinzelt festliche Gesangsfetzen tönten. Alvarez blieb stehen und sah Pescoli an. »Und wieder einmal: ein frohes Weihnachtsfest, Partnerin.«

»Ein frohes Weihnachtsfest.«

Dank

Wie immer haben mir viele Leute beim Schreiben dieses Buches geholfen. Es handelt sich größtenteils um die üblichen Verdächtigen, und sie sind alle einfach großartig. Ich danke Nancy Bush, Alex Craft, Matthew Crose, Niki Crose, Michael Crose, Kelly Foster, Marilyn Katcher, Ken Melum, Robin Rue, John Scognamiglio, Larry Sparks und anderen. Natürlich werden sich Fehler in *Zwillingsbrut* eingeschlichen haben, doch die sind allein mir anzulasten.

Über Lisa Jackson

Lisa Jackson zählt zu den amerikanischen Top-Autorinnen, deren Romane regelmäßig die Bestsellerlisten der *New York Times*, der *USA Today* und der *Publishers Weekly* erobern. Ihre Hochspannungsthriller wurden in 25 Länder verkauft. Auch in Deutschland hat sie den Sprung unter die Top 20 der *Spiegel*-Bestseller-liste geschafft. Lisa Jackson lebt in Oregon.

Mehr Infos über die Autorin und ihre Romane unter: www.lisajackson.com

Über dieses Buch

Dasselbe hübsche Gesicht, dieselben grünen Augen, dasselbe rotbraune Haar. Ärztin Kacey Lambert ist schockiert: Die Frau, die schwer verletzt in die Klinik eingeliefert wurde, ist ihr wie aus dem Gesicht geschnitten. Und sie stirbt. Kurz darauf gibt es weitere Tote, die Kacey verblüffend ähneln. Detective Regan Pescoli und Selena Alvarez ermitteln. Doch auch Kacey stellt Nachforschungen zu ihren Doppelgängerinnen an und schwebt bald schon, ohne es zu ahnen, in höchster Gefahr …

Impressum

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel »Born to die« bei Kensington Publishing Corp., New York.

eBook-Ausgabe 2012
Knaur eBook
© 2011 Susan Lisa Jackson LLC
Published by arrangement with Kensington Publishing Corp.,
New York, NY, USA

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2012 Knaur Taschenbuch
Ein Unternehmen der Droemerschen Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: lüra – Klemt & Mues GbR, Wuppertal

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Coverabbildung: FinePic®, München
ISBN 978-3-426-41545-0

LOVELYBOOKS

Wie hat Ihnen das Buch 'Zwillingsbrut' gefallen?

Schreiben Sie hier **Ihre Meinung** zum Buch

Stöbern Sie in Beiträgen von anderen Lesern

Der Social Reading Stream
Ein Service von LOVELYBOOKS
Rezensionen - Leserunden - Neuigkeiten

© aboutbooks GmbH
Die im Social Reading Stream dargestellten Inhalte stammen von Nutzern der Social Reading Funktion (User Generated Content).
Für die Nutzung des Social Reading Streams ist ein onlinefähiges Lesegerät mit Webbrowser und eine bestehende Internetverbindung notwendig.

Hinweise des Verlags

Wenn Ihnen dieses eBook gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weiteren spannenden Lesestoff aus dem Programm von Knaur eBook und neobooks.

Auf www.knaur-ebook.de finden Sie alle eBooks aus dem Programm der Verlagsgruppe Droemer Knaur.
Mit dem Knaur eBook Newsletter werden Sie regelmäßig über aktuelle Neuerscheinungen informiert.
Auf der Online-Plattform www.neobooks.com publizieren bisher unentdeckte Autoren ihre Werke als eBooks. Als Leser können Sie diese Titel überwiegend kostenlos herunterladen, lesen, rezensieren und zur Bewertung bei Droemer Knaur empfehlen.

Weitere Informationen rund um das Thema eBook erhalten Sie über unsere Facebook- und Twitter-Seiten:

http://www.facebook.com/knaurebook
http://twitter.com/knaurebook

http://www.facebook.com/neobooks

http://twitter.com/neobooks_com

@Created by PDF to ePub